Freymüthige

Anmerkungen

über des

Herrn Ritters von Zimmermann

Fragmente

über

Friedrich den Großen

von

einigen brandenburgischen Patrioten.

Erste Abtheilung.

Niemand ist untrüglich, und keine Geschichte ist von Unrichtigkeiten frey. Ein Geschichtforscher muß darum immer dem andern helfen. Eben so gern muß man sich berichtigen lassen, als man gern andere berichtigt.

v. Zimmermanns Fragmente I Bd. S. 9.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai. 1791.

Bor. 14 (1.2.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G-m-5
1911

Vorbericht.

Die Fragmente des Herrn Ritter von Zimmermann über Friedrich den Großen machten im deutschen Publikum die größte Sensation, als sie erschienen. Der berühmte Namen des Verfassers, die außerordentlichen Quellen, aus denen er geschöpft zu haben versicherte, und die große Menge ganz neuer Nachrichten, die noch in keinem andern Buche zu finden waren, erregten natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit, und nicht wenige Leser, besonders außer den preußischen Landen, glaubten nun in diesen Fragmenten den rechten Aufschluß zur Geschichte Friedrichs gefunden zu haben. Indessen freylich stiegen auch bald bey vielen Lesern, besonders in den preußischen Landen, wo man doch viele Umstände genauer erfahren und besser verificiren kann, als auswärts, mancherley Zweifel auf, und es wur-

den auch schon in öffentlichen Schriften, z. B. im neuen deutschen Museum vom Jun. 1790 S. 638 ff. und in Hrn. O. K. R. Büschings Beyträgen ꝛc. verschiedene merkliche Irrthümer und Widersprüche des Hrn. v. Z. angezeigt. Es setzten darauf einige würdige Geschäftsleute in Berlin über nicht wenig Irrthümer in Sachen die ihre Departemente betrafen, und die sie also am sichersten wissen konnten, Anmerkungen auf, und erboten sich freywillig, sie zum Behufe einer Recension in der allgemeinen deutschen Bibliothek mitzutheilen, welches billig mit Danke angenommen ward. Es fand sich endlich jemand, der es übernahm, nicht nur diese Anmerkungen zum Behufe einer Recension der Fragmente zu redigiren, und seine eigenen Bemerkungen, so weit seine Kenntnisse reichten, hinzuzuthun, sondern auch über diejenigen Behauptungen des Hrn. v. Z., die noch zweifelhaft schienen, von Personen, welche genau davon unterrichtet seyn konnten, zweckmäßige Erkundigungen einzuziehen; eine Arbeit, die wegen sehr mannichfaltiger und zum Theil ziemlich verdunkelter Gegenstände nicht geringe Mühe und Schwierigkeiten, und weil der Zweck war,

ohne

ohne einige andere Rücksicht die Wahrheit zu erforschen, nicht geringe Sorgfalt und Unparteylichkeit erforderte. So entstanden diese Anmerkungen, die wohl eigentlich das Werk mehrerer brandenburgischer Patrioten genannt werden können. Ihre Weitläuftigkeit ward durch die Art, wie eine Menge Gegenstände in den Fragmenten behandelt sind, unvermeidlich; denn ohne umständliche Auseinandersetzung hätte vieles nicht deutlich werden können. Sie wurden als des XCIXten Bandes zweytes Stück der allgemeinen deutschen Bibliothek abgedruckt, und man fand für nöthig, sie auch besonders abdrucken zu lassen. Der Redakteur dieser Anmerkungen überläßt es Kennern, zu urtheilen, ob er an seiner Seite hierbey an Fleiß, Kenntnissen und Ueberlegung etwas habe mangeln lassen, was man mit Billigkeit von ihm fordern könnte, und möchte gern jedermann seine Feder abtreten, der es noch besser zu machen wüßte. Daß er es an Eifer und Sorgfalt, die Wahrheit unparteyisch zu erforschen, nicht hat fehlen lassen, ist er sich bewußt. Sollte ihm auch hierbey, wie er doch nicht hoft, noch sonst etwas mit Rechte vorzuwerfen seyn; so glaubt er doch,

daß

daß die vielen Bemerkungen und Zeugnisse edler Staatsmänner, Geschäftsleute und Wahrheitsfreunde an sich schon wichtig genug seyn werden. Verschiedene haben erlaubt, ihre Namen zu nennen. Mehrere haben dieß freylich nicht erlaubt; aber der Redakteur müßte sich ganz irren, wenn nicht ihre Anmerkungen den innern Beweis mit sich führen, daß sie nicht willkührlich hingeschrieben, sondern aus eigner Erfahrung und aus akrenmäßigen Untersuchungen geschöpft sind. Sie enthalten daher auch ohne Rücksicht darauf, daß dadurch mehrere Erzählungen des Hrn. v. Z. widerlegt oder berichtigt werden, hin und wieder beträchtliche Beyträge zur wahren statistischen Kenntniß der preußischen Lande und zur wahren Geschichte des großen Königs, und werden in sofern schon für das Publikum einen ungezweifelten Werth haben.

Es wird in diesen Anmerkungen nur die kleine Ausgabe der Fragmente citirt, weil sie doch in mehreren Händen ist.

Ueber

Ueber das erste Kapitel.

Von Uebersicht, Zweck und Quellen der Fragmente.

Herr von Z. erklärt sich selbst in diesem Kapitel sowohl über den Zweck als über die Quellen seiner Fragmente folgendergestalt. S. 4 und 5: "Ein "sehr erlaubtes und unschuldiges Streben ist es, irgend et"was über einen so großen Gegenstand zu schreiben, das nicht "aus Volkssagen herstammt, und nicht in berlinischen "Kliquen und Wirthshäusern gesammlet, sondern aus "den ersten und nächsten Quellen geschöpft ist; etwas "also, womit man wenigstens seinem Zeitalter in die "Augen sehen darf."

"Denkwürdigkeiten werde ich in diesen Fragmenten aus "Friedrichs Leben ausheben, wovon der größte Theil nicht "etwa aus Büchern und auswärtigen Ueberlieferungen ge"nommen ist, sondern aus Friedrichs ungedruckten "Briefen; aus sehr vielen handschriftlichen Nachrich"ten von vornehmen Personen, die bey ihm und mit "ihm lebten; aus mündlichem Unterrichte großer Theilha"ber an seinen Geschäften; und aus Antworten auf un"zählige Fragen, die ich einem seiner vieljährigen "Staatsminister und Gesellschafter schriftlich machte, "und worauf ich ein ganzes Jahr hindurch, jede Woche "schriftlich Antwort erhielt. Alle diese Nachrichten und

"Thatsachen werde ich zu dem einzigen Zwecke vorzüglich "leiten, daß man Friedrichs erstaunenden Charakter weni- "ger mißverstehe; daß man nicht für schwarz halte, "was groß und schön ist; daß man nicht schief sehe, "wo nichts zu sehen ist, als fester Grundsatz, tiefer Plan, "Ebenmaaß und Harmonie."

Und ferner S. 13: "Sehr viel Neues erfuhr ich "durch Personen von hohem Stande und hoher "Geburt, Zeitgenossen von der höchsten Würde des "Charakters *), die ich nicht andeuten kann und darf. "Solche lebendige Archive öffnen sich nur dem glück- "lichen Schriftsteller, der noch zur rechten Zeit solche "Schätze sich zu verschaffen weiß, die sonst insge- "mein mit ihren ersten Besitzern von der Erde ver- "schwinden."

Dieser Ton, mit welchem Hr. v. Z. seine Frag- mente ankündigt, wird den Leser allerdings berech- tigen können, sich etwas ganz Außerordentliches von diesem Buche zu versprechen. Der glückliche Schriftsteller, dem sich lebendige Archive öffnen, der sich solche Schätze zu verschaffen weiß, die sonst insgemein mit ihren ersten Besitzern von der Erde verschwinden! — Was kann, was muß man nicht von dem erwarten! Kaum kann man von der Lage, in welcher Friedrich selbst war, als er seine Geschichte schreib, in höherm Tone reden, als Hr. v. Z. selbst von seiner Qualifikation zum Fragmentenschreiber spricht! Also konnten unsere Erwartungen nicht höher gespannt seyn. Von dem- jenigen, dem so außerordentlich vortrefliche Quellen zu Diensten stehen, durfte man erwarten, daß er nicht allein viele unbekannte Nachrichten, und diese in der größten Zuverlässigkeit — Schätze, aus leben-

*) Soll wohl eigentlich heißen: von höchster Würde des Cha- rakters.

lebendigen Archiven geschöpft, die sonst mit den ersten Besitzern von der Erde verschwunden wären, — hervorbringe, sondern daß ihn überhaupt an Richtigkeit, Genauigkeit, Wahrheit und Unparteylichkeit kein anderer Schriftsteller übertreffe.

Reichhaltige Quellen zur Geschichte finden, ist sehr viel werth; aber man muß dabey auch die gehörigen Kenntnisse und Talente haben, um die Quellen gehörig zu würdigen, und aus denselben, so wie es seyn soll, schöpfen zu können. Bloß die Quellen machen noch nicht den Geschichtschreiber. Ein Landsmann des Hrn. v. Z. *) sagt:

Wir müssen hier ein Paradoxon rügen,
Das manchen weisen Herrn die Köpfe bas verrückt,
Den Wahn, der Tag für Tag in den April sie schickt;
Wer Flügel habe, könne fliegen.
Beym Styx, die Flügel hätten sie,
Und kommen doch vom Boden nie —
An Muskeln fehlt's. — —

Ob also Hr. v. Z. die Eigenschaften eines Geschichtschreibers überhaupt, und insbesondre eines Geschichtschreibers Friedrichs II. habe, wird durch unsere Prüfung eines großen Theils der Erzählungen des Hrn. v. Z. und besonders derjenigen, die er für ganz neu ausgiebt, näher erhellen. Wir hoffen, daß wir prüfen dürfen. Hr. v. Z. sagt ja selbst, der Zweck seiner Fragmente sey, daß man nicht für schwarz halte, was groß und schön ist. Also wird er natürlich auch nicht wollen, daß man für groß und schön halte, was klein und lächerlich ist; und wenn es auch ihn selbst beträfe. Er

*) Episteln, Zürich 1785. S. 171.

sagt gerade zu, was ihn gut dünkt. Warum sollten wir es nicht auch thun? Er sagt, — und noch dazu öfters auf eine etwas unschickliche unbillige und unhöfliche Art, — was er von andern Leuten denkt. Warum sollten wir nicht sagen, was wir von ihm denken? Wir hoffen dabey den Vorzug vor Hrn. v. Z. nicht zu verlieren, daß selbst, wenn uns auch irgendwo die Natur der Sache und die Vertheidigung der Wahrheit nicht erlauben sollte, gegen einen so vornehmen Mann, wie der Ritter v. Z. ist, bloß höflich zu reden, wir dennoch uns niemals erlauben werden, auf eine unschickliche oder unbillige Art selbst die Wahrheit zu sagen.

Wir nennen nicht ohne Ursache den Hrn. Ritter v. Z. einen vornehmen Mann; denn der ganze Ton seiner Fragmente sagt allzudeutlich, wie sehr er glaubt, daß er es ist. Wir wollen dagegen nicht das geringste einwenden, weil es uns, und vermuthlich auch unsern Lesern, gar nicht auf vornehmen oder geringen Stand, sondern auf Wahrheit ankommt. Eben so setzt Hr. v. Z. auch, wie man deutlich siehet, einen großen Werth darauf, daß er mit Männern von hohem Stande und hoher Geburt umgehe, und von ihnen viele unbekannte Nachrichten erfahren habe; wobey er in verächtlichen Ausdrücken zu verstehen giebt, Andere, die auch Fragmente oder Anekdoten (denn beides ist, so wie Hr. v. Z. das erste Wort nimmt, gleichbedeutend) herausgegeben haben, wären nicht, wie er, vornehm, sondern ganz gemeines elendes Volk, das gar nicht zu Männern von hohem Stande und hoher Geburt Zutritt haben könne, welches nur einem Manne wie Hr. v. Z. vorbehalten bliebe; — Jene müßten ihre Nachrichten aus elenden berlinischen Wirthshäu-

häusern, Kliquen, u. d. gl. zusammenholen. Wir sind hierin des unvorgreiflichen Dafürhaltens, es komme bey Beurtheilung einer Schrift weder auf die Meynung an, die ein Schriftsteller von sich selbst hegt; noch bey Beurtheilung seiner Nachrichten an sich und bloß und allein auf den hohen Stand und Geburt desjenigen, der sie ihm kann erzählt haben: weil, wenn sonst alles gleich ist, eine richtige und wahre Nachricht, die man in einem Wirthshause erfahren hätte, immer besser seyn würde, als eine unrichtige, die man von einem Staatsminister erführe. Es würde wohl nur darauf ankommen, daß jeder Schriftsteller die Gabe und den guten Willen hätte, alle Erzählungen gehörig zu prüfen, ehe er sie öffentlich bekannt machte. In der gelehrten Welt gilt nicht hoher Stand und hohe Geburt; da werden die Produktionen des Geistes nur nach ihrer Würdigkeit, Wahrheit und Nützlichkeit beurtheilt. Was das Niedrige und Gemeine betrifft, so hütet sich billig jeder Schriftsteller, in eine solche Sprache zu verfallen, deren sich der Pöbel in den Wirthshäusern bedient. Wenn nun freylich derjenige, welcher seinen Umgang mit hohen Personen rühmt, niedrige und pöbelhafte Ausdrücke braucht, so setzt er sich selbst in ein schlechtes Licht; denn er scheint dadurch selbst zu beweisen, der Umgang mit Personen vom Stande müsse wohl noch nicht den Einfluß auf seinen Charakter gehabt haben, den gute Gesellschaft überhaupt, sie sey von welchem Stande sie sey, auf jeden Schriftsteller billig haben sollte. Ob Hr. v. Z. sich solcher Ausdrücke gegen Personen die ihm mißfallen, bedienet habe, mögen die aufmerksamen Leser seiner Fragmente entscheiden.

Wir wenigstens wollen uns durch des Hrn. v. Z. Berufen auf Männer hohen Standes und hoher Geburt nicht hindern lassen, alle Erzählungen des Hrn. v. Z. ganz ruhig und der Wahrheit gemäß zu prüfen und gründlich zu beurtheilen, so weit wir sie durch unsere eigene Kenntniß der Geschichte des Königs, durch die nachgelassenen Werke des Königs selbst, und durch eine Menge Zeugnisse von schätzenswürdigen Königl. Geschäftsleuten in Berlin, und von Personen die nahe um den König waren, welche wir wegen der uns zweifelhaften Stellen befragten, und sogar durch Nachsuchen in Archiven und Registraturen, die auf unsere Bitte vielfältig geschahen, prüfen und beurtheilen können. Selbst Hr. v. Z. kann uns dieß nicht übel deuten. Er wird hoffentlich doch nicht von seiner so billigen Erklärung, die wir auf dem Titel dieser Anmerkungen zum Motto gewählt haben, sich selbst, wegen seines Berufens auf Männer von hohem Stande und hoher Geburt haben ausnehmen wollen; so daß er es für Scandalum Magnatum ausgeben wollte, seine Behauptungen näher zu untersuchen? Eine solche Präsumtion wäre allzulächerlich! Wir haben es überdieß hier nicht mit den Männern vom hohen Stande und hoher Geburt zu thun, mit denen Hr. v. Z. will umgegangen seyn, und die ihm, seiner Versicherung nach, die in seinem Buche befindlichen Nachrichten sollen geliefert haben. Diese kennen wir weiter nicht. Wir haben es mit seinen Fragmenten selbst und mit Hrn. v. Z. zu thun, einem Manne, der ein Schriftsteller ist wie andere, wenn er sich gleich zur Ungebühr vornehm dünkt. Was die Männer von hohem Stande und hoher Geburt ihm mögen gesagt haben, können wir nicht wissen,

und

und können und wollen es nicht beurtheilen, aber wohl können wir seine Erzählungen beurtheilen, so weit sie in seinem Buche vor uns liegen. Wenn sich bey genauerer Untersuchung finden sollte, daß Hr. v. Z. allenthalben neue, wichtige, wahre Nachrichten liefere, daß er sie äußerst genau und zusammenhängend erzähle, wenn diese Nachrichten, indem ihre völlige Richtigkeit verificirt wird oder aus der ganzen Erzählung selbst erhellet, von der Natur sind, daß sie nur aus den ersten Quellen so richtig so genau und pragmatisch haben geschöpft werden können; so wird man mit Vergnügen sehen, daß er die vortreflichsten Quellen nicht nur gehabt, sondern sie auch aufs beste gebraucht habe. Sollte sich aber finden, daß er sich in seinen Fragmenten allenthalben der gröbsten Unrichtigkeiten, der lächerlichsten Fehler schuldig gemacht hätte; sollte sich finden, daß er hin und wieder Dinge vorbringet, welche jemand, der die Geschichte und wahre Beschaffenheit des preußischen Staates nur einigermaßen kennt, ihm unmöglich kann gesagt haben; sollte sich finden, daß er Vorfälle mit solchen Umständen erzählt, welchen die bekannte Geschichte, und selbst des Königs eigene Werke geradezu widersprechen; sollte sich finden, daß er Zeit, Namen und Orte verwechselt, richtige Erzählungen verstümmelt, und sich nicht selten selbst widerspricht; sollten sich vollends dergleichen grobe Irrthümer fast auf allen Bogen seines Werkes finden, — was würde man dann sagen? — Der billigste Mann würde freylich erstaunen, aber er würde sodann auch urtheilen: Entweder müsse es mit des Hrn. v. Z. Berufung auf die besten Quellen nicht allemal richtig seyn, er müsse entweder zu Männern von hohem Stande und hoher Geburt, welche die

Sachen aus den nächsten Quellen wissen konnten, nicht so viel Zutritt gehabt haben, als er vorgiebt, sondern neben solchen zuverlässigen, auch noch mehr aus sehr unzuverlässigen Quellen geschöpft haben; oder sein eigener Mangel an Kenntnissen, sein eigener Mangel an Beurtheilungskraft, an Genauigkeit, sein Ueberfluß von lebhafter Einbildungskraft und Enthusiasmus, vielleicht auch sein Dünkel und leidenschaftliche Heftigkeit müßten ihn ungeschickt gemacht haben, so vortrefliche Quellen recht zu gebrauchen, und wenn seine Erzählungen allenthalben so unerhört unrichtig befunden würden, so müßte er sie — wäre es auch nur aus Mangel eines guten Gedächtnisses — nicht so erzählt haben, wie er sie aus richtigen Quellen geschöpft hätte. Er würde in solchen Fällen auch nicht sich mit Recht auf Männer von hohem Stande und hoher Geburt, und was noch dem Leser wichtiger ist, von genauer Sachkenntniß berufen können, wenn er von ihnen auch noch so viel Materialien zu seinem Werke erhalten hätte, weil durch seine Darstellungsart ihre Erzählungen nicht mehr die ihrigen geblieben, sondern die seinigen geworden seyn würden.

Beide obige Fälle sollen jetzt bloße Voraussetzungen, keinesweges noch sichere Behauptungen seyn. Wir wollen dem Urtheile unserer Leser über den Hrn. v. Z. nicht vorgreifen, und sie werden auch so billig seyn, dasselbe noch zurück zu halten. Wenn sie aber erst diese Anmerkungen und Zweifel, wenigstens nur erst über den ersten Band der Fragmente werden aufmerksam durchgelesen haben, so werden sie vermuthlich in den Stand gesetzt seyn, wo nicht von des Hrn. v. Z. Quellen, — denn sie scheinen wirklich zu sehr ungleichartig zu

seyn,

seyn, um sie im Allgemeinen zu beurtheilen — doch wenigstens gewiß von seiner Geschicklichkeit, sie zu gebrauchen, und überhaupt von seiner Kenntniß des preußischen Staats und der wahren Geschichte Friedrichs II. etwas näher und gewisser zu urtheilen.

Wer das Leben Friedrichs des Großen — wäre es auch nur fragmentarisch — beschreiben will, muß überhaupt Kenntniß der Staatengeschichte und Statistik aller europäischen Länder haben, besonders derjenigen Staaten, mit welchen dieser große Regent während seiner langen Regierungszeit in unmittelbarer Kollision war. Er muß ferner die preußische Geschichte dieses Jahrhunderts genau inne haben; besonders müssen ihm die öffentlich und sicher bekannten Vorfälle seit 1740 sehr genau bekannt und sehr gegenwärtig seyn, damit er unter der großen Menge von Begebenheiten nicht eine mit der andern verwechsele oder sie unrichtig darstelle. Er muß ferner nicht ganz unwissend seyn in der Lehre vom Finanzwesen und von Auflagen; es muß ihm nicht an allen Begriffen von den Verhältnissen fehlen, welche Handlung, Industrie, Manufakturen und Fabriken dazu haben können, und er muß besonders Sorgfalt angewendet haben, das Finanz-, Industrie- und Handelswesen der preußischen Staaten unter Friedrich II. so richtig und vollkommen kennen zu lernen, als es einem Privatmanne möglich ist. Insonderheit muß er viel Fleiß, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit haben, nebst einer gezüchtigten Einbildungskraft. Diese werden ihm dienen, die richtigsten Nachrichten aufzusuchen, und sorgfältig zu prüfen, hernach aber auch die Vorfälle genau so darzustellen, wie sie wirklich durch diese Nachrichten bestimmt werden, und weder etwas dazu noch davon zu thun, es

sey nun aus Leidenschaft, oder Enthusiasmus, oder aus Parteylichkeit, oder weil es hübscher aussieht und ein besser Gemälde macht. Wem diese Eigenschaften, besonders auch die letztern fehlen, kann immer noch ein sehr verdienter Mann seyn; aber er wird wohl thun, wenn er sich mit der Geschichte überhaupt, und besonders mit der Geschichte Friedrichs ganz und gar nicht abgiebt. Die besten, die vortreflichsten Quellen werden ihm sehr wenig helfen; denn theils wird er die daraus geschöpften Nachrichten aus Mangel der Kenntnisse nicht hinlänglich verstehen, theils aus Mangel der jedem Geschichtschreiber nöthigen Talente nicht in ihrer ursprünglichen Reinigkeit darstellen können; und wenn er auch vom Könige selbst unmittelbar dessen Geschichte hätte erzählen hören, so würde es ihm doch an den nothwendigsten Eigenschaften fehlen, um sie andern richtig vorzutragen.

Der Redakteur dieser Anmerkungen ist von der Wahrheit dieser Sätze so sehr überzeugt, daß er wünscht, einsichtsvolle Leser möchten sie auf ihn selbst, in Absicht auf seine Prüfung der Fragmente anwenden. Wenn er nicht seit mehrern Jahren ernstlich bemühet gewesen wäre, diese Kenntnisse und Eigenschaften zu erlangen, so würde er es nicht einmal gewagt haben, die ihm mitgetheilten Anmerkungen und Nachrichten so vieler würdigen Geschäftsleute in Berlin zu redigiren, geschweige selbst über die Geschichte dieses großen Monarchen die geringsten Fragmente oder Anekdoten zu schreiben, womit er seinem Zeitalter in die Augen sehen dürfte. Er ist weit entfernt von der Präsumtion, zu entscheiden, wie weit es ihm gelungen sey, diese Kenntnisse und Eigenschaften sich eigen zu machen, darf aber wohl

ohne

ohne Stolz sagen, er sey sich bewußt, daß sie ihm nicht ganz fehlen; sonst müßte er sich selbst schlecht genug kennen, um sich einer Arbeit unterziehen zu wollen, wozu er ganz unfähig wäre. Zwar ist der größte Theil der in diesem Werke gelieferten Berichtigungen und neuen Nachrichten größtentheils dem vereinigten Eifer und der Wahrheitsliebe würdiger Geschäftsleute in verschiedenen Departementern in Berlin und anderer glaubwürdiger Wahrheitsfreunde zu verdanken, welche auch durch andere Verdienste Ruhm verdienen, die man hier aber nicht rühmen will, um nicht in den Ton des Hrn. v. Z. zu verfallen; sondern sich bloß darauf verläßt, daß der aufmerksame Leser und der Kenner, den Werth der Erinnerungen über die Fragmente des Hrn. v. Z., und daß sie aus sichern Quellen geflossen sind, aus ihnen selbst abnehmen wird. Jeder billige Leser wird auch sehr wohl einsehen, daß der allgemeine Blick, wo die Erzählungen des Hrn. v. Z. etwa zuverlässig oder unzuverlässig seyn möchten, die Formirung der Zweifel, die nähere Erörterung derselben, die Sorgfalt, sich nur an solche Personen zu addressiren, welche richtige Nachrichten geben konnten, die Vergleichung dieser Nachrichten, die fernern Nachforschungen, selbst da wo es die Umstände gestatteten, in Archiven und Registraturen, mancherley große Schwierigkeiten haben, und daher, wenn nicht alles so deutlich zu machen ist, als man wünschte, einige Nachsicht nicht versagen. Sollte es indessen von aufmerksamen Lesern wahrzunehmen, oder in der Folge sicher zu beweisen seyn, daß der Redakteur von solchen Dingen rede, von welchen er nicht gesucht habe, sich die möglichst deutlichen und richtigen Begriffe zu machen, ehe er schrieb; daß er es dabey

an Sorgfalt, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit habe fehlen lassen, und daß er nicht die Kenntnisse habe, die man überhaupt von jedem verlangen muß, der sich mit der Geschichte beschäftigen will; so wird die Schuld seine seyn, und er wird sich gefallen lassen müssen, daß Kenner in solchem Falle mit Recht von ihm urtheilen, er hätte besser gethan, sich einer so mühsamen als undankbaren Arbeit nicht zu unterziehen, weil es ihm an den nöthigsten Eigenschaften dazu gefehlt habe.

Ob Hr. v. Z. diejenigen Eigenschaften besitzt, die er zu einem Werke, wie das seinige, billig hätte haben müssen, wird der Leser etwas deutlicher sehen, wenn er erst auch nur einen Theil dieser Anmerkungen aufmerksam wird durchgelesen haben. Der Redakteur wagt hier noch einige allgemeine Anmerkungen über die Fähigkeit des Hrn. v. Z. zum Geschichtschreiber überhaupt und besonders zum Geschichtschreiber Friedrichs II. Man wird hoffentlich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben urtheilen können, wenn man nur die Fragmente des Hrn. v. Z. und seine übrigen Schriften gelesen hat.

Herr von Z. ist ein Mann von großem Geiste und großen Kenntnissen, er ist einer der vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands; welcher verständige Mann, und der die deutsche Litteratur kennet, wird das leugnen? Daß er nicht eigentliche historische und statistische Kenntnisse im strengsten Verstande des Wortes sich erworben hat, sondern in ganz andern Fächern, die mit der Geschichte nichts gemein haben, einer der größten Gelehrten ist, werden diejenigen, welche mit seinen besten Schriften bekannt sind — und welcher ächte Liebhaber der deutschen

Litte-

Litteratur sollte sie nicht kennen? — leicht einsehen. Es ist auch wohl leicht zu erachten, daß er sich nicht besonders auf die preußische Geschichte und Statistik werde gelegt haben, welche ganz außer dem Kreise seiner sonst ausgebreiteten Kenntnisse zu liegen scheinen. Ferner ist nicht zu erwarten, und es zeigt sich auch weder in seinen Fragmenten, noch in seinen andern Schriften, die geringste Spur, daß er sich um gründliche Kenntnisse von Industrie, Handlung, Cirkulation und Finanzwesen, besonders der preußischen Staaten, ernstlich bemühet habe; es möchten vielmehr in den Fragmenten in die Augen fallende Proben vom Gegentheile zu finden seyn. Der gänzliche Mangel solcher Kenntnisse machte bey einem Unternehmen, wie das des Hrn. v. Z., große Schwierigkeit; das war vorauszusehen. Indessen, ehe man seine Fragmente las, konnte man theils nicht wissen, welche Kenntnisse Hr. v. Z. etwa mit eisernem Fleiße seit kurzem zu erhalten sich bemühet hätte, theils hatte er in seinen frühern Schriften so viel Talent und so viel reife Beurtheilungskraft gezeigt, daß man von ihm wohl hätte vermuthen sollen, er werde reiflich beurtheilt haben, welche Vorkenntnisse zu einer Arbeit über das Leben Friedrichs, selbst wenn sie nur fragmentarisch seyn sollte, gehören würden, so, daß er sich nicht ganz unvorbereitet daran würde gemacht, sondern durch Sorgfalt und genaue Nachforschung und Vergleichung allenfalls die Kenntnisse, die ihm könnten gefehlt haben, würde, so viel möglich, einigermaßen zu ersetzen gesucht haben. Wenn man in des Hrn. v. Z. vortreflichem Werke von der Erfahrung in der Arzneykunst im Iten Buche das 2te und 3te Kapitel, von der falschen Erfahrung überhaupt, und von der wahren Erfah-

rung

rung überhaupt; und im IIIten Buche das 1te Kapitel, von dem Beobachtungsgeiste überhaupt lieset; so siehet man, wie gut er versteht, was zum Erfahren und Beobachten gehöret, und man muß um so viel mehr erstaunen, daß er seine daselbst geäußerten Grundsätze in seinen Fragmenten so ganz und gar nicht angewendet hat. Aber es scheint, daß seit den 27 Jahren, da Hr. v. Z. sein Buch von der Erfahrung schrieb, mit ihm eine Veränderung vorgegangen seyn müsse, welche ihn vielleicht zum Geschichtschreiber jetzt viel weniger geschickt macht, als damals. Zwar redet Hr. v. Z. selbst sehr geringschätzig von seiner damaligen Zeit. Er sagt in seinem Werke Ueber Friedrich den Großen (in der großen Ausgabe, S. 284.) "Meine Lage war so gering "und klein als möglich; denn ich war ein kleiner Doktor und "ein komisches Magistratsglied im kleinsten Städtlein der "Schweiz." — Mag seyn, daß die Lage und das Städtlein gering war! — Aber in dieser geringen Lage schrieb Hr. v. Z. Werke, welche seinen Namen auf die späteste Nachwelt bringen werden; und seine nachherige verbesserte Lage, und daß er ein großer Doktor geworden ist, scheint, ohne daß seine Talente sich selbst verringert hätten, auf sein Betragen als Schriftsteller nicht den vortheilhaftesten Einfluß gehabt zu haben, und ihn immer weniger zu haben, je größer er wird. Sein im kleinsten Städtlein in der Schweiz geschriebenes unsterbliches Werk über die Erfahrung wird immer noch die Nachwelt schätzen, wenn alle seine Titel und Würden und sein von ihm selbst so sehr gerühmter Umgang mit Männern von hohem Stande und von hoher Geburt längst werden vergessen seyn. Es ist ein klassisches Werk, mit Gründlichkeit, Ruhe und Ordnung,

nung, und dabey mit so viel Bescheidenheit als Anmuth geschrieben. Vielleicht eben weil er damals in einer geringen Lage war, bot er alle Seelenkräfte auf, um etwas Vollkommenes zu liefern, und lieferte es. Mit seiner veränderten Lage scheint seine Meynung von sich selbst sehr zugenommen, und seine Meynung von dem, was er dem Publikum als Schriftsteller schuldig ist, sehr abgenommen zu haben; daher es fast scheint, er glaube, er dürfe sich nun sogar viel Mühe nicht mehr geben. In seinem großen Werke über die Einsamkeit wird man zwar keine Verminderung seiner vortreflichen Talente gewahr. Eine Menge Stellen sind voll heller philosophischen Blicke, und mit einer Lebhaftigkeit und Anmuth vorgetragen, welche den Leser an sich ziehet, und diesem Werke ein sehr vorzügliches Verdienst gewähren. Aber man bemerkt auch darinn gar sehr den Mangel aller Ordnung und eines deutlichen Plans. In der Anlage des Ganzen vermißt man die reife Beurtheilungskraft, wodurch sich das Werk über die Erfahrung so sehr auszeichnet, und man vermißt sie auch zuweilen an einzelnen Stellen. Die lebhafte und blühende Einbildungskraft, die dem Hrn. v. Z. so sehr eigen ist, verschönert und erheitert zwar die Gegenstände, aber verwirrt sie auch nicht selten, weil er nicht sorgte, sie durch den Verstand zu mäßigen. Es scheint, er glaubte damals schon, er dürfe sich viel erlauben, und das Publikum müsse viel ertragen; er dürfe, ohne fernere Ueberlegung, schreiben, was ihm gerade in den Kopf kommt, in einem Tone, als ob seine Studierstube die ganze Welt wäre, und als ob er nur zu seinen Hausgenossen spräche, und nicht zu dem Publikum, dessen aufgeklärterem Theile jeder Schriftsteller Ehrerbietung

schul-

schuldig ist. Daher die Sprünge, Abschweifungen, Weitschweifigkeiten, unwürdige niedrige Ausfälle, Unanständigkeiten aller Art, Unnützlichkeiten, die neben den herrlichsten Stellen auf so unbegreifliche Weise abstechen. Aber die vorzügliche Vortrefflichkeit so sehr vieler einzelner Kapitel versöhnte noch den Leser mit dem Verfasser.

Wie manche Bemerkungen dieser Art machten nicht unbefangene Leser schon bey dem Werke über Friedrich den Großen und meine drey und dreyßig Unterredungen mit Ihm, und bey seinem Schreiben über Mirabeau! Aber noch mehr, als diese und das Werk über die Einsamkeit, geben leider die Fragmente über Friedrich II. dazu Anlaß. Der Dünkel, sich über alles wegzusetzen, was ein Schriftsteller dem Publikum schuldig ist, hat sichtlich zugenommen; und sehr unglücklich ist es noch dabey, daß Hr. v. Z. hier fast in allen Hauptmaterien, die er bearbeiten will, ziemlich fremd ist, daher seine eigentlichen Talente ihm wenig nützen, zumal da er die jedem Schriftsteller gebührende Sorgfalt, das was er schreibt, wohl zu überlegen, fast ganz vergessen zu haben scheint. Wem diese letztern Behauptungen und alles andere, was in diesem Einleitungskapitel im Allgemeinen gesagt werden muß, etwa zu hart scheinen möchte, den ersuchen wir sich zu gedulden, bis er die in den folgenden Kapiteln enthaltene Anmerkungen auch nur zum Theile gelesen hat, und er urtheile sodann, ob die sehr vielen Beweise, die davon vorkommen, überzeugend sind, oder nicht.

Aber schon jeder aufmerksame Leser der Fragmente wird sich überzeugen können, daß die Schreib-

art

art in denselben gerade das Gegentheil von der ruhigen und gesetzten Schreibart in dem Werke über die Erfahrung, und warlich einer bedächtigen und wohluntersuchten Geschichte nicht angemessen ist; so daß man dem Tone der Schreibart nach eher glauben möchte, Hr. v. Z. habe das Werk über die Erfahrung erst im reifen Alter, und die Fragmente schon in der Jugend geschrieben. Fast nie zeigt er hier die der Geschichte anständige Simplicität und Ruhe. Fast nie hat er den bescheidenen Ton des Wahrheitsfreundes, der sich selbst erst sorgfältig von der Wahrheit der Erzählungen überzeugt, um sie andern wieder der Wahrheit gemäß zu erzählen. Fast immer redet er decisiv, polternd, als ob niemand außer ihm etwas von Friedrich II., und er alles wüßte. Immer ist er angespannt, schreibt cum Impetu, als triebe ihn ein innerer Geist; und es treiben ihn auch wirklich zwey innere Geister, und hindern ihn nur allzuoft, die Wahrheit zu sehen. Dieß sind seine lebhafte Einbildungskraft, und seine heftige Leidenschaften, sein Zorn, sein Dünkel vornehm zu scheinen, sein Kützel, das geltend zu machen was ihm gefällt, und das verächtlich zu machen was das Unglück hat, ihm zu mißfallen; Eigenschaften des Geistes, welche ein Geschichtschreiber am meisten im Zaume zu halten suchen sollte, weil durch sie schon so viele Unwahrheiten in die Geschichte gebracht worden sind. Aber eben hierdurch sündigt Hr. v. Z. am meisten. Hat ihn einmal seine Leidenschaft wider jemand oder für jemand eingenommen, so nehmen alle Gegenstände, Politik, Religion, Aufklärung, und was es sonst sey, eine ganz andere Gestalt an. Hat seine Einbildungskraft ihm einmal

einen Vorfall auf eine gewisse Art vorgestellt, so ist er davon durch nichts abzubringen, und es fällt ihm gar nicht ein, weiter um sich zu sehen, ob er den Vorfall auch vorher selbst recht genau wisse; es fällt ihm gar nicht ein, weitere Erkundigungen einzuziehen, welche freylich mehrentheils sehr mühsam, aber zur Wahrheit der Geschichte überhaupt doch so sehr nöthig sind. Vielmehr sind seine Einbildungskraft und seine Leidenschaft, sobald sie einmal angeflammt sind, nur beschäftigt, alle Umstände der Erzählung so zu wenden, daß sie in dem Gesichtspunkte erscheinen, den er im Sinne hat. Ja nicht selten ist ziemlich deutlich zu merken, daß seine lebhafte Einbildungskraft eine Geschichte, die er von sachkundigen Zeugen mag haben erzählen hören, sogar etwas umformt und allenfalls manche Umstände noch hinzu erfindet, um sie auszuputzen und ihr das Ansehen zu geben, als käme sie aus einer Quelle, die alles, bis auf die kleinsten Nebenumstände, habe an die Hand geben können; wobey es denn freylich zuweilen unglücklich geschiehet, daß diese Nebenumstände der bekannten wahren Geschichte widersprechen, und also aus der intendirten Glaubwürdigkeit noch mehr Unglaubwürdigkeit entstehet.

Es giebt aber auch in den Fragmenten außer den Beweisen der Einbildungskraft des Verfassers, noch viele Beweise von einer andern Eigenschaft desselben, nemlich von einer großen Einbildung von sich selbst, welche bey ihm mit den Jahren sehr zugenommen zu haben scheint:

And *little I* the Hero of each Tale!

Solche Einbildung, übertrieben oder nicht, wenn sie jemand glücklich und mit sich zufrieden macht,

macht, ist an sich eine meistens so unschädliche kleine Thorheit, daß sie im gemeinen Leben einem sonst verdienten und guten Manne wohl pflegt vergeben zu werden, wenn sie nur der Gesellschaft nicht allzu beschwerlich wird. Indessen, wenn jemand diese Thorheit in öffentlichen Schriften auf eine so unbehutsame Art zur Schau stellt, wie der Herr Ritter v. Z. in seinen Fragmenten, so wird er die Leser eben nicht zu seinem Vortheile einnehmen, und der toleranteste unter ihnen wird wenigstens über die Präsumtion etwas lächeln. Wir werden uns in den folgenden Anmerkungen dieses Lächelns wohl auch nicht ganz enthalten können; denn der Hr. v. Z. legt es seinen Lesern zuweilen so nahe, daß es schwer seyn möchte, ganz ernsthaft zu bleiben. Da überhaupt nicht zu vermeiden ist, daß die Erörterung der vielen vom Hrn. v. Z. unrichtig erzählten Geschichten weitläuftig werde, weil man alles umständlich aus einander setzen muß; so werden bey manchen trockenen Untersuchungen die Beispiele der kleinen Schwachheit des Hrn. Ritters sich für sehr wichtig zu halten, zumahl im Kontraste mit Fehlern die man viel unwichtigern Leuten nicht vergeben würde, bisweilen dienen, den Leser bey guter Laune zu erhalten, und wir werden einige ganz natürliche Gelegenheiten, unsere Leser ein wenig zu amüsiren, vielleicht nicht verschmähen. Wenn aber diese übermäßige Einbildung von sich selbst in Verachtung und hämische Verunglimpfung anderer verdienter Männer ausartet, so wird sie eine allzuniedrige, und die Würde der Gelehrsamkeit entehrende Unart, als daß es angenehm seyn könnte, sich lange dabey aufzuhalten. Daß sich der Herr Ritter v. Z. dieser Unart in seinen Fragmenten nicht selten schuldig gemacht hat, dar-

über ist nur Eine Stimme im Publikum, so wie auch nur Eine Stimme ist im Bedauern, daß ein solcher Mann sich von einer wilden Leidenschaft so weit hinreißen ließ, die ihn so tief erniedrigt. Wir werden daher von den groben Ausbrüchen dieser Vergehungen des Verfassers lieber die Augen abwenden, und so wenig davon erwähnen, als es die Umstände erlauben wollen.

Unparteyische Leser werden wohl einsehen, daß die Gemüthsstimmung des Hrn. v. Z. nicht eigentlich diejenige sey, in welcher billig ein Geschichtschreiber schreiben sollte. Das unparteyische Publikum wird es also freylich wohl einsehen, daß von der Vortreflichkeit der Quellen, woraus Herr v. Z. will geschöpft haben, nicht auf die Vortreflichkeit seines Buchs ein sicherer Schluß zu machen seyn werde. Ist sein Verfahren so, wie es eben geschildert worden, so werden die Männer von hohem Stande und von hoher Geburt, von welchen er sehr viel Neues will erfahren haben, so wie alle andere Zeugen, die ihm etwas können gesagt haben, nicht alles das verantworten dürfen, was er schreibt. Derjenige, den er hauptsächlich namentlich anführt, ist der ehemalige Königliche Staatsminister Freyherr v. der Horst. Daß wir uns hier, mit Beybehaltung der größten Ehrerbietung gegen seine Person und seinen Stand, etwas näher über ihn erklären müssen, erfordert die Art, wie ihn Hr. v. Z. so oft (und wie es fast scheinen möchte, zuweilen zur Unzeit, z. B. I Th. S. 163.) und auf solche Art citirt, als ob er bloß mit dem Namen dieses Ministers jeden Widerspruch gegen seine so oft unzuverläßigen Erzählungen niederschlagen wollte. Es

gar

ist gar kein Zweifel, daß dieser würdige Staatsmann die edelste Absicht dabey gehabt habe, wenn er dem Hrn. v. Z. Nachrichten mittheilte, und daß manches Richtige, was in den Fragmenten vorkommt, Ihm zu danken ist. Indessen können wir hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß wir anstatt der Zimmermannischen Fragmente lieber Mémoires sur Frédéric II. par Mr. de Horst gesehen hätten. Ein Mann, in den Geschäften grau geworden, von ausgebreiteter Kenntniß des Staats und seiner Geschichte, von festen Principien, von reifer Beurtheilungskraft, wahrheitliebend und sorgfältig, streng gegen sich selbst und billig gegen andere, schnell übersehend im Ganzen und genau in jeden Umständen des Details, hätte ein ganz andres Werk geliefert. Würde, Anstand, Bescheidenheit und Edelmuth würden es charakterisiren. Ein solcher Mann würde in seiner Erzählung, was er aus eigener Erfahrung wußte und zuverlässig bezeugen könnte, von dem, was er etwa nur vom Hörensagen hätte, oder sich unvollkommen erinnerte, genau unterscheiden; daher würde die höchste Zuverlässigkeit der unauslöschliche Charakter eines solchen Werkes seyn. Dieß allein könnte unsern obigen Wunsch rechtfertigen. Denn nachdem die von dem Herrn Staatsminister von der Horst mitgetheilten Nachrichten durch die unzuverlässigen Hände des Hrn. v. Z. gegangen sind; so weiß man nun nicht allein nicht genau, was der Herr von der Horst wirklich gesagt hat, oder was der Hr. v. Z. von einem andern kann gehöret haben, sondern man muß auch oft den gerechtesten Zweifel hegen, ob dasjenige, was wirklich von dem Herrn von der Horst herkommt, vom Hrn. v. Z. sey genau eben so in sein Buch übertragen worden, als er es

von dem Herrn von der Horst hörte. Dem sehr wohlmeinenden und vernünftigen Rathe des Herrn von der Horst hat Hr. von Z. doch nicht folgen wollen, wovon er selbst in der wilden Hitze seiner Leidenschaft ein sehr einleuchtendes Beyspiel im IIIten Bande S. 267 anführt, welches zwar in der plumpen Sprache des Hrn. v. Z. vorgetragen ist, welche gewiß niemand einem so edlen Manne wie der Hr. v. d. H. ist, zutrauen wird; aber doch deutlich genug zeigt, daß Hr. v. d. Horst den Hrn. v. Z. von unwürdigen Ausschweifungen hat abhalten wollen. Aber Hr. v. Z. ging seinen eigenen Weg und folgte nicht. Es werden sich gleich in dem folgenden IIten Kapitel Beyspiele finden, von solchen höchst seltsamen Behauptungen, welche niemand, der den preußischen Staat und die Geschäfte nur einigermaßen kennt, geschweige ein Staatsminister, dem Hrn. v. Z. kann gesagt haben. Dieß ist zugleich ein sicherer Beweis, daß der Herr von der Horst nicht etwa die Zimmermannischen Fragmente vor dem Abdrucke durchgesehen hat, wie man sich sonst bey der sehr dreisten Art, mit welcher dieser Minister so oft citirt wird, etwa vorstellen könnte. Um desto mehr bleibt es ungewiß, ob der Hr. v. d. Horst dem Hrn. v. Z. Auftrag und Erlaubniß gegeben habe, ihn bey allen Gelegenheiten zum Gewährsmann anzuführen. Wenn dieser würdige Minister wirklich eine solche Erlaubniß gegegen hätte; so wäre es die Pflicht des Hrn. v. Z. gewesen, jedes Wort, was er auf den Namen des Hrn. v. d. H. debitirt, ihm vor dem Abdrucke zu zeigen, um zu erfahren, ob er auch genau dessen Meynung getroffen habe. So machten es andere billigere Gelehrte. Denn es würde doch wahrlich heißen, einen

Mann

Mann von hohem Stande und hoher Geburt vor der Welt kompromittiren, wenn man sich mehr auf ihn berufen wollte, als er selbst zu erlauben geneigt wäre, da er denn in die große Verlegenheit kommen würde, einem Schriftsteller, den er sonst begünstigte, nicht öffentlich gerade widersprechen, noch weniger sich in gelehrte Streitigkeiten mischen zu wollen, wovor er eine billige Abneigung haben kann. Es kann mancher vornehme und rechtschaffene Mann Zeugniß über eine Sache geben, will aber nicht, daß man seinen Namen nennen soll. Es ist sodann der Billigkeit gemäß, daß ein Schriftsteller hierin eher allzubehutsam als allzuvorschnell sey. Daß Hr. v. Z. hierin sehr indiskret ist, erhellt daraus, daß er Briefe des Hrn. Grafen von Herzberg abdrucken läßt, von welchem er unmöglich die Erlaubniß sie abzudrucken erhalten haben kann, wie sich aus dem Inhalte der Briefe selbst leicht abnehmen lässet, zumal da sogar in dem einen Briefe (Th. I. S. 155.) ausdrücklich gesagt ist, "Qu'il ne "devait en faire aucun usage." Ob er es nun mit dem Hrn. v. d. Horst eben so gemacht habe, muß man billig dahin gestellt seyn lassen. Hat Hr. v. Z. aber sein Manuskript dem Hrn. v. d. Horst (in sofern es die von ihm erzählten Nachrichten betrifft) nicht vor dem Abdrucke zur Durchsicht gegeben, so hat er sehr unrecht gethan. Die Behandlungsart, die man in seinen Fragmenten allenthalben wahrnimmt, hat sowohl seiner Einbildungskraft als seiner Einbildung freyen Spielraum gegeben, alle Nachrichten, die er auch von diesem würdigen Staatsmanne und sonst von den zuverläßigsten Zeugen gehört haben kann, nach seiner eigenen Art zu modeln, und sie mit sehr unzuverlässigen Erzählungen auf eine Art

zu vermischen, wodurch selbst das Zuverlässigste unzuverlässig werden kann, wie unten an sehr treffenden Beyspielen gezeigt werden wird.

Wir wollen hier zuletzt noch zwey in diesem Kapitel vorkommende Beyspiele anführen, wie die **Einbildung** und die **Einbildungskraft** des Hrn. v. Z. gemeinschaftlich zu wirken pflegt. Er ist, wie diejenigen wissen, welche seine von dem sel. Prof. Meckel herausgegebene Krankengeschichte gelesen haben, mit dem leidigen Uebel der Hypochondrie behaftet, welches man bey Beurtheilung einiger sonderbaren Erscheinungen in des Hrn. v. Z. Schriften nicht aus den Augen lassen muß. Der sel. Meckel schildert am Ende der gedachten Krankengeschichte *) den nach Erfolg glücklicher Genesung wiederhergestellten Gemüthszustand des Hrn. v. Z. auf solche Art, wie er, so viel man aus dem, was von ihm seitdem bekannt geworden ist, abnehmen kann, wohl noch jetzt seyn mag. Er sagt: "Ingenii vires illi nunc sunt longe acutiores, ima-"ginatio ac perceptiones vividiores, *affectus vero* "*hinc vehementiores*, animum ejus, *viribus imagina-*"*tionis* auctis, *iniquitatum magis magisque impati-*"*entem* reddentes." Die Hypochondrie des Hrn. v. Z. macht, daß er oft für gelb und schwarz ansieht, was weiß und roth ist; sie schaft ihm oft in seiner Einbildungskraft *iniquitates*, wo gar keine sind, und da er sich mit seinem lieben Ich so sehr vorzüglich zu beschäftigen pflegt, so findet er oft *iniquitates*, die Ihn angehen, und wird *impatiens*, wo er doch nur ganz ruhig seyn könnte. Die Ungeduld tritt ihn überhaupt gar zu oft an! Er stellt sich vor, daß er gewaltig viel Feinde hat, und wir möchten uns zu be-

*) S. Io. Fr. Meckel Tr. de morbo hernioso congenito singulari et complicato feliciter curato. Berol. 1772. gr. 8. S. 148.

behaupten getrauen, er habe gar keine, außer diejenigen, welche er sich etwa durch sein hin und wieder etwas unartiges Betragen selbst schaft. Wenn sich der gute Hr. v. Z. hievon einmal erst nur recht lebhaft überzeugen könnte; so würde er vermuthlich manche kummervolle Stunde weniger haben, und manchen unbedachtsamen Schritt weniger thun.

Er sagt hier S. 15: "Die Beobachtungen, welche "ich selbst unter Friedrichs Augen vor seinem Lehnstuhl "machte, waren überall, und zumal in Berlin, ein gar "schmerzhafter Dorn in den Augen vieler gelehrten Herren, "die es mir durchaus nicht verzeihen wollen, daß ich "vor diesem Lehnstuhl stand." Dieß ist wohl nichts als leere Einbildung! Man siehet aus dem dritten Bande der Fragmente, welche überaus große Wichtigkeit Hr. v. Z. auf seinen Beruf zum Könige legt. Er glaubt, sein Ruf wäre sehr geheimnißvoll gewesen, er habe da schreckliche Tage erlebt, er habe dort viele Gefahr ausgestanden und was der thörigten Einbildungen mehr sind. Nun glaubt er gar, man wolle es ihm durchaus nicht verzeihen, daß er vor des Königs Lehnstuhl gestanden habe. Was doch die leidige Hypochondrie nicht thut! Lauter iniquitates setzt sie dem Herrn Ritter in den Kopf! Hr. v. Z. hat eine zu üble Meynung von der guten Stadt Berlin; denn wir trauen uns zu behaupten, daß Hr. v. Z. daselbst und in Potsdam viel weniger Feinde hat, als er sich einbildet. Wir müssen uns nur recht verstehen. Nicht, daß Hr. v. Z. vor des Königs Lehnstuhl gestanden hat, ist irgend jemand in Berlin anstößig gewesen. Man hat ja in Berlin vor demselben so sehr viele Leute, Einheimische und Ausländer, gesehen, ohne sie desfalls weder zu beneiden noch anzufeinden. Warum hätte man denn

den Hrn. v. Z. deshalb anfeinden sollen? Des Hrn. v. Z. persönliches Betragen in Potsdam war auch, wie man unparteyisch gestehen muß, gar nicht so beschaffen, daß er sich dadurch hätte Feinde zuziehen können; vielmehr erwarben sich sowohl er als seine würdige Gemahlinn die Achtung und Freundschaft aller derer Personen, die sie näher kennen lernten. Eben so würde es in Berlin gewesen seyn, wenn Hr. v. Z. für gut gefunden hätte, dahin zu kommen, wovon ihn eine sehr überflüssige Bedenklichkeit abhielt. Wenn also jetzund wirklich viele Personen in Berlin und in Potsdam anders über Hrn. v. Z. denken als ehemals, so ist es wirklich nicht deswegen, weil man ihm durchaus nicht verzeihen wollte, daß er vor Friedrichs Lehnstuhl stand, noch viel weniger deswegen, weil seine medicinischen, politischen, Mirabeauwiderlegenden, Jesuitenriecherischen, und Aufklärungverdammenden Beobachtungen, welche alle ziemlich gleich unwichtig sind, irgend jemand ein schmerzhafter Dorn im Auge wären; sondern wirklich deswegen, weil sein Betragen als Schriftsteller, in seinem Buche über Friedrich den Großen und in seinen Fragmenten, gerade das Gegentheil von seinem persönlichen Betragen in Potsdam ist.

Wer sollten denn wohl diejenigen gelehrten Herren in Berlin seyn, welche es dem Hrn. v. Z. durchaus nicht hätten verzeihen wollen, daß er vor Friedrichs Lehnstuhle stand? Der nächste Verdacht mußte wohl natürlich auf die Aerzte in Berlin fallen. Will also etwa Hr. v. Z. zu verstehen geben, Cothenius, Selle, Theden, Frese, hätten ihn deswegen beneiden können, weil er zum Könige kam?

Die-

Diesen Aerzten mußte es gewiß nicht anders als sehr angenehm seyn, daß Hr. v. Z. gerufen ward. Sie konnten voraussehen, Hr. v. Z. würde nichts anders finden als was sie auch gefunden hatten, nemlich daß der König unheilbar war. Herr Selle hatte dieß schon geurtheilt, ehe Hr. v. Z. ankam, und hatte es auch dem Könige ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, wie Hr. v. Z. dieß in Hrn. Sellens Krankengeschichte des Königs S. 43. finden kann. Diesen Aerzten war es also sehr lieb, daß ein so berühmter Arzt, wie Hr. v. Z. bestätigen mußte, was sie längst gewußt und gesagt hatten. Oder glaubt Hr. v. Z. etwa, diese verdienten Männer hätten glauben können, Hr. v. Z. wäre ein so sehr außerordentlicher Arzt, daß er da, wo die medicinische Kunst keine Hülfe mehr geben konnte, doch Hülfe finden, und dadurch ihren medicinischen Ruhm verdunkeln würde? Das wohl nicht! Denn diese Männer kannten und verehrten zwar des Hrn. v. Z. große medicinische Einsichten; aber sie kannten auch die Krankheit zu gut, und waren ihrer eigenen Kunst zu gut kundig, als daß sie hierin vom Hrn. v. Z. etwas hätten befürchten können. Wäre es allenfalls möglich, welches doch gar nicht zu vermuthen ist, daß irgend ein Gedanken dieser Art in ihnen hätte aufsteigen können, so hätten sie sich doch durch des Hrn. v. Z. eigene doppelte Beschreibung dessen, was er vor Friedrichs Lehnstuhle eigentlich that, gänzlich beruhigen müssen; da man aus dieser eigenen Beschreibung so unwidersprechlich siehet, daß der Hr. v. Z. vor Friedrichs Lehnstuhl viel weniger als die berlinischen Aerzte, oder eigentlich gar nichts that. Oder glaubt Hr. v. Z., diese Männer oder sonst jemand könnten ihm seine zwey Tausend Thaler beneiden? Hoffentlich

denkt

denkt er nicht niedrig genug, um einen solchen Verdacht zu hegen. Wer diese Männer kennt, wird sie ohnedieß von einem solchen Verdachte frey sprechen.

Eben so ungerechterweise hat Hr. v. Z. andere Gelehrte in Berlin, die nicht Aerzte waren, in Verdacht, daß sie ihn wegen seines Rufs zum Könige anfeinden könnten. Hr. v. Z. war in Berlin, so wie in ganz Deutschland, als einer der vorzüglichsten deutschen Gelehrten allgemein geschätzt und verehrt, ehe er durch seine drey letzten Schriften die allgemeine Achtung etwas vermindert hatte. Die deutschen Gelehrten in Berlin freuten sich vielmehr, daß ein deutscher Gelehrter zum Könige berufen worden war. Daß dieß die allgemeine Gesinnung der Gelehrten in Berlin war, wird jeder bezeugen können, der damals in Berlin Gelehrte sah. Warum hätten sie Hrn. v. Z. beneiden, warum es ihm durchaus nicht vergeben sollen? Es sind ohngefehr zwölf bis zwanzig Gelehrte in Berlin zum Könige zu verschiedenen Zeiten gerufen worden und haben mit ihm gesprochen. Niemand aber, der Berlin und die berlinischen Gelehrten besser kennt als Hr. v. Z., wird jemals gehört haben, daß nur einer von den Gelehrten, die mit dem Könige gesprochen haben, von denen wäre angefeindet worden, welche niemals mit dem Könige gesprochen hatten. Wenn also das Stehen vor des Königs Lehnstuhl unter den berlinischen Gelehrten selbst keine Kollision, oder sonst eine Feindschaft machte; warum hätten sie es denn einem Ausländer, wie der Hr. v. Z., durchaus nicht verzeihen wollen? Dieß ist also eine bloße leere Einbildung des Hrn. v. Z., welche seine Einbildungskraft

kraft auf eine so schwarze Art ausmalt, daß er endlich auf die allerungereimtesten, einem vernünftigen Manne gar nicht anständigen Vermuthungen kommt.

Damit man nicht glaube, daß wir uns allzuhart ausdrücken, führen wir zwey Beyspiele solcher Vermuthungen des Hrn. v. Z. an:

S. 15 dieses Iten Theils heißt es: "Einige wilde "preußische Schwärmer haben geglaubt, sie seyen Patrio"ten, wenn sie diejenigen, die irgend einen Fehler oder irgend "eine Schwäche des großen Königs öffentlich erzählen, für "Nichtswürdige erklären, oder wie mir dieß wirklich widerfahren ist, thöricht mit dem Tode bedrohen!" Und im IIIten Bande S. 360 sagt er: "Mord und "Vernichtung drohet mir aber gewiß gleich beym Anblicke der Aufschrift des 31. Kapitels: über die berlinische "Aufklärungssynagoge und ihre Jesuitenriecherey, die "berlinische Legion." Wenn dieß nicht ungereimte Einbildung ist, so ist es keine! Mitleidiges Lächeln und Achselzucken, welche durch den Dünkel und die Phantasieen des Herrn Ritters sehr natürlich erregt werden, ist nicht Mord. Wir glauben dieses zur Vermeidung alles Mißverständnisses, und damit der gute Hr. v. Z. nicht allzuviel Böses von uns befürchte, weil er uns auch etwa zur berlinischen Legion rechnen möchte, hier deutlich erklären zu müssen, weil wir voraus sehen, daß wir das gedachte Lächeln und Achselzucken in der Folge dieser Anmerkungen sehr oft nicht werden vermeiden können. Damit wollen wir ihm wirklich nichts Uebels thun. Wir wollen gar nicht seinen Tod, sondern vielmehr, daß er lebe und wo möglich, sich bessere!

Ueber

Ueber das zweyte Kapitel.

Von Friedrich Wilhelm dem Ersten. Vom Charakter seiner Regierung und ihrem Einflusse auf die Regierung seines Sohnes.

König Friedrich Wilhelm I. war gewiß ein Regent, der Wunderdinge in seinem Lande gethan hat. Dieß ist eine eben so sichere Wahrheit, als daß Er von vielen, ausgenommen von seinem größern Königl. Sohne, lange verkannt und falsch beurtheilt worden ist. Es wäre also wohl der Mühe werth, daß die wahren Eigenschaften und Verdienste dieses so sehr verkannten Königs auseinandergesetzt würden. Aber dazu würde ein Mann gehören, welcher die preußischen Staaten genau kennte, so wie sie damals waren und wie sie jetzt sind; der die preussische Geschichte genau studirt hätte, und auch in der Reichsgeschichte der übrigen europäischen Staaten nicht fremd wäre; der vom preußischen Finanzwesen, von Einrichtung der Kassen, u. s. w., wobey Friedrich Wilhelm I. so viel that, gute Kenntnisse hätte, und von den preußischen Manufakturen und der Art, sie zu errichten und zu unterhalten, richtig zu urtheilen im Stande wäre. Ist Hr. v. Z. ein solcher Mann? Wir zweifeln daran. Wir wollen sogleich einige Beyspiele anführen, welche zeigen werden, wie wenig Kenntnisse er von dem Zustande des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm I. besitzt. Die Behandlung dieses Kapitels wird schon nicht geringe Besorgnisse wegen der folgenden erwecken.

cken. Wenn das Pferd beym ersten Schritte aus dem Stalle stolpert, pflegt man es für ein übles Zeichen zu halten; und man kann von der Geschicklichkeit eines Ritters keine große Meynung haben, der gleich beym ersten Eintritte in die Schranken, im Sattel schwankt und sich an die Mähne hält.

Herr v. Z. sagt S. 18: "Friedrich Wilhelm I. hat "den großen Handel aufs äußerste begünstigt." Den großen Handel? Weiß Hr. v. Z. wohl, was Handlungsverständige den großen Handel nennen? Vermuthlich nicht. K. Friedrich II. sagt von der Regierungszeit seines Vaters: "Notre commerce *n'étoit pas* "*encore né; le gouvernement l'étouffoit en suivant des* "*principes qui s'opposoient directement à ses progrès.*" (S. Oeuvres de Fr. II. publiés de son vivant, T. I. p. 422.) Das ist ja gerade das Gegentheil von dem, was uns Hr. v. Z. sagt. Ebenfalls sagt der König in der Histoire de mon tems, T. I. p. 28: "Die "Bilanz des Handels habe jährlich 1,200,000 Rthlr. "verloren." Wie ging das zu, wenn der große Handel so begünstigt war? Hr. v. Z. beliebe uns doch zu sagen, wo denn damals der große Handel in den preußischen Staaten war, und was denn wohl Friedrich Wilhelm I. zu Begünstigung des großen Handels gethan hätte? Die Etablirung des Handlungshauses Splittgerber und Daum war etwas; aber ein einziges großes Komptoir macht ja noch nicht den großen Handel eines weitläuftigen Staats aus. Außerdem war ja bekanntlich dieses Haus, außerdem daß es die Bankiersgeschäfte für den Hof versah, hauptsächlich auf Fabriken gegründet, z. B. auf die große Gewehrfabrik und das Messingswerk. Eben so beschäftigte sich die unter

diesem Könige von einigen Kaufleuten in Berlin errichtete russische Kompagnie hauptsächlich mit Vertrieb der brandenburgischen Manufakturwaaren, wogegen sie russische Produkte einführte. Diese Kompagnie ward ohne Zuthun des Königs errichtet und er hat sie weiter nicht begünstigt, als daß durch Negociationen es dahin gebracht wurde, daß die russische Armee eine kurze Zeit aus den preußischen Tuchmanufakturen bekleidet ward.

Den Seehandel in Königsberg, Memel und Stettin, welcher damals so beträchtlich nicht war, ließ dieser König so wie er ihn fand. Die Ausgrabung und Verbesserung des Hafens von Swinemünde, die Erneuerung des Finowkanals, der Plauensche und der neue Oderkanal, nebst dem brombergischen Kanale gehören bekanntlich erst unter Friedrichs II. Regierung. Hr. v. Z. spricht also vom damaligen großen Handel, wie der Blinde von der Farbe. Ordnung und äußerste Sparsamkeit in der Staatsverwaltung, Beförderung jedes nützlichen Fleißes, besonders der Manufakturen, war das große Verdienst Friedrich Wilhelms I. Dieß ist so bekannt, daß auch Hr. v. Z. nicht umhin kann, es zu preisen. Aber auch dabey fällt er in die lächerlichsten Fehler, weil er den Zustand des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm I. **gar nicht kennt.** Er sagt S. 19: "Dem "Vortheile kleiner Händler, die nichts als fremde Fabrikwaa"ren verkauften, wollte er freylich die Wohlfart seiner Fabri"ken von Wolle und Baumwolle nicht aufopfern." **Wie? Unter Fr. Wilh. I. wären in den preußischen Staaten Baumwollenmanufakturen gewesen?** Konnte Hr. v. Z. seine Unwissenheit wohl auf eine schimpflichere Weise verrathen? Er weiß also nicht einmal, was jeder Schüler weiß, daß zu den Zeiten Friedrich Wil-

Wilhelms I. nicht nur keine Baumwollenmanufakturen in preußischen Landen waren, sondern daß dieser König alle baumwollne Zeuge dermaßen haßte, daß er sogar, wenn sich ein kattunener Bettumhang in einem Hause fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Wämser vom Leibe reißen ließ. Dieß that der König zur Beförderung der Leinen- und Wollenmanufakturen, welche ihm so sehr am Herzen lagen. Aber auch von diesen unter Friedrich Wilhelm I. etablirten Manufakturen macht Hr. v. Z., der, wenn er einmal sich einer Sache annimmt, recht ins Große geht, einen ganz lächerlich übertriebnen Begriff. Er sagt S. 19: "Es hatte "schon über eine Million Menschen Antheil oder auch "ihren völligen Unterhalt von den einländischen Fabriken." Nach der genauen Berechnung des Herrn Grafen v. Herzberg war die Anzahl der preußischen Unterthanen zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. 2,240,000 Menschen, und zehn Jahre vorher kann man gewiß so viel nicht annehmen. Also meynt wohl Hr. v. Z., die Hälfte der Unterthanen hätte sich mit Fabriken und Manufakturen beschäftigt? Was muß er für Ideen von Nahrung haben! S. 18 sagt er: "Die von Friedrich Wilhelm I. veranstalteten Wollarbeiten "beschäftigen noch jetzt Millionen Hände." Das heißt ins Große gegangen! Vermuthlich wird Hr. v. Z. auch die linken Hände dazu rechnen, um eine größere Zahl herauszubringen! Und was der Mann für eine genaue Kenntniß von den brandenburgischen Wollenfabriken hat! Nur die von Friedrich Wilhelm I. veranstalteten Wollenarbeiten sollen noch jetzt Millionen Hände beschäftigen. Das hieße, wenn man es im eigentlichen Verstande nehmen will, das Lagerhaus müßte so viel beschäftigen; denn eigent-

lich nur dasselbe hat Er gewissermaßen veranstaltet. Die Tuchmachereyen von Landtüchern in Züllichau, Ruppin, Treuenbriezen u. a. Orten in der Mark waren schon viel älter, und bekamen nur damals durch die Bekleidung der so sehr vermehrten Armee mehrere Arbeit. Die berlinischen Manufakturen von leichten wollenen Zeugen, Etaminen, Sergen, Kalemanken u. s. w., besonders die große Wegelische Manufaktur, entstanden zwar unter seiner Regierung und nährten viele Tausende, aber nicht eigentlich durch Seine Veranstaltung, sondern durch eigene Industrie. Wie wenig Hr. v. Z. die wahre Geschichte der brandenburgischen Industrie kennet, zeigt folgendes: Oben gab er unter König Friedrich Wilhelm I. "durch alle einländische Manufak"turen, nur einer Million Menschen Unterhalt." Hier nun versichert er wieder: "Bloß die von Friedrich Wil"helm I. veranstalteten Wollarbeiten beschäftigten noch jezt "Millionen Hände." Wir möchten dem guten Hrn. v. Z. gern ins Ohr raunen, daß er doch nicht von Sachen sprechen möchte, die er gar nicht versteht; weil er sich sonst bey Kennern lächerlich macht. Es hatten die Wollenarbeiten unter Friedrich Wilhelm I. außerordentlich weit verbreiteten Debit innerhalb Landes und außerhalb. Jezt sind zwar weit mehr andere Fabriken und Manufakturen aller Art da; aber daß die Wollenarbeiten so sehr viel stärker wären, als unter Friedrich Wilhelm I., wird sich kaum behaupten lassen, wenn man nämlich die schlesischen Wollarbeiten, die unter Friedrich Wilhelm I. nicht in Anschlag kamen, wie es billig ist, nicht dazurechnet. Also verräth derjenige eine sehr schimpfliche Unwissenheit, der sich einbildet, die Wollenarbeiten beschäftigten jezt zehn oder zwanzigmal mehr Hände.

Hände. Aber was hindert den Hrn. Ritter v. Z. seine Unwissenheit, zu behaupten was ihm beliebt? Er will einmal dem preußischen Staate wohl, und Millionen Hände klingt so pompös! Wo ist denn auch der Schriftsteller, der dem preußischen Staate so mit Gnade und Huld beygethan ist, der ihn so reich und mächtig machen will! Man bedenke nur, wie viel die Millionen Wollarbeiter dem Staate an Gelde eintragen müssen!

Aber wenn man Hrn. v. Z. glauben wollte, so müßte damals das preußische Land so unermeßlich reich an numerärer Münze gewesen seyn, wie beynahe ein anderes Eldorado. Man höre eine Behauptung des Hrn Ritters, welche wirklich der Regierung Friedrich Wilhelms I. einen ganz neuen Glanz giebt! Man höre, und erstaune!

König Friedrich II. schreibt in seiner Histoire de mon tems, Tome I. S. 26, Sein Herr Vater habe ihm einen Schatz von 8,700,000 Thaler hinterlassen. Darauf erwidert Hr. v. Z. S. 21. "Herr "Fischer, Professor in Halle, sagt: der Schatz Friedrich "Wilhelms habe im Jahre 1731 aus sechszig Millionen "Thaler bestanden, und im Jahre 1740 aus zwey und sie"benzig Millionen. Andre sprechen gar von hundert Mil"lionen." Es ist kein Zweifel, daß man auch sehr leicht von tausend Millionen sprechen kann; das kostet nichts! Aber einen Schatz von zwey und siebenzig Millionen, auf etwa $2\frac{1}{4}$ Millionen Menschen und sieben Millionen jährlicher Einkünfte, sollte doch wohl, wer ein wenig überlegt ehe er schreibt, billig nicht annehmen. Hier möchte man wohl anwenden, was Voltaire (Oeuvres T. LXIII. p. 168.) von jemand sagt, der einen Etat machen wollte, daß der König von

Frankreich jährlich 740,000,000 Livres einnehmen sollte: "C'est apparemment le trésorier *d'Aboul-Cas-*"*sem*, qui a fait ce petit état. Une pareille finance "ne ressemble pas mal à la poësie. *C'est une très-*"*noble fiction!*" Und welches ganz ungereimte Verhältniß ist in dieser lächerlich übertriebenen Angabe! In den ersten 19 Jahren von 1713 bis 1731 sollen sechzig Millionen zurückgelegt worden seyn. Nun fand K. Friedrich Wilhelm I. bekanntlich beym Antritte seiner Regierung keinen Schatz. Er müßte also in diesen ersten 19 Jahren bey geringerer Population und Einkünften im Durchschnitte jährlich mehr als drey Millionen zurückgelegt haben. Hingegen in den letztern 9 Jahren von 1732 bis 1740, wo doch offenbar die Population und die Einkünfte vermehrt waren, sollten nur im Durchschnitte jährlich $1\frac{1}{3}$ Million seyn zurückgelegt worden? Wie wenig ist doch selbst die Erdichtung überlegt! Indessen ist Hr. Prof. Fischer noch einigermaßen mehr zu entschuldigen, als Hr. v. Z.; denn als er dieß schrieb, waren die Oeuvres posthumes du Roi noch nicht heraus, und vermuthlich schämt er sich jetzt seiner eigenen übertriebenen Angabe, und würde sie — wir trauen ihm so viel Klugheit zu — doch nun, da er das eigenhändige Zeugniß Friedrichs II. vor sich hat (welcher wohl am besten wissen mußte, wie viel er im Schatze fand), nicht behaupten und des Königs Nachricht für falsch erklären wollen. Eine solche Dreistigkeit war Hrn. v. Z. vorbehalten. Gerade das Uebertriebene dieser noblen Fiktion scheint ihm zu gefallen, und er sagt ganz unbekümmert: "Man darf doch ungefehr behaup-"ten, der Herr Professor Fischer in Halle habe Recht, "und die nachgelassenen Werke Königs Friedrichs des zwey-

"ten

"ten haben Unrecht." — Das ist doch ein starkes Stück des Herrn Ritters! — Er decidirt: ein Professor in Halle, der eine höchstunvollkommene Kompilation über das Leben des Königs schrieb, habe selbst wider den König Recht, wenn er den Schatz mehr als achtmahl stärker angiebt, als der König! Wirklich eine herrliche Probe des Neuen, was Hr. v. Z. nicht etwa aus berlinischen Kliquen und Wirthshäusern, sondern aus den nächsten Quellen geschöpft hat! Ob Hr. Prof. Fischer auch wohl Männer von hohem Stande und hoher Geburt zu Quellen gehabt haben mag? — Wichtige Quellen müßten es seyn, die wider Friedrich II. gelten sollten! —

Doch Hr. v. Z. fährt noch fort: "Es ist unglaublich, daß König Friedrich II. mit seiner eignen "Hand geschrieben habe: sein Vater habe nicht mehr hinterlassen, als acht Millionen und siebenmalhundert"tausend Thaler. — Mir sagte ein Staatsminister Friedrichs des Großen lächelnd: diese acht Millionen seyen ein "Fehler des Abschreibers, oder ein Druckfehler; denn "die Unrichtigkeit der Summe sey klar und offenbar."

Wie? Unglaublich, daß der König geschrieben habe, was er deutlich und nicht etwa mit Zahlen, sondern ganz mit Buchstaben schrieb? Klar und offenbar, daß der König unrichtig geschrieben? Denn möchte man sich doch billig sehr wundern, daß der Graf von Herzberg, auch ein Staatsminister, und dabey ein so großer Kenner der preussischen Geschichte nach allen ihren Theilen, diese ganz entsetzliche, ganz offenbare Unrichtigkeit nicht anmerkte, da er doch in den nächstvorhergehenden Zeilen, wo der König angiebt, Friedrich Wilhelm I. habe ihm 3,000,000 Menschen hinterlassen, anmerkt: "der König habe eine runde Summe gesetzt, aber

"die wahre Volksmenge habe im Jahr 1740 nur "2,240,000 Menschen betragen." Nun ist aber der Verstoß von 72,000,000 Rthlr. baaren Geldes, welche Hr. Prof. Fischer und Hr. Ritter v. Z. dem Könige verleihen, zu 8,700,000 Rthlr., die der König selbst nur versichert gefunden zu haben, so sehr stark, daß man gewiß annehmen kann, der Graf v. Herzberg würde einen so sehr viel größern Verstoß gewiß angemerkt haben, indem wir vermuthen, er möge vom Schatze etwas zuverlässigeres wissen als Hr. Prof. Fischer zusammt dem Hrn. Ritter von Zimmermann. Da er nun dieß nicht that, so unterstehen wir uns vorauszusetzen, es müsse doch so gar unglaublich nicht seyn, was der König schrieb, es müsse doch die Unrichtigkeit der von ihm angegebenen Summe nicht klar und offenbar seyn, es möge also der König in dem, was er von seinem eigenen Schatze sagt, wohl Recht, hingegen Hr. Prof. Fischer, und mit ihm Hr. v. Z. sehr Unrecht haben. Dieß unterstehen wir uns um so viel mehr zu glauben, da so manche würdige Geschäftsmänner in Berlin, die von den preußischen Finanzen sehr gute Kenntnisse haben, eben der Meinung sind, und sich über die Präsumtion des Hrn. v. Z. nicht wenig gewundert haben. Daß die Summe ein Fehler des Abschreibers sey, läßt sich vollends gar nicht denken, da es mit Buchstaben deutlich ausgeschrieben ist, und eben so wenig ist es ein Druckfehler, wie man aus der noch wohl verwahrten Handschrift sehen kann.

Es mag dahin gestellet seyn, ob wirklich ein Staatsminister dem Hrn. v. Z. auf eine so sonderbare Weise wider eine ausdrückliche Behauptung des Königs habe Zweifel beybringen und sogar den

Schatz mehr als achtmal vergrößern wollen; oder ob es Hr. v. Z. nur vorgiebt. Es scheint uns, daß niemand, welcher die Geschichte und den damaligen Zustand der preußischen Länder mit Aufmerksamkeit studiret hat, an den Angaben des Königs etwas Unwahrscheinliches, noch weniger etwas offenbar Unwahres finden kann. Hingegen wird gewiß ein solcher die Angabe des Hrn. Prof. Fischers und des Hrn. v. Z. ganz unmöglich finden. Wenigstens sind die Gründe, welche Hr. v. Z. anführt, nicht so beschaffen, daß sie jemand berechtigen können, dem, was der König selbst sagt, geradezu zu widersprechen. Wir wollen sie hier doch etwas näher beleuchten. Er sagt S. 23:

1) "Hat man auch nur einige Kenntniß des ältern "preußischen Finanzetats, wovon sich in Wien vor vie"len Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, so "kann man wissen: daß Friedrich Wilhelm I. in den letzten "Jahren über eine Million und drey hundert tausend "Thaler jährlich in seinen Schatz legte." Was ist das für ein Grund, den König Lügen zu strafen? Ein preußischer Finanzetat, von welchem sich ehemals in Wien Abschriften gefunden haben sollen? Man weiß also nicht einmal gewiß, ob solche Abschriften da waren oder nicht. Und wer sagt uns, ob dieser angebliche Finanzetat authentisch oder erdichtet war? Wenn man weiß, wie äußerst geheim unter Friedrich Wilhelm I., und noch bis nach dem siebenjährigen Kriege alle Finanzetats gehalten worden sind; so möchte man in dubio wohl glauben, daß dieser angebliche Finanzetat erdichtet gewesen sey. Ferner läßt sich sehr wahrscheinlich vermuthen, wenn man damals in Wien von der überwiegenden Macht des preußischen Staats so genau unterrichtet und versi-

chert gewesen wäre, daß er einen Schatz von 72 Millionen hätte sammlen können, so würde der Wiener Hof denselben im J. 1740 nicht so verachtet haben.

Man kann also mit gutem Fuge zweifeln, daß es damals etatsmäßig gewesen seyn könne, über $1\frac{1}{4}$ Million in den Schatz zu legen. Und zwar vielleicht am wenigsten in den letzten Jahren der Regierung des Königs, denn von 1736 bis 1739 ward viel Silberzeug verfertigt;*) es ist daher sehr wahrscheinlich, daß weniger Geld in den Schatz gelegt worden ist. So viel weiß man aus sehr glaubwürdigen Nachrichten, daß K. Friedrich Wilhelm I. das Silber, welches er verarbeiten ließ, um es auf dem Schlosse auszustellen, zu seinem Schatze rechnete, und daß dieses Silberzeug wirklich in den Schatzrechnungen aufgeführet ward. Seine Meinung war, daß das Silbergeschirr (wie es auch bald darauf wirklich geschah), sobald der Schatz erschöpft seyn würde, oder sonst das Wohl des Staats es erforderte, sollte in die Münze gebracht werden. Darum schafte dieser kluge Haushalter Meubles von massivem Silber, nicht andere kostbare Sachen an.

Sehr seltsam ist es, daß Hr. v. Z., welcher die Angabe des Königs vom Schatze achtfach vervielfältigen will, dennoch die Angabe des Königs von den jährlichen Einkünften seines Vaters nicht anficht, die derselbe auf 7,400,000 Thaler setzt. Wer nur ein wenig die Sache überlegt, und im Finanzwesen nicht ganz unwissend ist, wird sehr leicht einsehen können, daß wenn die Ersparnisse so ungeheuer groß gewesen wären, auch die Einnahme ungemein viel größer gewesen seyn müßte. Herr

O. C.

*) Erst im Jahr 1739 ward das silberne Chor im Rittersaale aufgesetzt.

O. C. Büsching hat in seinen kürzlich herausgekommenen zuverlässigen Beyträgen zu der Regierungsgeschichte König Friedrichs II. einen Generalfinanzetat aus den Zeiten K. Fr. Wilhelms I. bekannt gemacht, welcher (ungeachtet in manchen Nebensachen darüber etwas zu erinnern wäre), dennoch im Allgemeinen hinlänglich ist, zum jetzigen Zwecke zu zeigen, daß die Angabe des Königs von den Einkünften ungefähr richtig sey, wie sich das auch ohnedieß nicht anders vermuthen läßt. Aus diesem Etat siehet man, daß damals *) etatsmäßig noch nichts für den Schatz ausgeworfen gewesen ist, sondern daß vermuthlich von dem, was in der preußischen Finanzsprache das Plus im Gegensatze des Etats heißt, eine verhältnißmäßige Summe nach eigenem Gutbefinden in den Schatz gelegt worden sey. Wenn man von der damaligen Verfassung des preußischen Staats, von den damaligen noch sehr eingeschränkten Quellen und Hülfsmitteln der Einnahme **), und von den großen nöthigen Ausgaben sich einen richtigen und deutlichen Begriff zu machen sucht; so wird man sehr leicht einsehen, es sey damals unmöglich gewesen mehr als ein Sechstheil der Staatseinnahme für den Schatz etatsmäßig anzuweisen, woraus denn offenbar erhellet, daß der

*) Es ist das Jahr, von welchem dieser Etat ist, nicht angegeben. Es scheint fast, daß er nicht von den allerletzten Jahren K. Fried. Wilh. I. seyn könne. Vielleicht ist er etwa ungefehr vom Jahre 1735 oder 1736. Es wird darinn der neugeworbenen Truppen gedacht. Bekanntlich ging die Errichtung neuer Regimenter im Jahr 1734 zu Ende. Doch könnte es freylich auch seyn, daß diese Benennung nur aus einem Etat in den andern wäre beybehalten worden.

**) König Friedrich II. sagt selbst in der oben angezogenen Stelle der Histoire de mon tems, T. I. p. 26: "Le feu Roi "avait laissé point de dettes, les finances bien administrées, "*mais peu de ressources.*"

angeblich in Wien vorhanden geweſen ſeyn ſollende preußiſche Finanzetat eine leere Chimäre iſt.

Hr. v. Z. ſagt S. 24 weiter:

2) "Kam nun ſeit 1720 jährlich auch nur eine Million "in ſeinen Schatz; ſo würde dieſes ſchon zweymal ſo viel "und weit mehr betragen als die angegebenen Acht Mil"lionen.

3) "Aber noch weit größer war unter Friedrich Wil"helm I. der jährliche Zufluß der Schatzkammer aus der "ſogenannten Rekrutenkaſſe. Alles mußte dazu bei"tragen, und dieß machte gewiß eine weit größere "Summe."

Was die Rekrutenkaſſe betrifft, ſo möchte wohl des Hrn. v. Z. Behauptung auf eine ungereimte Art übertrieben ſeyn. Es iſt nicht andem, daß alles zu dieſer Kaſſe hätte beytragen müſſen. Die Haupteinnahmen der Rekrutenkaſſe waren die freiwillig angebotenen Summen derjenigen, die ſich von dem Könige ein Amt oder eine Gnade ausbaten. Dieß konnte allerdings zuweilen eine beträchtliche Einnahme machen; aber es iſt lächerlich, daß Hr. v. Z. ſich einbildet, ſie hätte allezeit jährlich weit über eine Million ſteigen können. In dem oben gedachten von Hrn. O. C. R. Büſching gelieferten Generaletat iſt S. 316 die jährliche Einnahme der Rekrutenkaſſe nur mit 8000 Rthlr. auf den Generaldomainenetat geſetzt, und es leben noch jetzt würdige Geſchäftsmänner, welche die Finanzen wohl kannten, und bezeugen, daß die Einkünfte der Rekrutenkaſſe nicht zugereicht haben, das potsdamſche große Grenadierregiment zu erhalten. Es iſt auch der damalige Ertrag der Rekrutenkaſſe gar nicht ſo geheim, wie Hr. v. Z. ein paar Zeilen darauf

darauf vorgiebt, indem er behauptet, daß nur der Staatsminister von Marschall und der Geheimerath Truzettel (den Hr. v. Z. Trautzettel nennt) den Ertrag derselben hätten wissen können. Die Rekrutenkasse war bekanntlich was die jetzige Chargenkasse ist, und in derselben alten Registraturen würde ohne Zweifel der damalige Ertrag sehr wohl aufzufinden seyn, wenn sich jemand die Mühe geben wollte nachzusuchen. Zu den dem Hrn. v. Z. eignen Widersprüchen gehört, daß er in der angeführten Stelle behauptet, bloß den Herren von Marschall und Truzettel wäre bekannt gewesen, wie viel König Friedrich Wilhelm I. jährlich in seinen Schatz legte, und doch wenig Zeilen vorher sagt, es sey das etatsmäßige Quantum für den Schatz bis nach Wien bekannt geworden. Uebrigens ist es gänzlich ungegründet, daß diese beide Herren gewußt hätten, was in den Schatz gelegt ward, und eben so ungegründet ist es, daß der Geheimerath Truzettel den Schlüssel zum Schatze gehabt hätte, wie Hr. v. Z. auch vorgiebt. Folgende wahre Nachricht kommt aus einer Quelle, die nicht sicherer und zuverlässiger seyn kann. Als K. Fried. Wilh. I. die Gewölbe zum Schatze einrichten ließ, wo sie noch sind, nahm er bekanntlich seine Wohnzimmer über denselben. Aus seiner Schlafkammer ging eine geheime Treppe in den Schatz, deren Eingang er allemal selbst verschloß, so wie er auch die drey Schlüssel zum Schatzgewölbe selbst in seiner Verwahrung hatte. Wenn etwas in den Schatz gebracht werden sollte, ging der König allezeit selbst durch die geheime Treppe (welche erst unter der jetzigen Regierung ist vermauert worden) hinein, sah selbst nach, und ließ in seiner Gegenwart wieder die

Ein=

Eingänge verschließen. Er hatte dabey bloß einen Rendanten (welches aber der Geheimerath Truzettel nicht war), der das gehörige aufschreiben mußte; die allgemeine Rechnung führte der König selbst. Dieß währete so bis ins J. 1738, wo dem Könige das Podagra es zu beschwerlich machte, allezeit selbst in den Schatz zu gehen; daher trug er es dem damaligen Geheimenfinanzrathe (nachherigem Staatsminister) v. Boden auf, gegenwärtig zu seyn, wenn etwas im Schatze zu verrichten war. Von den drey Schlüsseln ward allemal einer an den König, versiegelt, der zweyte an die Königinn abgeliefert, welche denselben in einem ausdrücklich dazu verfertigten eisernen Kasten verschloß, und der dritte an einem dritten Ort niedergelegt. Nach dem Tode des Staatsministers v. Boden vertraute K. Friedrich II. dem noch lebenden Staatsminister Herrn Grafen v. Blumenthal die völlige Aufsicht über den Schatz an, welcher seitdem dieß wichtige Amt rühmlichst verwaltet.

Was nun No. 2. anbetrift, so ist ganz richtig, daß wenn seit 1720 jährlich eine Million in den Schatz gelegt worden wäre, dieses bis 1740 netto 20 Millionen macht. Die Frage ist nur, ob es nicht eine grobe Unwissenheit in der Staatsgeschichte König Friedrich Wilhelms verrathe, wenn man schon seit dem Jahre 1720 eine solche jährliche Ersparung annehmen will. Ferner, wenn nun auch Hr. v. Z. diese 20 Millionen für den preußischen Staat glaubte erobert zu haben; so fehlen ihm doch noch ganze 52 Millionen, um den reichen Schatz des Hrn. Prof. Fischers zu füllen, da derselbe nach Hrn. v. Z. Behauptung, Recht, und hingegen der König selbst Unrecht haben soll. In den sieben Jahren von 1713 bis 1719 müßte also bey geringeren

Popu-

Populationen und Einkünften nach Hrn. v. Z. ganze 52 Millionen, oder im Durchschnitte jährlich über sieben Millionen in den Schatz gelegt worden seyn, und in den folgenden offenbar stärkern zwanzig Jahren nicht mehr als arme 20 Millionen. Dieß ist im Verhältnisse doch noch ungereimter als das vom Hrn. Prof. Fischer angegebene auch ungereimte Verhältniß (S. oben S. 36.). Aber Hr. v. Z. übertrift sich hier auch wirklich selbst!

Wir wollen aus der Geschichte nur kurz die Begebenheiten anführen, welche während der Regierung K. Friedrich Wilhelms I. große außerordentliche Ausgaben erfoderten. Man wird aus dieser allgemeinen Uebersicht, welche nicht leichtsinnig hingeworfene Sätze enthält, sondern das Resultat ernsthafter Untersuchungen ist, einsehen, daß wohl die Zunahme der preußischen Finanzen einen etwas andern Gang möge genommen haben; daß es diesem Könige, der in diesem Jahrhunderte das erste rühmliche Beyspiel gab, einen Staat durch Sparsamkeit und Ordnung groß zu machen, wohl sehr sauer möge geworden seyn, die ersten 100,000 Rthlr. zurückzulegen, und daß er mit Millionen nicht so habe um sich werfen können, wie Hr. Prof. Fischer und Hr. v. Z. Ein sorgfältiger und aufmerksamer Blick auf die wahre Geschichte des Landes giebt in Dingen dieser Art ganz andere Ideen, als die erhitzte Einbildungskraft. Wir erinnern uns übrigens nicht, in irgend einem gedruckten Buche eine ähnliche Uebersicht gefunden zu haben. Vielleicht ist sie daher auch manchem Leser lehrreich, der die preußische neuere Geschichte näher zu untersuchen Neigung hat. Es ist ein zufälliger Vortheil der vielen Falschheiten, die Hr. v. Z. in

diese

diese Geschichte gebracht hat, daß zu Widerlegung derselben die Wahrheit ans Licht kommt.

Die Einkünfte zu Zeiten K. Friedrichs I. sind noch in keinem gedruckten Buche angegeben. Aus Zwanzigs *Incrementa Domus Brandenburgicae*, einem handschriftlichem ansehnlichen Werke in IX. Foliobänden, das ganz aus archivalischen Nachrichten zusammengetragen ist (und wovon außer dem Exemplare im Königl. Archive nur ein einziges komplettes Exemplar existirt), erhellet (T. VIII. Tit. IX. Cap. 6.), daß im Jahr 1706 die gewissen Einkünfte auf 4,500,000 Rthlr. zu rechnen waren, und wenn man einige Nebengefälle dazu rechnet, so kommt alles kaum auf fünf Millionen. Zwar meint Zwanzig, im Jahr 1710 wären wohl, wegen der seit 1707 gemachten vielen Erhöhungen und besondern außerordentlichen Auflagen, desgleichen

"durch die Erbverpachtungen und Bezahlung "derer Vorstandsgelder und baarer Erle- "gungen der Cautionen, so die Pächter, Land- "und Rent-Bediente, als ein Kapital dem Kö- "nige vorauszahlen müssen, und davon ihnen im "Pachtkontrakt die Interessen zu 6 procent im "Jahre einzubehalten, an die Arrhende und Ein- "nahme passiret werden"

die Einkünfte auf sechs Millionen gestiegen; aber er setzt auch hinzu:

"Es sind aber, wie man ex post facto siehet, durch "dergleichen verschiedene Erhöhungen die Königl. "Lande insgesammt sehr erschöpft, ja gar auf "den Fall des kommenden Ruins gesetzt, so "daß fast zu befürchten, es werden dergleichen "Erhöhungen in vielerley Stücken müssen ge- "lindert werden."

Dieß

Dieß mußte auch bekanntlich schon unter der Regierung Friedrichs I. geschehen, wo angefangen ward, wegen der vielen Unordnungen und ausfallenden Einnahmen die Erbpachtungen wieder aufzuheben. Hiezu kommt noch, daß in den Jahren 1709 und 1710 Litthauen durch die Pest ganz verwüstet ward, indem in diesen beiden Jahren 247,733 Menschen daselbst und in Preußen starben. Man kann also sicher annehmen was der Archivarius Zwanzig, der aus Archivnachrichten schrieb, voraussah, daß sich von 1710 bis 1713 die Einkünfte vermindert haben, und man wird also wohl vermuthen dürfen, die Einkünfte, welche König Friedrich Wilhelm I. fand, möchten nicht weit über 5,500,000 Thaler betragen haben. Man kann sogar sehr wahrscheinlich annehmen, daß in den ersten zwey oder drey Jahren seiner Regierung die Einkünfte eher geringer gewesen sind. Er schafte gleich von den ausserordentlichen und übertriebenen Abgaben verschiedene ab. Zwar schafte er auch eine Menge unnützer Hofämter ab, und zog die Besoldungen ein; aber in der ersten Zeit wurden dadurch sehr viel Leute in Verlegenheit gesetzt, ob es gleich in der Folge sehr nützlich ward. Handwerker und Kaufleute verdienten weniger, die Cirkulation stockte. Von den vornehmen Leuten, die Besoldungen gehabt hatten, gingen nicht wenige außer Landes. Leute von der geringern Klasse gingen wegen der plötzlich angefangenen Werbung häufig weg, weswegen öffentliche Edikte erlassen werden mußten. Es waren also in den Jahren 1713 bis 1715 gewiß Population und Cirkulation, und wahrscheinlich auch die Einkünfte, geringer als 1710. Die kleine Vermehrung der Einkünfte durch die Acquisition von Geldern und der

Lehne

Lehne von Limburg konnte die größern Ausfälle, die durch eine allzuschnelle Stockung der Cirkulation entstanden waren, wahrscheinlich nicht decken. Einen Schatz fand König Friedrich Wilhelm I. beym Antritt seiner Regierung nicht, vielmehr beträchtliche Schulden. Indessen hat man auch sichere Nachrichten, daß dieselben theils durch die Bestände in den Kassen *), theils durch das auf dem Schlosse in Berlin befindliche goldene und silberne Geräth, welches der König bald nach seinem Regierungsantritte in die Münze schickte, sind gedeckt worden.

Nicht lange darauf sendete er im Jahr 1713 6000 Mann an den Rhein, welche also außerordentliche Kosten verursachten, zu einer Zeit, wo die Einkünfte sich verminderten.

In den Jahren 1714 und 1715 errichtete er gleich sechs neue Regimenter. Die folgenden Vermehrungen der Armee wollen wir nicht einmal speciell anführen, um Raum zu sparen. Es ist aber bekannt, daß diese Vermehrung viel kostete.

Vom Jahre 1715 an entstand der Krieg in Pommern, der nicht geringe Kosten verursachte.

Bey der Erbpacht und den Kassenbedienungen waren, wie oben aus Zwanzigs Werke angeführt ist, Erbstandsinventarien- Kauf- und Kautionsgelder unter der vorigen Regierung eingenommen und verzehrt worden. Diese betrugen an eine Million Thaler. Schon damals sorgte der König dafür, diese auf den Domänen haftende Schulden wieder zu bezahlen, weil er ernstlich beschäftigt war, die

*) Man fand beym Absterben K. Friedrichs I. in der Königl. Dispositionskasse über 900,000 Rthlr. Aber bloß das Castrum doloris und Leichenbegängniß, welches noch nach der unter diesem Könige einmal eingeführten Pracht eingerichtet war, kostete vielleicht mehr als Ein Drittheil davon.

die Erbpachten aufzuheben, und als ein guter Wirth der Zinszahlung von 6 proc. entübrigt seyn wollte. (S. Fischbachs Beyträge III. Th. 1. Band. S. 21.).

Im Jahre 1718 ward bekanntlich der sogenannte Thresor oder die Schatzkammer auf dem Schlosse in Berlin durch den Kastellan und Hofschlösser bestohlen. Aus der im Jahre 1720 gedruckten Relation von den Schloßdieben ist ziemlich deutlich zu sehen, daß dieser Thresor nicht, wie man es jetzt zu verstehen pflegt, Summen enthalten habe, welche auf künftigen weit ausgesetzten Gebrauch gänzlich zurückgeleget waren, sondern es war vielmehr, wie es scheint, die Koncentrirung einer Generalkasse. Denn man findet in den Akten, daß der Rendant des Thresors, der damalige Hofrath v. Luck, mehrmals darinn aus- und einging, und Geschäfte darinn hatte. Bis auf viele Millionen kann sich damals die Summe des Geldes im Thresor schon deswegen nicht belaufen haben, weil die Schatzkammer damals nur aus zwey nicht großen Gewölben bestand, da wo jetzt die Generaldomänenkasse ist. Eins derselben hieß der Goldthresor und war das kleinere hintere Gewölbe, und das vordere hieß der Silberthresor. In denselben stand das Geld bloß in Beuteln, und nicht in Fässern. Dieß zeigt schon genugsam an, daß das Geld nicht auf sehr lange Zeit liegen bleiben sollte; auch ist schon aus diesem kleinen Umstande zu ersehen, daß in dem ohnedieß nur mäßigen Raume der Gewölbe nicht Millionen liegen konnten, weil in Beuteln doch das Geld nicht so hoch über einander gepackt werden kann als in Fässern. Ferner stand ein Theil der Beutel in einem sehr großen eisernen Kasten, welcher bis jetzt noch auf der Königl. Banko befindlich ist, und

worinn, ungeachtet der Deckel so schwer ist, daß wenn er verschlossen gewesen, ihn sechs Menschen heben müssen, dennoch nur 175,000 Rthlr. Platz haben. Auch schon aus dem Umstande, daß es sogleich gemerkt ward, als aus diesem Thresore zehn Beutel, jeder von 1000 Rthlr. $\frac{2}{3}$ Stücke gestohlen worden, erhellet schon, daß nicht ein Vorrath von Millionen da gewesen seyn kann; denn bey demselben würde eine solche Summe so geschwinde nicht seyn vermißt worden. Alle andere Umstände zeigen genugsam, daß der Vorrath nicht so groß war.

Von 1713 bis 1716 ward während des Krieges und großer Ausgaben der Schloßbau zu Berlin geendigt, und im Jahre 1720 ward die kostbare Wassermaschine, welche das Wasser durch das ganze weitläuftige Schloß bis übers Dach leitet, gemacht. *)

In diesem Jahre 1720 ist gewiß nicht nur nicht wie Hr. v. Z. träumt, **eine Million in den Schatz gelegt worden**; sondern gewiß **gar nichts**. Wenn er nicht in der preußischen Geschichte der damaligen Zeit ganz unwissend wäre, so würde er dieß Jahr hier gar nicht genennet haben; denn er würde wissen, daß der König in diesem Jahre, vermöge des §. 18 des Stockholmischen Friedens, für die Abtretung von Vorpommern an die Krone Schweden zwey Millionen in $\frac{2}{3}$ Stücken zahlte. Diese Summe ward in drey **Terminen**, zu Ende Aprils, Ende des May, und Ende des Decembers eingetheilt. Es müssen doch also wohl damals im Schatze nicht **Millionen** vorräthig gewesen seyn, denn sonst würde man die Summe auf einmal bezahlt haben; sie konnte ja im Schatze keine Zinsen tragen, wenn sie wirklich

und

*) Es wurden zu Unterhaltung derselben jährlich 700 Rthlr ausgesetzt, welche auch noch jetzt dazu bestimmt sind.

und noch weit mehr darinn vorhanden gewesen wäre. Ferner übernahm der König, laut §. 9 dieses Friedens, alle Schulden und Posten zu bezahlen, welche die Königl. schwedische Regierung mit Consens der Landstände in Pommern aufgenommen hatte, welches beträchtliche Summen waren. Laut § 10 übernahm er für 15000 Rthlr. Verschreibungen zu bezahlen, die der schwedische Generalgouverneur den Unterthanen für geschehene Lieferung gegeben hatte. Es soll dieses alles an 600,000 Rthlr. gemacht haben.

Es ist wohl natürlich, daß durch den pommerischen Krieg, und durch diese sehr starke Zahlungen im Jahre 1720 der Schatz ziemlich ausgeleert worden seyn muß. Es ist noch hinzu zu rechnen, daß der König während der acht ersten unruhigen Jahre seiner Regierung, für sein Land auf alle Weise väterlich sorgte. 1713 erlitten die Städte Iserlohn, Kalbe, Kroppenstädt, Wegeleben, 1714 Lohburg und Mannsfeld, 1716 Wittstock, 1717 Aschersleben, Harschleben und Erxleben, 1718 Seehausen im Magdeburgischen, empfindliche Brandschäden; diese wurden durch Erlassung aller Abgaben und Königl. Wohlthaten wieder aufgebauet. Er suchte allenthalben der Industrie und den Manufakturen aufzuhelfen, wovon das K. Lagerhaus Zeuge ist; dieses erfoderte große Auslagen. Es ist auch bekannt, daß er zu Wiederherstellung seiner Domänenämter schon beträchtliche Summen aufwendete, und daß große Schwierigkeiten dabey zu überwinden waren. Dabey muß man bedenken, daß sein Finanzwesen damals noch nicht recht in Ordnung war. Bekanntlich war das jetzige General-Finanz- Kriegs- und Domänendirektorium, wo-

durch an diese Verbesserung die letzte Hand gelegt ward, erst 1723 errichtet, und selbst in den ersten Jahren nach dieser Errichtung konnten alle Früchte davon noch nicht geärndtet werden. Wer sich einbildet, daß schon vom Jahre 1720 an jährlich mehr als eine Million in den Schatz gelegt worden wäre, muß entweder in der Geschichte der preußischen Staaten so unwissend seyn, wie der Hr. v. Z., oder so ganz unüberlegt schreiben wie er. Wer gründliche Kenntnisse von der Geschichte der preußischen Staaten hat, und wer sorgfältig alles was damals geschah überlegt, wird kaum glauben, daß es möglich gewesen ist, in den damaligen Jahren schon Summen Geldes ganz zurückzulegen. Dieses Jahrzehend war vielmehr die Zeit, wo auf alle Art, in Hoffnung künftigen Gewinnstes, erstaunend viel ausgegeben werden mußte. Man kann annehmen, daß erst etwa vom J. 1728 an die Ersparungen beträchtlich geworden sind. Gewiß sind aber die ersten Ersparungen nicht gleich zu Millionen gestiegen, sondern haben bey 10,000 und 50,000 Rthlr. angefangen; denn es waren in den zwanziger und dreyßiger Jahren noch sehr große außerordentliche Ausgaben. Wir wollen die vornehmsten derselben ferner anzeigen.

Der König fuhr fort, beständig noch große Summen zur Verbesserung seines Landes zu verwenden. Die abgebrannten Städte Aschersleben 1721, Seehausen in der Altmark und Riesenburg in Preußen 1722, Luckenwalde und Unna 1723, erhielten die Freyheit von allen Abgaben auf eine gewisse Zeit, und Baumaterialien, um wieder aufgebaut zu werden. Man siehet offenbar, daß der König anfänglich nicht baares Geld genug hatte,

um

um seinen bedrängten Unterthanen beyzuspringen; denn erst seit 1725 fing er an, den Abgebrannten Beyträge an baarem Gelde zu geben, und die Summe derselben nahm mit den Jahren merklich zu. Dergleichen Baugelder bekamen die abgebrannten westphälischen Städte Plettenberg 1725, Breckerfelde 1727, und Hamm 1730 und 1734. Die märkschen abgebrannten Städte Liechen und Templin bekamen jene 1732 und diese 1735, 26,000 und 31,000 Rthlr. Baugelder. Daß die vielen in diesen 20 Jahren neugebaueten Kirchen, Bürgerhäuser, Thore, Stadtmauern und Brücken in Berlin und Potsdam dem Könige überaus große Summen gekostet haben, ist bekannt. Im Jahre 1727 wurden den Bauenden auf der Lastadie bey Stettin Baugelder und Baumaterialien gegeben. Seit dem Jahr 1730 ward in Rathenau auf Königl. Kosten eine steinerne Brücke und Schleuse angelegt, und hernach bis 1733 die ganze Neustadt neu gebauet. So war es auch mit den Städten Crossen und Cößlin, welche, nachdem sie abgebrannt, aufs schönste wieder aufgebauet wurden (S. Bucholz Geschichte, Vr Th. S. 146.). Die Bebauung einzelner wüsten Stellen in den Städten war ebenfalls in diesen Jahren sehr beträchtlich. Im Jahre 1721 waren bloß in den Städten der Kurmark noch 2165 wüste Stellen; im J. 1740 aber nur noch 1317. Es sind überhaupt in dieser Zeit bloß in den Landstädten dieser Provinz 4221 Häuser erbauet worden, wozu der König 187,366 Thaler baar gab, ohne die Baumaterialien. Noch wichtiger sind seine Bemühungen für die Urbarmachung sumpfiger Gegenden, z. B. des Havelländischen Luches und Königshorst, für die Verbesserung der Landwirthschaft, und

bessere Bewirthschaftung seiner Domänen. Bloß in der Kurmark sind unter seiner Regierung 35 neue Vorwerker angelegt worden. (Man sehe über verschiedene oben angeführte Thatsachen des Herrn Geh. Raths Borgstede trefliche Beschreibung der Kurmark Brandenburg, I Th. S. 299.). Alles dieses erforderte große Kosten. K. Friedrich II. rechnet sie, die Bauten in Berlin und Potsdam mit eingeschlossen, auf sechs Millionen *).

Aber noch wurde von Fr. Wilhelm I. eine sehr große Summe aufgewendet, um das durch die Pest, wie oben angemerckt worden, ganz verwüstete Litthauen wieder zu bevölkern, und in guten Stand zu setzen. Der allgemeine Ruf hat diesen König bloß als einen rohen Soldaten und wilden jachzornigen Menschen beschrieben, aber er erscheint hier vielmehr als ein anderer Manko-Capak:

Der neue Schöpfer seiner Vatererde,
Er theilte Feld und Binsenhaus
Und Zucht und Kleid und Götter, einer Heerde
Zerstreuter Armen aus!

Eine Menge Kolonisten aus der Schweiz, Schwaben, Franken, Sachsen, Nassau und der Wetterau, zog er in diese verwüstete Gegenden; es wurden ihnen Ländereyen angewiesen; sie bekamen nebst wichtigen Geldbeyträgen alle Materialien zum Hausbau, alles Ackergeräth und das nöthige Vieh. Im Jahre 1728 waren daselbst schon 20,000 neue Familien angesetzt. Der damalige Oberste, nachherige General du Moulin hatte die Direktion dieses neuen Anbaues. K. Fried. II. rechnet selbst **), diese neue Bevölkerung Lit-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de son vivant, T. I. p. 439.

**) Siehe ebendaselbst.

Litthauens habe seinem Herrn Vater vier Millionen und fünfmalhunderttausend Thaler gekostet; und ein anderer Schriftsteller rechnet, daß er bloß auf die 17,000 Salzburger, welche er in den folgenden Jahren dahin transportiren ließ, mehr als Eine Million aufwendete. (S. Buchholz Geschichte, V. Th. S. 148.).

Bey aller dieser Beförderung der Künste des Friedens konnte der König doch der kriegerischen Zurüstungen, welche sehr große Kosten erforderten, nicht ganz überhoben seyn. Im Jahre 1729 ward gegen Hannover gerüstet. Im Jahre 1733 marschirte der König selbst mit seinem Kronprinzen und mit 10,000 Mann nach dem Rheine. Man rechne noch dazu die starke und schnelle Vermehrung der Armee, die schon 1734 ungefehr so zahlreich war wie 1740*), und besonders noch sein so kostbares großes Grenadierregiment, die Anlegung von Getraidemagazinen, von Pulvermühlen, Gewehrfabrik und vergrößerter Stückgießerey, die weitläuftigen und kostbaren Befestigungen von Stettin, Magdeburg und Wesel.

Zu den außerordentlichen Kosten muß man auch noch rechnen, daß der König starke Apanagen an die Prinzen seines Hauses zu geben hatte. Sein letzter Oheim, Markgraf Christian Ludwig, starb erst 1734, und von den Markgrafen Phil. Wilhelm, und Albrecht Friedrich waren noch Prinzen und Prinzessinnen da. Im J. 1732 streckte er dem Markgrafen v. Bayreuth 500,000 Rthlr. und dem Fürsten v. Hohenzollern 100,000 Rthlr. zu Einlösung verpfändeter Güter vor. Im Jahre 1733 war die Vermählung

*) S. Oeuvres de Fr. II. publiées de son vivant. T. I. S. 339, verglichen mit S. 334 und 341.

Seines Kronprinzen. Die Geschenke, welche die neuvermählte Kronprinzessinn den Tag nach der Vermählung vom Könige und der Königinn bekam, wurden auf 200,000 Rthlr. geschätzt. Der König richtete den Hofstaat des Kronprinzen ein, und stattete außerdem vier seiner eigenen Töchter und drey dem Königl. Hause verwandte Prinzessinnen aus. Er kaufte nicht allein für den Staat sehr wichtige Domänengüter, sondern auch eine große Anzahl sehr wichtiger Landgüter, um seinen drey nachgebornen Prinzen beträchtliche unabhängige Einkünfte zu versichern. K. Friedrich II. rechnet bloß den Ankauf neuer Domänengüter auf fünf Millionen *), ohne die beträchtlichen Güter, welche Fr. W. I. für seine Prinzen kaufte. Wenn man ungefähr dem Ertrage nach rechnet, so ergiebt sich, daß der Ankauf derselben auch vielleicht wohl über 2 Millionen möge gekostet haben.

Wer nun alle diese so sehr große Ausgaben reiflich überlegt, wer dabey bedenkt, daß Friedrich Wilhelm I. keine Bergwerke hatte, keine auswärtige Subsidien zog und keine Schulden machte, und sich dennoch einbilden kann, daß Friedrich Wilhelm I. von den ersten Jahren seiner Regierung an, immer Millionenweise habe in den Schatz legen können, mit dem ist es wirklich der Mühe nicht werth, ferner ein Wort zu verlieren. Wer hingegen reiflich alle diese Umstände überdenkt, wird es wirklich für ein Wunder der Sparsamkeit und Ordnung ansehen müssen, daß Friedrich Wilhelm I. bey einer Volksmenge von nicht viel mehr als zwey Millionen und bey etwas über Sieben Millionen Einkünften, noch habe 7,400,000 Rthlr. bloß an baarem Gelde ersparen können, ohne das viele kostbare Silbergeschirr.

Bes-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de son vivant, T. I. p. 439.

Bedürfte es nach dem was eben angeführt ist, noch eines Beweises, daß solche ungeheure Summen, wie Hr. v. Z. erträumt, damals nicht vorhanden waren, so zeigt es folgendes. Die Armee, die Schlesien eroberte, war nur 35,000 Mann stark, und wenn man auch das Lager bey Genthin dazu rechnet, so waren doch im Jahre 1741 nicht viel über 60,000 Mann auf dem Feldetat. Dazu hatte der König: 1) die gewöhnlichen fürs Militär etatsmäßig angesetzten Einkünfte; 2) das ganze Plus der Einkünfte seiner alten Provinzen; 3) die ganzen neuerworbenen Einkünfte von Schlesien; 4) den ganzen im Schatze gefundenen Vorrath an Gelde. Gleichwohl, nachdem der Krieg vom December 1740 bis zum Junius 1742, kaum anderthalb Jahre gedauert hatte, bekennt der König selbst, er habe auch aus Mangel an Gelde Frieden machen müssen. Er sagt in der Histoire de mon tems, T. I. vom breßlauer Frieden: "La Prusse tacha de profi-"ter de la paix dont elle jouissait *pour retablir* ses "finances; *les ressources étaient usées; il fallait la-"borieusément en assembler de nouvelles.*" Ferner sagt er T. II. p. 52, vom Jahre 1744, ehe der zweyte schlesische Krieg anging: "Une bonne écono-"mie avait *en quelque manière* reparé les brêches de "la dernière guerre, et l'on avait amassé *des sommes* "qui pouvaient suffire, *en les employant avec pru-"dence* aux frais *de deux campagnes.*" Wenn also im Jahre 1742 der Schatz schon geleert, und 1744 kaum zu zwey Feldzügen Geldvorrath vorhanden war; wo wären denn die angeblichen ungeheuren Summen geblieben? Der König sagt auch T. I. p. 117 von der Zeit des Antritts seiner Regierung, indem er die Ursachen anzeigt, warum er es nicht habe

wagen dürfen, mit seiner Armee an den Rhein zu gehen, um die von Oestreich seinem Herrn Vater schon so lange versprochene Erbfolge von Jülich und Bergen geltend zu machen: "Le Roi pouvait *à peine* "*mettre* 60,000 *hommes* en Campagne. *Il n'avait* "*de ressource* pour soutenir ses entrepriſes, que *dans* "*le tresor* que le feu Roi lui avait laiſſé." Hätte dieser Schatz nun 72 Millionen enthalten, so wäre er ja ein unermeßliches Hülfsmittel gewesen. Was hätte alsdenn den König gehindert, dreymal so viel Soldaten ins Feld zu stellen, ja sie allenfalls durch gegebene Subsidien sich zu schaffen, und zugleich am Rheine und an der Oder zu agiren? Kann es deutlicher erhellen, welchen großen Mangel an Ueberlegung und an Kenntniß es bey dem Hrn. v. Z. anzeigt, daß er sich unterſteht, des Hrn. Prof. Fischer und seine eigene Träume den gründlichen und sichern Nachrichten des Königs selbst vorzuziehen. Noch einmal: Es ist eins von den stärksten Stücken des Dünkels und der Unwissenheit, die man jemals im historischen und statistischen Fache kann gesehen haben!

Unter der Summe von 7,400,000 Rthlr., welche Friedrich II. anführt, war das viele Silberzeug, das zu seiner Zeit bekanntlich auf dem Schlosse war, nebst andern Kostbarkeiten nicht mit begriffen. Von diesem Silbergeschirre handelt Hr. v. Z. S. 25, und auch dabey zeigt sich seine alles vergrößernde Einbildungskraft, welche keine Gränzen kennet, in ihrer ganzen Stärke. Er sagt: "Selbst das ungeheure Sil"bergeschirr, das Friedrich Wilhelm I. auf dem Schlosse zu "Berlin nachließ, hielt schon weit mehr am Gewichte als "acht Millionen Thaler *). Alle Stücke waren riesen-

"mäßig.

*) Ein Beyspiel unter vielen, von der so nachlässigen und fehlerhaften Schreibart in den Fragmenten, ist hier zu finden.

Hr.

"mäßig. Vierzehn Kronleuchter hiengen auf dem weißen "Saale, und in der Gallerie; der größte hielt acht und "zwanzig Centner am Gewicht, und die übrigen nach Ver- "hältniß. In einer Menge großer Zimmer waren Spie- "gelrahmen von sechs Centnern; noch schwerer waren die "silbernen Tische unter den Spiegeln. Eine ganze Loge von "massivem Silber war im Rittersaale in der Höhe angebracht, "und diese Loge hatte völligen Raum für achtzehn Musi- "kanten. Wandleuchter, Gueridons, und alles, was sich von "der Art nur erdenken läßt, war von ungeheurer Größe und "Schwere. Von gediegenem Golde sogar war dieß alles "im Zimmer der Königinn, bis auf die Brandruthen, und "alle übrige bei Kaminen erforderliche und anderswo aus Eisen "oder Stahl verfertigte Geräthschaft."

Man muß gestehen, daß die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. mehr als königlich freygebig ist. Wenn man nicht schon vorher die gewaltigen Uebertreibungen der- selben gesehn hätte, so könnte man hier warlich mit viel größerm Rechte Druck- und Schreibfehler ver- muthen, als sie Hr. v. Z. in der Histoire de mon tems vermuthen will. Aber nein! es ist hier kein Druck- oder Schreibfehler, als in dem Verstande, in welchen die ganzen Fragmente des Hrn. v. Z. ein großer allgemeiner Druckfehler sind. Er meint es wirklich im Ernst, hat aber weder richtige Nach- richten gehabt, noch auch nur die geringste Ueberle- gung angewendet, da er sonst das ungeheuer Ueber- triebene gleich selbst würde eingesehn haben.

In einer Menge von Zimmern sollen silberne Spiegelrahmen und Tische gewesen seyn? Hr. v. Z. hätte in der Beschreibung von Berlin S. 188 u. f. fin- den können, daß überhaupt nur in Zehen von den Staatszimmern Silberzeug war, und daß über- haupt

Hr. v. Z. hätte sich erinnern sollen, daß man das Gewicht nicht nach Thalern rechne. Vermuthlich hat er anstatt Gewicht den Silberwerth gemeint.

haupt nur Sieben silberne Spiegelrahmen und Tische vorhanden waren; denn die silbernen Spiegelrahmen und Tischblätter sind noch ganz da wie sie gewesen sind, und nur die Tischfüße sind hölzern und versilbert.

Weit über Acht Millionen soll das Silbergeschirr bloß an Silberwerth nach dem Gewichte zu schätzen gewesen seyn? Wir wollen eine kleine Rechnung machen: Das Mark Silber war nach dem damaligen schweren Münzfuße zwölf Thaler werth, also der Centner 2640 Thaler; daher müßte dieses Silbergeräth weit über Dreytausend Centner gewogen haben. — Ferner: Nach Hrn. v. Z. Einbildung soll der größte Kronleuchter 28 Centner gewogen haben. Da seiner Meinung nach alles riesenmäßig gewesen ist; so wird er wohl wenigstens annehmen, daß die übrigen Wandleuchter jeder die Hälfte gewogen haben. Also:

Ein großer Kronleuchter	—	28 Centner.	
13	— —	à 14 Cntr.	— 182 —
		Summa,	210 Cntr.

Hätte Hr. v. Z. doch nur überlegt, oder den ersten besten Bauverständigen gefragt: Ob es wohl einem vernünftigen Menschen einfallen könnte, an die Decken von drey Sälen (denn bloß im weißen Saale, in der Gallerie, und im Rittersaale waren silberne Kronleuchter,) die ungeheure Last von 210 Centnern zu hängen? Oder ob es wohl jemand gerathen finden könnte, in zehn Zimmer des dritten Geschosses *) die ungeheure Last von weit mehr als dreytausend Centner zu bringen? Er würde sodann gleich gesehen haben, welche Ungereimtheit er

*) In der Kapelle und dem Kabinette daneben ist niemals Silberzeug gewesen.

er niederschrieb. Man sagt von gewissen Erfindungen einer allzuschnellen Einbildungskraft, sie wären so stark, daß sich die Balken davon biegen möchten. Hier ist es wörtlich so! Wir wollen versuchen, ob wir, durch eine etwas nähere Untersuchung der Wahrheit, den Werth den das Silbergeschirr hatte, ungefähr angeben, und dadurch die von Hrn. v. Z. zu stark belasteten Balken der Staatszimmer des Königl. Schlosses in Berlin ein wenig erleichtern können.

Zuerst, was die Existenz des Kamingeräthes von gediegenem Golde betrift, so wird sich Hr. v. Z. vielleicht um einen kleinen Zeitraum von 27 Jahren irren. Zu Friedrich I. Zeiten war so etwas vorhanden; niemals aber goldene Wandleuchter und Gueridons. Hat Hr. v. Z. wohl überlegt, wieviel ein goldner Gueridon wiegen, und werth seyn müßte? Pölnitz versichert (Memoires, T. I. S. 13.) K. Fr. I. habe für 2,700,000 Rthlr. an Silbergeschirr hinterlassen. Ob diese Schätzung auch ein wenig auf Zimmermannisch gemacht sey, mag dahin gestellt seyn. Doch dem sey wie ihm wolle, so ist bekannt genug, daß König Friedrich Wilhelm I. gleich nach Antritt seiner Regierung den größten Theil des Geräths von edlen Metallen einschmelzen und vermünzen ließ. Dieß könnte noch allenfalls aus alten Akten bewiesen werden, aber es erhellet auch aus der damaligen Lage der Sachen schon deutlich genug. Friedrich Wilhelm I. mußte sogleich nach Antritt seiner Regierung Truppen an den Rhein marschiren lassen, vermehrte sogleich seine Armee, bezahlte Schulden, und hatte große Ausgaben mancherley Art. (S. oben S. 47 und ff.). Ex nihilo nihil fit! Schulden wollte er nicht machen und hat sie nie gemacht. Subsidien bekam er von keinem Hofe. Er

hatte,

hatte, wie oben S. 48 angemerkt, bloß an seine Erbpächter und Kassenbedienten **Eine Million** jährlich mit 6 proc. zu verzinsen. Er war ein viel zu guter Wirth um Zinsen zu zahlen, und doch todte Kapitalien in Silberzeug und goldnem Kamingeräthe liegen zu lassen. Also war nichts natürlicher, und zugleich mit seiner Abneigung von aller Pracht übereinstimmender, als diese Einschmelzung und Vermünzung. Es wurden nur etwa 25 große Wandleuchter wegen der sehr schönen Arbeit, und die Gefäße auf dem großen Schenktische im Rittersaale verschont, welche auch noch vorhanden sind. Hr. v. Z. wird also selbst einsehen, daß wenn Pölnitzens Berechnung richtig ist, er von seiner eigenen großen Berechnung gleich an drey Millionen würde müssen schwinden lassen. Vermuthlich haben aber beide Herren die Backen ein wenig aufgeblasen!

Was den großen Kronleuchter im weißen Saale anbetrift, so hätte Hr. v. Z. ehe er ihm ein so ungeheures Gewicht angab, sich lieber erst in Berlin bey solchen Leuten, welche es wissen konnten, erkundigen sollen, ob es wahr wäre, was man ihm erzählt hätte. Es leben in Berlin noch alte Leute, welche das Silbergeräth gesehen haben, und die Umstände wissen. Es leben noch Silberarbeiter, welche theils bey dem sel. Lieberkühn (welcher die Kronleuchter, das Chor u. s. w. machte) arbeiteten, oder ihn sonst kannten, und mehrmals aus dessen Munde, das Gewicht, die Art der Einrichtung und andere Umstände hörten. Selbst der Sohn dieses Künstlers lebt noch. Alle Nachrichten stimmen überein, daß der große Kronleuchter im weißen Saal funfzehn Centner gewogen hat, und dabey sind noch einige der Meinung, er habe eigentlich

lich nur dreyzehn Centner an Silber gewogen, und das übrige Gewicht sey auf die starke eiserne Stange zu rechnen, womit die große Last zusammen gehalten ward. Dieser große Kronleuchter hatte 16 Fuß und drüber im Diameter, und drey Reihen Aerme übereinander, worauf Wachslichter wie die dicksten Altarlichter gesetzt wurden. Schon aus diesem Verhältnisse ist allenfalls zu berechnen, daß er nicht mehr kann gewogen haben, weil er sonst, da doch alles an einem solchen Kronleuchter hohl gegossen wird, selbst für den großen weißen Saal zu groß gewesen wäre. Der Saal ist 82 Fuß lang, 51 Fuß breit, und 40 Fuß hoch. Hätte der Kronleuchter 28 Centner *) gewogen, so würde er, wie zu berechnen ist, entweder viel zu breit geworden seyn, oder so hoch, daß er verhältnißmäßig viel zu tief heruntergehangen hätte. Funfzehn Centner ist übrigens warlich schon eine sehr große Last, und wenn die Decke des weißen Saals bloß aus verzahnten Balken bestände, und nicht ein sehr solides Hänge- und Sprengwerk von 15 zölligen eichenen Balken wäre; so würde es kein Baumeister gewagt haben, selbst diese 15 Centner in die Mitte der Decke, und noch dabey vier andere schwere Kronleuchter zu hängen. Es ist zu jedem dieser Kronleuchter oben unter dem Dache eine besondere Winde angelegt, wo-

*) Der noch vorhandene hanfene Tau, woran dieser große Kronleuchter gehangen hat, ist nicht völlig 2½ Zoll dick. Nach Musschenbroeks Versuchen (s. Introd. ad cohaerentiam corp. firmorum) würde ein hanfenes Seil von 2½ Zoll Dicke erst bey einer Last von 43 Centnern reißen. Weil aber so mancherley Zufälle vorfallen können, weil die Materialien ungleich, oder weniger gut seyn können u. s. w. so pflegt man der Sicherheit halber an ein solches Tau nur die Hälfte der Last zu hängen, von welcher es reißen würde, also etwa 21¼ Centner; und nicht einmal so viel bey einer Last, die beständig hängt. So urtheilen Kenner der Mechanik.

womit sie heruntergewunden wurden, um angezündet zu werden.

Was die übrigen silbernen Kronleuchter betrift, so waren sie freylich verhältnißmäßig groß, aber nicht in dem riesenmäßigen Verhältnisse, das sich Hrn. v. Z. Einbildungskraft vermuthlich schuf. Denn die glaubwürdigsten Nachrichten stimmen darinn überein, daß jeder drey Centner *) wog, oder den fünften Theil der Größe des großen Kronleuchters hatte, außer einem im Rittersaale, der größer war. Also trug die Decke des weißen Saals, daran Hr. v. Z. durch Einen großen Kronleuchter die Last von 28 Ctn. hängt, durch alle 5 nur 27 Ctr., und wie gesagt, jeder Bauverständige wird darinn übereinstimmen, daß, wenn die Decke nicht ein Hängewerk wäre, sie auch diese Last nicht hätte tragen können. Alle 14 Kronleuchter, wenn man den im Rittersaal auch zu 9 Centnern annimmt, wogen also nur 57 Centner, welches doch gegen 210 Centner ein großer Unterschied ist.

Was die Spiegelrahmen anbetrift, so ist schon angemerkt, daß sie sämmtlich so wie die silbernen Tischplatten noch vorhanden, und daß ihrer sieben sind. Daß sie wenigstens nicht alle sechs Centner wiegen, wird der Augenschein zeigen, weil die Zierrathen, vermuthlich auch die Rahmen selbst, hohl gegossen, oder getrieben sind. Daß die Tische jeder mehr als sechs Centner gewogen, wird nicht anzunehmen seyn. Denn die Tische sind nur mit Platten von der Stärke

star-

*) Die kleinen Kronleuchter im weißen Saale hingen nur 17 Fuß in der Breite auseinander. Schon daraus ist zu sehen, daß sie so ungeheuer groß nicht gewesen sind, sonst hätten sie beynahe aneinander gestoßen. Die Leuchter auf der Gallerie hingen noch enger.

starker Kupferplatten, und Ein Tisch besteht aus wirklich von Golzius in Silber gravirten Platten, welche ovidische Historien vorstellen, (S. Beschr. v. Berlin, S. 881). Die Füße, (die jetzt hölzern sind) bestanden aus Kriegsarmaturen, Fahnen, Trommeln, Pauken und dergl. welches alles hohl gegossen war, und fielen also so sehr nicht ins Gewicht.

Von Wandleuchtern sind noch 46 vorhanden, theils von den Zeiten K. Friedrichs I. theils von Fr. Wilhelm I. welches an der Arbeit sehr deutlich zu unterscheiden ist. Von den erstern wiegen einige, der angeführten Stelle der Beschr. v. Berlin zufolge, $1\frac{1}{2}$ Ctr., ob alle andere, wäre noch zu untersuchen.

Die Gueridons sind sämmtlich eingeschmolzen, und hölzerne versilberte von eben der Größe und Form an die Stelle gesetzt. Im J. 1740 wurden sie zum Behuf der Begräbnißfeyerlichkeiten K. Friedrich Wilhelms I. in Schiffen nach Potsdam gebracht. Es leben noch Leute, die sich erinnern, gesehen zu haben, daß damals 3 oder 4 Personen einen solchen Gueridon durch den Lustgarten bis an die Spree trugen, denn natürlich war alles hohl gegossen.

Das silberne Chor nennt Hr. v. Z., um ihm ein recht großes Ansehen zu geben, eine ganze Loge. Das klingt nun, als wäre es ein Ding gewesen, das auf massiv silbernen Säulen geruhet, und eine massiv silberne Bedeckung gehabt habe. Es war aber nur eine bloße Balustrade, mit hohlgegossenen Docken, und unten mit auch hohlgegossenen Zierrathen, wie man es noch sehen kann, da es von versilbertem Holze nachgemacht ist. Daß 18 Personen darauf allenfalls Raum haben könnten, mag seyn.

Wenn sie aber mit Violinen und Violoncellen musiciren sollten, wie die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. anzuzeigen scheint, um die Loge recht geräumlich und kostbar zu machen, so würde einer dem andern mit dem Ellenbogen in die Seite und mit dem Violinbogen ins Gesicht stoßen. Man muß nur wissen, daß dieß Chor nur für die Trompeter und Pauker beym Fackeltanze bey Vermählungen bestimmt ist,*) und dieß pflegen bekanntlich etwa 7 Personen, nicht aber 18 zu seyn. Die Einbildungskraft des Hrn. Ritters hat ihre Schlauigkeit; sie verschmäht auch nicht die kleinste Erdichtung, wodurch sie das Große kann ungeheuer machen. Sie hat vermuthlich diese ganze silberne Loge, unter den 8 Millionen, womit sie den König von Preußen beschenkt, wenigstens auf meist eine Million geschätzt. Die Wahrheit ist freylich so sehr freygebig nicht. Den Silberarbeitern in Berlin ist noch bekannt, daß dieses silberne Chor 8000 Mark gewogen hat. Dieß stimmt mit der Nachricht Küsters, eines gleichzeitigen Schriftstellers, überein, welcher wohl wissen konnte, was damals die ganze Stadt Berlin wußte, und den Werth, indem er die Pracht loben will, nicht wird verringert haben. Er sagt in seinem Alten und Neuen Berlin (III Theil S. 15): „Es „komme das ganze Werk über 100,000 Rthlr. zu „stehen.“ Wenn man rechnet, daß dem Silberarbeiter die Mark mit 13 Thl. ist bezahlt worden, so kostete dieß Chor 104,000 Rthlr.

Wir

*) Daß die Absicht gleich bey der Anlage nicht gewesen, dieses Chor gewöhnlich und oft zu gebrauchen, erhellet schon daraus, daß der einzige Eingang in dasselbe durch die Königl. Kunstkammer gehet.

Wir wollen nun einmahl eine kleine Rekapitulation machen:

Das silberne Chor	104,000 Rthlr.
Der große Kronleuchter im weißen Saal 15 Centner.	45,000 —
Zwölf kleinere Kronleuchter, davon 4 im weißen Saale und 8 in der Gallerie. *) à 3 Ctn.	108,000 —
Den Kronleuchter im Rittersaale wollen wir zu 9 Ctn. annehmen.	27,000 —
Sieben große Spiegel und Tische à 12 C.	252,000 —
Ungefähr 60 Wandleuchter und ungefähr 30 große Gueridons, ungefähr 180 C.	540,000 —
Das Silberzeug auf den Schenktischen in den beiden Sälen, nach dem Werthe des Silbers (da die künstliche Arbeit nicht in Anschlag kommen kann) wollen wir rechnen	300,000 —
	1,376,000 Rthlr.

Hierbey ist noch anzumerken, daß der Kürze halber, der Centner zu 3000 Thl. gerechnet ist, da er eigentlich nur 2640 Thl. Silberwerth hatte. Man siehet also um so viel mehr, daß wenn das Silbergeräthe zu $1\frac{1}{2}$ Million geschätzet wird, man es vielleicht allzu reichlich rechnen würde, und daß es also die Einbildungs- und Erdichtungskraft des Hrn. v. Z. beynahe sechsmal höher anschlägt, als es wirklich war. Ein Ameublement in zehn Zimmern, $1\frac{1}{2}$ Million werth, ist immer königlich, und man wird es schwerlich an sonst einem andern Hofe so gefunden haben. Desto weniger war des Hrn. v. Z. Uebertreibung nöthig.

*) Es hängen jetzt zehn gläserne Kronleuchter in der Gallerie; allein es hängen zwey davon an Haken. Es sind auch unter dem Dache nur acht Winden zu den ehemaligen acht silbernen Kronleuchtern vorhanden.

Um das Uebertriebene seiner Nachricht vom Schatze und dem Silbergeschirre K. Friedrich Wilhelms I. in seiner ganzen Lächerlichkeit zu zeigen, dient auch folgende Bemerkung:

Alle Bergwerke auf dem Harze liefern ungefähr jährlich an Silber	30,000 Mark
Alle Bergwerke in Sachsen incl. der Eislebenschen Kupferbergwerke ungefähr	60,000 —
Summa	90,000 Mark

Die Mark nach damaligem Gelde à 12 Rthlr. macht jährlich 1,080,000 Rthlr. Ausbeute. Hr. v. Z. hat sich also eingebildet, der Werth von so viel Silber, als auf dem Harz und in Sachsen zusammengenommen in beynahe achtzig Jahren gewonnen wird, sey in 27 Jahren NB. zu K. Friedrich Wilhelms I. Zeiten baar im Preußischen Schatze und in Silbergeschirre auf dem K. Schlosse in Berlin aufgehäuft worden. Kann die Ungereimtheit seiner Einbildungen deutlicher in die Augen springen?

Dabey ist wohl zu bemerken, daß K. Fr. Wilhelm I. gar keine Bergwerke von edlen Metallen in seinen Landen hatte. Alle andere Bergwerke in Seinen Landen gaben Ihm einen sehr geringen jährlichen Ertrag. Es ist vielleicht den Liebhabern der preußischen Geschichte angenehm, wenn wir denselben aus den glaubwürdigsten Nachrichten hieher setzen:

Der König hatte von den Westphälischen Eisen- und Steinkohlenwerken in Tecklenburg, Lingen und der Grafschaft Mark den Zehnten, jährlich etwa	9500 Rthlr.
Die Rothenburgischen Kupferwerke, und Wettinschen Steinkohlenwerke trugen etwa	4000 —
Latus	13500 Rthlr.

Das

Transport	13500	Rthlr.
Das Eisenwerk zu Zehdenik	300	—
Das Eisenwerk zu Peiz (excl. der Hand- und Spanndienste) etwa	1000	—
Der sogenannte hohe Ofen zu Neustadt an der Dosse	800	—
(NB. aber es mußte alles Holz umsonst geliefert werden.)		
Also jährlicher Ertrag aller Bergwerke:	15,600	Rthlr.
Hiezu kommt noch:		
Das Messingswerk und der Kupferhammer bey Hegermühle ward im J. 1726 verpachtet für	6000	Rthlr.

Alles was K. Fr. Wilhelm I. gesammlet hatte, und was man, das Silbergeräth mit eingeschlossen, über 10 Millionen rechnen kann, war bloß durch die von Ihm so sehr beförderte Industrie seiner Unterthanen verdienet worden. Ein anderes Mittel dazu war nicht da; denn wie eben gedacht, Bergwerke von edlen Metallen waren in allen seinen Landen nicht, und der große auswärtige Handel war noch nicht von Bedeutung. Wenn Hr. v. Z. richtige Einsicht von dem gehabt hätte, was zur wahren Verbesserung eines Landes gehört, und die preußischen Staaten unter Friedrich I. gekannt hätte; so würde er die vom K. Fr. Wilhelm I. gesammlete Summe warlich nicht für klein, sondern für sehr groß gehalten, und der von König Friedrich II. erwähnten Summe um so viel mehr Glauben beygemessen haben.

Hr. v. Z. sagt S. 26. sehr altklug: "Die größten "Stücke dieses Silbers schickte nachher Friedrich II. in die "Münze, — und zu dem ersten und zweyten schlesischen "Kriege hätte man auch wohl diese Stücke verwendet, "wenn sich in dem Schatze Fr. Wilhelms I. nicht mehr ge-

"funden hätte, als acht Millionen." Es ist betrübt für die Behauptung des in der preußischen Geschichte so höchstunwissenden Hrn. v. Z., daß Friedrich II. schon mitten im zweyten schlesischen Kriege das silberne Chor, alle silberne Kronleuchter und alles Silber aus dem weißen Saale genöthigt war, in die Münze zu schicken. Nachdem im November und December 1744, die preußische Armee Böhmen mit großem Verlust an Menschen verlassen mußte, waren schnelle Werbungen nöthig, um den Krieg mit Nachdruck fortzusetzen. Dazu wendete der König dieses Silber an. Man sehe oben S. 57 daß der König selbst berichtet, er habe 1742 auch aus Mangel des Geldes Frieden gemacht, und 1744 nur Fonds kaum zu zwey Feldzügen gesammlet gehabt; daher waren zu einer schnellen ausserordentlichen Anstrengung, schnelle außerordentliche Fonds nöthig. Die Ausräumung des Silbers geschah unter Aufsicht des sel. Geheimen Kämmerers Fredersdorff, und es wurden dazu die zwölf Königl. großen Heyducken besonders vereidigt, weil die Sache geheim bleiben sollte. Eine in den dritten Schloßhof, wo die Eisgrube ist, heruntergehende Treppe ward besonders mit Brettern verschlagen, und hier ward, wie es noch mehrern Personen sehr wohl bekannt ist, des Nachts das Silber hinunter, in ein dicht dabey auf der Spree liegendes Schiff getragen, und jedesmal noch vor Tages Anbruch in die Münze gebracht. Also nach Hrn. v. Z. eigener Voraussetzung beweiset dieser Umstand abermals, daß der Schatz nicht größer war, als ihn der König angab. Was soll man nun zu Hrn. v. Z. Präsumtion, Unwissenheit und Nachläßigkeit sagen, der nicht einmahl wußte,

oder sich erkundigte, wenn K. Friedrich II. das Silberzeug in die Münze schickte, und doch vom Schatze besser unterrichtet seyn wollte, als der König selbst!

S. 28. versichert Hr. v. Z. eine wichtige Nachricht zu liefern, und setzt eine angebliche Stelle aus dem Testamente K. Friedrich Wilhelms I. hin, die gänzlich erdichtet ist, ob er sich gleich wieder auf eine sehr respektable Autorität auf den sel. Hrn. Geh. Rath v. Schliestädt in Braunschweig beruft. Man kann es mit so mehrerer Gewißheit sagen, weil der König von seinem Testamente Vier Originale hat ausfertigen, und jedem von seinen Drey nachgebornen Prinzen ein Exemplar hat zustellen lassen. Daher ist dieses Testament bey Gelegenheit verschiedener Verhandelungen in die Hände mehrerer Geschäftsleute gekommen, und nicht so sehr unbekannt. Aber selbst die ganze Schreibart dieser angeblichen Stelle ist nicht K. Friedrich Wilhelms, sondern viel moderner, und auch die Gedanken sind schlechterdings nicht seinen bekannten Gesinnungen gemäß. Hr. v. Z. läßt ihn darin sagen: "Er habe, um dem "Neide des Oestreichischen Hauses zu entgehen, Zwey Lei"denschaften ausgehängt, die er nicht hätte: einen unge"reimten Geiz, und eine ausschweifende Neigung zu "Soldaten." Es ist wirklich sehr ungereimt, wenn jemand sich einbilden kann, Friedrich Wilhelm I. könnte so von sich geurtheilt haben. Bekanntlich fing er schon als Kronprinz an, die Leibkompagnie seines Regiments in Wusterhausen aus sehr großen Leuten zusammenzusetzen. Wollte er auch damals schon dem Hause Oestreich eine Maske machen? Seine Neigung zu den großen Soldaten, die ihm so ungeheure Summen kostete, die ihn mit den Kurfürsten von Hannover und von Kölln, mit Holland,

mit Polen und andern Staaten in die verdrießlichsten Streitigkeiten wegen der Werbung brachte, soll nur verstellt gewesen seyn? Sie war nur allzu wahr. So war es auch seine Sparsamkeit, die er selbst nimmermehr einen ungereimten Geiz würde genannt haben. Das ist ganz wider seinen Charakter. Ferner läßt Hr. v. Z. den König sagen: "Sein Nachfolger bedürfe weiter keiner Maske. Sein "Erstes Bataillon Garde habe ihn so viel als Sechs Infanterie-Regimenter gekostet. Sein Nachfolger möchte es "also auf den allgemeinen Feldfuß setzen, und dafür Sechs "neue Infanterieregimenter errichten." Wer es weiß, wie sehr Friedrich Wilhelm I. sein großes Grenadierregiment bis an sein Ende liebte, wird sehen, daß er unmöglich dieß geschrieben haben kann. Nicht zu gedenken, daß die Erdichtung schon daraus abzunehmen ist, weil er sein großes Grenadierregiment nicht Garde nannte, auch nicht davon das erste Bataillon so unterschied, wie etwa nachher sein Nachfolger mit seiner Garde that.

Nun bauet aber Hr. v. Z. geschwind auf diese erdichtete Stelle eines Testaments eine neue erdichtete Anekdote. Er sagt S. 30. "Friedrich der "Große befolgte beynahe in den ersten Tagen seiner Regierung den Rath seines Vaters; und, um die neuen "sechs Regimenter desto geschwinder zu errichten, "nahm er sechs Würtembergische Regimenter, welche "die damalige Würtembergische Vormundschaft abdanken wollte, in seinen Dienst." In dieser ganzen Erzählung ist nichts genau richtig. Friedrich der Große erhielt keinen Rath seines Vaters über die Vermehrung der Armee. Er nahm in den ersten Tagen seiner Regierung keine fremde Truppen in Dienst. Nach einigen Monaten erst, errichtete er, nicht Sechs sondern Acht neue Regimenter

ter; darunter aber war kein würtembergisches. Das hätte Hr. v. Z. schon aus der Histoire de mon tems T. I. S. 117. sehen können. Niemals nahm er Sechs Würtembergische Regimenter in Dienst, sondern überhaupt nur Zwey, und zwar nicht in den ersten Tagen seiner Regierung, sondern erst lange nachher, in den Jahren 1741 und 1742. So unrichtig findet man fast alle Erzählungen des Hrn. v. Z., wenn man sie ein wenig genauer untersucht.

Folgendes ist die Liste aller Regimenter, welche K. Friedr. II. aus fremden Diensten erhalten hat, mit den Namen der jetzigen Chefs:

1) 1740 gab der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel die meiste Mannschaft zu Errichtung des in Königsberg in der Neumark stehenden jetzigen v. Kenitzschen Regiments. 2) 1740 gab der Herzog Wilh. Heinrich von Sachsen-Eisenach dem Könige 1 Bat. woraus mit dazu im Reich geworbenen Leuten, das jetzige v. Erlachsche Regiment in Schweidnitz errichtet ward. 3) 1741 ward aus dem in preußische Dienste überlassenen **Würtembergschen Leibregiment**, welches vorher im Kayserl. Solde gestanden, das jetzige von Woldecksche Reg. in Minden formiret. (NB. Das jetzige v. Pfuhlsche Regiment in Berlin, welches den Namen Würtemberg bis 1757 geführt hat, ward 1743 in Brandenburg, von im Reiche geworbenen Rekruten, für den damaligen Erbprinzen, jetzigen regierenden Herzog von Würtemberg errichtet. Der Herzog gab eine Anzahl Leute dazu, aber es war vorher kein Regiment in Würtenbergischen Diensten.) 4) 1742 überließ das Herzogl. Würtemberg-Stuttgardtsche Haus dem Preußischen dasjenige Regiment, welches anfänglich den Namen **Würtemberg Dragoner** führte, nachgehends 1749 dem Prinzen Eugen von Würtemberg ertheilt wurde, und jetzt der Hr. Gen. Lieut. von Kalckreuth zu Greiffenberg in Pommern hat. 5) 1743 ward aus den 800 Mann starken als Kayserl. Kommissions-Truppen im Mecklenburgschen ge-

standenen Hollstein-Gottorpschen Regiment, das v. Herzbergsche Regiment, welches jetzt in Glatz stehet, errichtet. 6) 1756 ward das vormalige Garnisonregiment zu Neustadt-Eberswalde, welches zuletzt der Hr. Gen. Lieut. v. Kowalsky gehabt hat, mit 2 Bat. vermehret, wozu ein von dem Fürsten von Schwarzburg an den König überlassenes Bataillon gebraucht wurde. Jetzt ist es in verschiedene Füsilierbataillone vertheilet.

Die übrigen Regimenter, welche der König Friedrich II. neu errichtet hat, sind aus angeworbenen Leuten im Reich, und aus abgegebenen Leuten von den alten Regimentern errichtet.

S. 22. Hr. v. Z. hatte S. 7 gesagt: "Gutmüthig und gelinde werden alle meine kritischen Anmerkungen seyn, ausgenommen über solche Schriftsteller und "Menschen, denen eine härtere Behandlung heilsam ist." Man sieht, Hr. v. Z. betrachtet sich als den allgemeinen Arzt der Deutschen. Er spendet seine kritischen Anmerkungen wie Pillen aus, nicht, weil sie wahr sind, sondern so wie er sie, nach der ihm beywohnenden Weisheit, für heilsam hält. Er thut dieses mit einer so beyspiellosen Entäußerung, daß er nicht einmal daran denkt, was etwa dabey seiner eigenen Ehre heilsam seyn könnte. Man wird allenthalben in den Fragmenten finden, daß die härtere Behandlung gemeiniglich verdiente Schriftsteller trift, vermuthlich, weil Hr. v. Z. wohl einsah, daß seine Anfälle ihnen, wenn auch nicht heilsam seyn, doch wenigstens nicht schaden würden. Hingegen bezeigt er fast immer eine recht väterliche und brüderliche Gelindigkeit und Gutmüthigkeit gegen mittelmäßige und schlechte Schriftsteller. Er sieht als ein guter Arzt vermuthlich wohl ein, daß dieselbe

selben schwacher Natur sind und eine derbe Behandlung nicht vertragen, sondern gar in die Brüche fallen möchten, wenn er sie etwas stärker angriffe, und er will sie doch gern beybehalten; denn er braucht zuweilen solche Leute zu Zeugen, wo bessere Schriftsteller ihm widersprechen würden. Wir haben oben schon gesehen, wie genau er sich an Hrn. Prof. Fischers Geschichte Friedrichs II. anschließt, und durch das ganze Werk ist das Lob dieser so sehr mittelmäßigen Kompilation verbreitet. Ein ganz schlechter, längst vergessener anonymer Skribler, der im J. 1788 unter dem Titel Schattenriß von Berlin, eine elende Brochüre schrieb, heist im IIIten Bande S. 159 ein vortreflicher Sittenmaler, weil er über Berlin ungefähr so spricht, wie Hr. v. Z. darüber will gesprochen wissen, und auch ungefähr eben so viel Kenntniß von dieser Stadt hat, wie der Hr. Ritter. Mit des Hrn. Abt Denina *Essai sur Fr. II.* hat Hr. v. Z. in seinem ganzen Werke viel zu schaffen. Er führt es an, er bestätigt es, er will es berichtigen, er rühmt den Scharfsinn des Verfassers einmal über das andere; alles mit großer Gutmüthigkeit und Gelindigkeit! Wie viel des Hrn. Denina Essai einem Kenner der preuß. Geschichte werth seyn könne, kann die Recension dieses Buchs in der Allg. Deutschen Bibl. XCVIII Bd. 1s St. S. 169 u. f. einigermaßen zeigen. Aus derselben erhellt, daß Hr. Denina zum Geschichtschreiber Friedrichs II. ganz untüchtig, und daß er in den bekanntesten Dingen ganz ununterrichtet ist; hingegen Hr. v. Z. nennt hier S. 22. Hrn. Denina's Essai sur Fréderic II. ein schönes Werk. Traun

ein schönes Werk! dessen Verfasser auch nicht einmal die Geographie der Länder kennt, in welchen der siebenjährige Krieg geführt wurde, der S. 190 Liegnitz, von Sachsen aus, hinter Breslau versetzt, den G. Daun (S. 119.) mit dem G. Soltikow vereint, ein verschanztes Lager an der rechten Seite der Oder nehmen, und den G. Fouquet (S. 189.) von den G. Laudon und Soltikow angreifen läßt; der S. 190 in einem Tage von Liegnitz bis Breslau die Armee marschiren lassen will; der die, im J. 1760 zu Charlottenburg von den Russen gemachten Beschädigungen, zur Vergeltung der im J. 1762 zu Hubertsburg vorgegangenen Verwüstungen macht; der über die Wegnahme von Schweidnitz im J. 1761 (S. 208.) sagt, daß der König alles mögliche versucht habe, Schweidnitz zu retten; der S. 210. den bekannten Hrn. v. Trenk im siebenjährigen Kriege nach Magdeburg gefangen setzen läßt; der S. 222. die Belagerung von Schweidnitz durch den Herzog von Bevern kommandiren läßt; der die allerbekanntesten Dinge nicht richtig erzählet — Ein Buch, das diese und noch viel mehrere grobe falsche Nachrichten enthält, das einem Deutschen, der nicht in der Geschichte Friedrichs II. ganz unwissend ist, eigentlich zu gar nichts nützen kann, nennt nun Hr. v. Z. ein schönes Werk. Freylich es ist schön, so wie Hrn. v. Z. eben so unrichtige Fragmente auch ein schönes Werk sind. Beide sind auf sehr schönem großen Papier gedruckt!!

Ueber

Ueber das dritte Kapitel.

Von Friedrichs Verhältnissen mit seinem Vater. Von seinem Vorhaben nach Wien zu gehen, dort katholisch zu werden, und dann die Erzherzoginn Maria Theresia zu heurathen.

Ueber Friedrichs Verhältnisse mit seinem Vater hat Hr. v. Z. so viel als nichts gesagt. Die Hauptsache ist, daß da bisher die Meinung allgemein war, Friedrich habe im J. 1730 nach England fliehen wollen, Hr. v. Z. entdeckt zu haben glaubt, "derselbe habe nach Wien entfliehen, katholisch "werden, die Erzherzoginn Maria Theresia heurathen "und die östreichischen Länder mit den preußischen verbinden "wollen." Mitten unter die Erörterung dieser neuen Entdeckung mengt er eine ganz andere Sache, nämlich die Frage: "Ob durch ernsthafte und im Tone der "Autorität gefaßte Vorstellungen des Kaiserl. Hofes allein, "das Leben des Kronprinzen sey gerettet worden?" Der Verfasser der Vie de Fr. II. hatte dieß vorgegeben, Hr. Nicolai aber im IIIten Hefte seiner Anekdoten geläugnet, und dagegen durch eine aus dem Munde des Generallieutenants von Buddenbrock beygebrachte Erzählung, die Meinung bestätigt, daß hauptsächlich die standhaften Vorstellungen der Generale, die im Kriegsrechte über den Kronprinzen Sitz und Stimme hatten, dessen Leben retteten. Dawider führt Hr. v. Z. S. 44 ein

Schrei-

Schreiben des Hrn. Ministers von der Horst an, worin behauptet wird: "das Gegentheil sey die allge„meine Sage und Meinung der damaligen Zeiten gewesen, „und durch dasjenige, was der Graf von Münchow, nach„maliger Minister in Schlesien, und der General von „Bork gesagt hätten, würde jene Meinung durchaus wider„legt." Hr. N. hat hierauf im Vten Hefte seiner Anekdoten, wie es uns scheinet, hinlänglich gezeigt, daß das Gegentheil seiner Meinung wohl nicht die allgemeine Meinung und Sage der damaligen Zeiten gewesen seyn könne, weil in den öffentlichen englischen und französischen politischen Schriften gar nicht der Autorität des Kaiserlichen Hofes, sondern eines bloßen eigenhändigen rührenden Interceſſionsschreibens des Kayſers gedacht wird, dergleichen auch von mehrern Höfen einliefen. Desgleichen zeigt Hr. N., daß er die Meinung nicht leichtsinnig annahm, sondern deswegen weil es die einstimmige Meinung mehrerer darüber befragter Geschäftsleute war, und zwar solcher, welche am meisten davon unterrichtet seyn konnten. Dazu wird noch seine Meinung dadurch völlig bestätigt, daß der Graf v. Herzberg in seinem Memoire historique sur la dernière année de la vie de Frédéric II. S. 11 auch versichert, "das „Leben des Kronprinzen sey bloß durch die Gerech„tigkeit und Standhaftigkeit der Generale, die „seine Richter waren, gerettet worden." Die Ungerechtigkeiten, welche sich Hr. v. Z. hier gegen Hrn. O. K. R. Büsching und Hrn. N. schuldig macht, und den stolzen Ton, welchen er gegen beide annimmt, wollen wir weiter nicht rügen. Theils ist es unsere Absicht gar nicht, Hrn. B. oder Hrn. N. oder sonst jemand durch diese Anmerkungen gegen Hrn. v. Z. zu vertheidigen; theils ist auch wohl im

ganzen

ganzen Publikum nur eine Stimme darüber, daß Hr. v. Z. durch die groben Unanständigkeiten, welche er sich wider diejenigen, welche anderer Meinung wie er sind, allenthalben in seinen Fragmenten erlaubt, bey unbefangenen Lesern sich selbst gewiß weit mehr als denen schadet, zu deren Nachtheil er einen solchen Ton annimmt. Aber das müssen wir doch anmerken, daß Hr. v. Z. bey seinem Eifer, Hrn. N. zu widersprechen, nicht einsieht, daß er wider seine eigene Meinung streitet. Denn wofern wirklich der Kaiserliche Hof sich hätte können durch üble Rathschläge verleiten lassen, den Kronprinzen wirklich wider Willen seines Hrn. Vaters nach Wien zu ziehen, und ihn katholisch zu machen, so würde es ihm wohl doppelt schlecht angestanden haben, sich auf seine obristrichterliche Gewalt zu berufen; und auf dem Reichstage zu Regensburg, wohin der Kaiser die Sache soll haben ziehen wollen, würde die größte Indignation, sonderlich bey den Protestanten, wider den Kaiser entstanden seyn.

Die einzige Ursache, warum Hrn. v. Z. Meinung nach zu behaupten wäre, der Kronprinz hätte nicht nach England, sondern nach Wien fliehen wollen, um daselbst katholisch zu werden, und Maria Theresia zu heurathen, führt er S. 58 an: "Daß sich der Hr. Minister "v. d. Horst erinnert, es aus dem Munde des Herrn Gra"fen von Münchow und des Herrn Generals von Bork "gehört zu haben." Dieß ist zwar an sich merkwürdig, aber auch noch nicht zureichend, um bloß allein eine Behauptung zu beweisen, die aus mehrern sehr wichtigen Ursachen noch bis jetzt für höchst unwahrscheinlich gehalten werden muß. Hr. v. Z. fühlt selbst, daß seine Hypothese nicht recht zusammen-

menhängt, und sagt S. 37 ausdrücklich: "Ich sage "nicht, es ist wahr, aber ich sage, es ist wahrscheinlich" Sehr gut wäre es gewesen, wenn er sich in diesen Schranken gehalten hätte, und noch mehr, wenn er im Stande gewesen wäre, seine vermeinte Entdeckung mit den bekannten Umständen zu vergleichen, um ihre vermeinte Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Er gehet aber überhaupt bey der Auseinandersetzung dieser Sache mit einer solchen Verwirrung zu Werke, und zeigt dabey eine so gänzliche Unwissenheit und Vernachlässigung der gleichzeitigen Geschichte des preussischen Hofes, daß wohl fast nichts mehr beweist als dieses Kapitel, wie wenig er sich zum Geschichtforscher schickt; indem er sich als unfähig zeigt, historische Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit richtig zu beurtheilen.

Ungeachtet seiner obigen Erklärung, ungeachtet er außerdem noch die recht vorsichtige Erklärung S. 36 vorausgeschickt hat: "Gewißheit ist eine gar äußerst "seltene Sache in allen Dingen, und am meisten in der "Historie. Es ist nicht ein Beweis von Redlichkeit, wenn "man mit Heftigkeit behauptet, was man nicht mit "Zuversicht weiß," behauptet er selbst doch mit Heftigkeit solche Sachen, von denen er keinen Beweis beybringt. Er erzählt S. 40 und 41 Dinge, die theils sehr ungewiß, theils sehr unwahrscheinlich sind, behauptet aber aufs dreisteste, man wüßte sie zuverlässig. Nun sagt er aber nicht mit einem Worte, woher man sie zuverlässig wissen könne? Es ist doch offenbar, daß wenn sich diese Umstände bloß auf die Aussage der beiden oben genannten Herren *) gründen sollen, man sie deswegen allenfalls für

*) So wie Hr. v. Z. in nichts genau ist, so zeigt er nicht einmal an, welcher General von Bork es gewesen ist, der dieses erzählt haben soll. Dieß wäre doch wohl sehr nöthig gewe-

für untersuchungswürdig halten könnte, oder für einigermaßen wahrscheinlich, wenn nicht andere Gründe darwider stritten; aber für zuverlässig wird sie deshalb an sich noch niemand halten können. Der Herr von der Horst selbst schreibt in seinem Briefe gar nicht mit der Heftigkeit des Hrn. v. Z., sondern wie ein bescheidener Mann; indem Er ausdrücklich sagt: "Wenn das Zeugniß eines "Zeitgenossen oder jemandes, der die innere Geschich"te des preußischen Hofes erfahren können, zu finden "sey, so wolle er dieses vorziehen." Einer so bescheidenen Aeußerung hätte Hr. v. Z. folgen, und da er diese neue Entdeckung vors Publikum bringen wollte, behutsam und mit historischer Kritik zu Werke gehen, wenigstens entweder seine Gründe für ihre vermeinte Zuverlässigkeit deutlich anführen, oder sie nicht für zuverlässig ausgeben müssen.

Viele Umstände dieser Sache werden freylich so lange dunkel bleiben, bis einmal, wie zu hoffen ist, die sämmtlichen Akten davon, welche im Königl. Archiv-

gewesen, um die Glaubwürdigkeit dieser Erzählung näher zu beurtheilen. Nicht weniger als **acht Generale von Bork** sind in preußischen Diensten gewesen. Alle waren Männer von wahrem Verdienste, und vom Könige geschätzt. Man muß aber gestehen, daß es nicht scheint, es könne auch nur auf einen derselben **eigentlich** angewendet werden, was Hr. v. Z. von demjenigen, von dem die Erzählung herrühren soll, S. 38 sagt: "Der König habe ihn mit seinem "**sehr vertraulichen Umgange** beehrt." Aber freylich Hr. v. Z. ist weder in genauer Wahl seiner Worte, noch in genauer Bestimmung der Umstände ein sehr vorzüglicher Schriftsteller. Sollte der General v. Bork, welcher Oberhofmeister des jetzigen Königs war, wie es scheint, gemeint seyn; so hätte er wenigstens durch den Beysatz **Graf von Bork** können kenntlich gemacht werden; denn es waren nur zwey Generale von Bork Grafen, und der ältere, der Generalfeldmarschall und Kabinetsminister, kann nicht wohl gemeint seyn.

Archivkabinette versiegelt liegen, werden entsiegelt werden. Indessen kann man immer über die Wahrscheinlichkeit, oder Unwahrscheinlichkeit der verschiedenen Vermuthungen durch sorgfältige Vergleichung bekannter Umstände urtheilen. Wer aber wie Hr. v. Z. entweder die bekanntesten Umstände nicht weiß oder nicht überlegt, wird die Wahrheit nicht näher erforschen können. Der Redakteur dieser Anmerkungen hat alles, was von dieser Geschichte, sowohl durch mündliche Erzählungen solcher Personen denen man Kenntniß davon zutrauen kann, als in gedruckten Schriften, aufzufinden gewesen ist, sorgfältig und unparteyisch gesammelt, und diese Nachrichten sowohl unter sich selbst, als mit der gleichzeitigen Geschichte verglichen. Es scheint ihm aber nach reiflicher Untersuchung: es sey die vom Hrn. v. Z. in diesem Kapitel aufgestellte Hypothese von einer vorgehabten Flucht des Kronprinzen nach Wien, und dessen Vorsatze katholisch zu werden, mit den gewissesten Umständen, welche man von dieser Geschichte weiß, nicht zu vereinigen, und sie sey daher höchstunwahrscheinlich und der bekannten Geschichte widersprechend. Die hauptsächlichsten Gründe hievon wollen wir angeben. Die Wichtigkeit der Sache verdienet wohl, daß wir sie umständlich und genau auseinandersetzen. Hr. v. Z. hätte sehr wohl gethan, wenn er die beiden Seiten seiner Sage eben so genau und reiflich überlegt hätte, ehe er sie für wahrscheinlich erklärte.

1) Wenn man die damalige Lage des kaiserl. Hofes aus der Geschichte kennet und aufmerksam betrachtet, so wird man sich schwerlich überreden, daß derselbe gerade im J. 1729 oder 1730 den ausschweifenden Gedanken hätte fassen können, den

Kron-

Kronprinzen von Preußen zu verleiten, wider Willen seines Vaters nach Wien zu entfliehen und katholisch zu werden, und ihm sodann die kaiserl. Prinzessinn Maria Theresia zur Gemahlinn zu geben. Der Kaiser hatte im April 1725 zu Wien einen unvermutheten Frieden ohne Vorbewußt seiner Alliirten mit Spanien geschlossen. Dieser Friede war die Quelle vieles Mißtrauens in Europa, und mehrerer Allianzen und Gegenallianzen, wodurch der Wiener Hof endlich in seine eigene Intriguen verwickelt ward. England, Frankreich und Preußen schlossen im September 1725 das Hannöversche Bündniß. Alles ließ sich in Europa im J. 1726 zum Kriege an, der auch im J. 1727 mit England und Spanien anfing. Der Kaiser kam in Verlegenheit, unter andern, weil das deutsche Reich nicht, so wie er sonst gewohnt war, seinen Hauskrieg zu einem Reichskriege erklären wollte, und das hannöversche Bündniß stand seinem Interesse gerade entgegen, indem es zwey der mächtigsten Churfürsten mit einander verband. Er wußte König Friedrich Wilhelm zu dem im Oktober 1726 geschlossenen Bündnisse zu Wusterhausen zu bewegen, welches für den Kaiser in aller Absicht sehr wichtig war, und dem Könige von Preußen nichts als die leere Hofnung auf die Jülichsche Succession brachte, die der kaiserliche Hof nie erfüllen wollte, indem er kurz vorher dem Hause Pfalz diese Erbschaft zugesichert hatte. Nun suchte der Kaiser den König von Preußen durch alles mögliche weiter von England abzuziehen, um ihn mehr von sich abhängig zu machen. Der schlaue Seckendorf, den er nach dem im J. 1727 erfolgten Tode K. Georgs I. von England nach Berlin sendete, unterließ nicht, die persönliche Abneigung Königs Fr. W. I. gegen seinen Schwager K. Georg II.

von England so zu benutzen, und kleine Mishelligkeiten zwischen Beiden so zu vergrößern, daß im J. 1729 ein Krieg zwischen Hannover und Brandenburg eben ausbrechen wollte, welches im April 1730 sehr wider den Willen des Kaisers noch verhindert ward. Kurz vorher, im November 1729, hatte England zu Sevilla einen besondern Frieden mit Spanien geschlossen, welcher den Kaiser in die größte Verlegenheit setzte; so daß er mehr wie jemals nöthig hatte, mit Preußen auf einem guten Fuße zu bleiben. Läßt es sich wohl denken, daß der kaiserl. Hof gerade in diesem kritischen Zeitpunkte eine heimliche Unterhandlung mit dem preußischen Kronprinzen hätte anstellen wollen, deren Erfolg, wenn es auch dem Kronprinzen gelungen seyn sollte nach Wien zu entfliehen, nichts anders hätte seyn können, als daß der König von Preußen als Vater und als König würde aufs äußerste seyn beleidigt worden; daß er alles Vertrauen zum kaiserl. Hofe auf lange Zeit würde verloren, sich von dessen Interesse gänzlich getrennet, und mit des Kaisers Gegnern würde verbunden haben? Der kaiserl. Hof, der alles anwendete, um sich mit dem Könige von Preussen näher zu verbinden, von dem er nicht nur nach dem Krontraktate eine Beyhülfe von 10,000 Mann, sondern noch eine viel stärkere zu erhalten hoffte, kann wohl unmöglich eine Idee haben ausführen wollen, die Preußen gänzlich von ihm getrennet haben müßte.

2) Man bemerke doch nur, welches unbeschreibliche Aufsehen und Mißtrauen ein so gewaltthätiger Schritt des Kaisers, daß er einen deutschen Kurprinzen hätte wider Willen seines Vaters entführen und ihn wider Willen desselben zur katholischen Reli-

Religion bringen wollen, im deutschen Reiche, und besonders bey den protestantischen Fürsten würde gemacht haben. Es waren damals die Religionsbeschwerden der Evangelischen schon sehr stark, und der Kaiser half ihnen gar nicht ab, so wie es gewünscht ward, und wie es seine Pflicht gewesen wäre. Die Beschwerden wegen der Erthalschen und Aufseßschen protestantischen Kinder, welche man mit Gewalt entrissen hatte und katholisch erziehen wollte, waren damals noch ganz neu. Was würde man in Deutschland gesagt haben, wenn der Kaiser selbst, sogar an einem Kurprinzen eine so gewaltthätige Proselytenmacherey hätte ausüben wollen! Es ist offenbar, daß der Kaiser das Vertrauen aller protestantischen Fürsten auf immer würde verloren haben. Das war gewiß überhaupt nicht, und am allerwenigsten in seiner damaligen Lage, seinem Interesse gemäß.

3) Der kaiserliche Hof hatte nach dem ersten wiener Frieden im April 1725 mit Spanien, genugsam gesehen, wie sehr die darinn gemachte Hofnung, den spanischen Prinzen Karl mit der Erbinn der östreichischen Erbländer zu vermählen, die Eifersucht der europäischen Mächte erregt, und welche nachtheilige Folgen für ihn die Furcht wegen der Vermählung gehabt hatte. Die Verbindung dieser Erbinn mit dem preußischen Kronprinzen wäre zwar freylich nicht so wichtig gewesen, als die mit dem spanischen Prinzen Karl. Indessen war sie immer noch so wichtig, daß sie gewiß gar nicht dem Interesse der meisten Höfe Europens, am wenigsten der deutschen Höfe, würde gemäß gewesen seyn, besonders wenn dadurch, wie sich Hr. v. Z. einbildet, die sämmtlichen östreichischen und preußischen Länder un-

ter Ein Oberhaupt hätten sollen vereinigt werden. Wenn man nur mit einiger Aufmerksamkeit einen Blick auf die damalige Lage von Europa, und besonders auf die damalige wirklich kritische Lage des Kaiserlichen Hofes wirft, so wird unwidersprechlich erhellen, daß der Kaiserl. Hof eine solche Idee damals am wenigsten hat können ausführen wollen; denn er würde seine nächsten Alliirten von sich abwendig gemacht haben, zumal, wenn er noch dazu einen so unerwarteten als bedenklichen Schritt hinter ihrem Rücken und durch ein so gewaltsames Miltel gewagt hätte.

4) Die vermeinte Vereinigung der östreichischen u. preuß. Länder muß es seyn, welche die Einbildungskraft des einbildungsreichen Hn. v. Z. so sehr entflammt, daß er S. 37 sagt: "Keinen größern Gedanken hätte Friedrich der Große in seinem ganzen Leben gehabt, als den, "nach Wien zu gehen, dort katholisch zu werden, und "dann mit der Erzherzoginn Maria Theresia sich zu ver"mählen." Und ferner S. 38: "Dieser Gedanken hätte Ströme von Menschenblut erspart, und großentheils den "ganzen Riesengang des achtzehnten Jahrhunderts verändert." Aber wenn es auch mit der katholischen Religion und mit der Vermählung seine Richtigkeit gehabt hätte; so würden sich doch bey der Verbindung der beiderseitigen Länder noch sehr große Schwierigkeiten gefunden haben. Um nur eine anzuführen, so dürfen nach den Reichsgesetzen zwey Kurfürstenthümer nicht unter Ein Haupt kommen. Hier hätte aber Böhmen und Brandenburg müssen vereinigt werden. Endlich, weder dem kaiserl. Hofe noch dem Kronprinzen kann man zutrauen, daß eine Sache, die an sich schon so viele Schwierigkeit gehabt haben würde, selbst wider den Willen des als Landesherr und als Vater und als deutscher Reichsfürst gleich stark beleidig-

ten Königs Friedrich Wilhelm I. hätte durchgesetzt werden sollen. *)

5) Wenn die Flucht hätte nach Wien gehen sollen, so hätte man, wie gesagt, es an des Königs Friedrich Wilhelm I. Betragen gegen den Kaiserl. Hof und dessen Gesandten nach der Entdeckung nothwendig merken müssen. Man bedenke doch nur alle Umstände: Seckendorf war mit dem Könige auf der Reise, auf welcher der Kronprinz entfliehen wollte. Hr. v. Z. sagt selbst S. 58: "Daß "Friedrich nach Wien gehen, und dort katholisch werden wollte, um sich mit Maria Theresia zu vermählen, setzte Fr. "Wilhelm I. in die entsetzlichste Wuth, die auf eine Weile "nichts in der Welt schien versöhnen zu können, als das Blut "seines Sohnes." Läßt sich nun wohl denken, daß wenn wirklich die Flucht hätte nach Wien gehen sollen, Fr. Wilhelm nicht gegen den Kaiserlichen Hof, und gegen den Kaiserl. Gesandten, welcher sich zu so einer unverzeihlichen Negociation hätte brauchen lassen, viel von dieser entsetzlichen Wuth hätte empfinden lassen? Seckendorf war ja in Wesel gegenwärtig, als der Kronprinz gefangen genommen ward. Schon da hätte ja also die Wuth des Königs, die der Hr. v. Z. so entsetzlich macht, besonders gleich in der ersten Hitze, auf irgend eine Art sich an Seckendorf zeigen müssen. Aber davon findet man nichts. Seckendorf reiste ruhig in Gesellschaft des Königs nach Berlin, und blieb daselbst

*) Es verdienen hiebey die Memoires de Richelieu, T. IV, 2de Partie nachgelesen zu werden. S. 81. aus der Instruktion, die Richelieu bekam, da er als Gesandter nach Wien ging, kann man sehen, ob das Projekt, die östreichische und preussische Lande zu vereinigen, einem Staatsmanne kann eingefallen seyn. S. 83 ist auch zu finden, wie unzufrieden die deutschen Fürsten damals mit dem Kaiser waren.

beständig im vorigen Ansehen. Noch mehr, als der Kronprinz bey Gelegenheit der Vermählung seiner ältesten Schwester den 23ten November 1731 wieder nach Berlin kam, so speisete der König wenige Tage darauf, den 26ten November, und zwar in Gesellschaft des Kronprinzen und vieler anderer Prinzen bey dem Grafen Seckendorf *). Läßt es sich wohl denken, daß der König, nach eben geschehener Versöhnung, sogleich nachdem der Kronprinz nun öffentlich bey Hofe erschien, ihn zu demjenigen Gesandten hätte führen wollen, der mit ihm wegen der Flucht kolludirt hätte?

6) Die Reise, welche der König mit dem Kronprinzen vornahm, und der Ort, von welchem der letztere entfliehen wollte, nämlich Wesel, zeigt hinlänglich, daß der Kronprinz nicht nach Wien hat gehen wollen. Hr. v. Z. will zwar behaupten, daß dieß nicht folge, aber er spricht dabey weder mit Ueberlegung noch Kenntniß der Sache. Er sagt S. 48: "Hr. Prof. Fischer erzähle die Umstände der vorgehabten "Flucht äußerst genau und bestimmt." Nichts weniger als das. Hr. Prof. Fischer erzählt in seiner überhaupt gar nicht zuverläßigen Kompilation über das Leben Friedrichs, 1ter Th. S. 6. weiter nichts als die allgemein bekannten Umstände, und diese noch dazu nicht einmal ganz richtig. Er berichtet z. B. nicht, wie, welchen Tag, durch wen u. s. w. der Prinz und Katte arretirt wurden. Er läßt den Kronprinzen, er sagt aber nicht wo, und Katte in Holland arretiren, da viel glaubwürdigere Nachrichten

*) S. Clef du Cabinet des Princes, à Bruxelles, Janv. 1732. S. 61.

ten sagen, der Prinz und Katte wären auf preußischem Gebiete, dicht an der holländischen Gränze zusammen arretirt worden; Keith sey aber nach Holland entflohen. Er wird schwerlich jemals beweisen können, daß der Großpensionair von Holland gedrohet habe, diejenigen preuß. Officiere, welche gesandt waren, um sich des Herrn von Katte (nicht des Hrn. von Katte, sondern etwa des Hrn. v. Keith) zu bemächtigen, hängen zu lassen, und daß er doch wäre ausgeliefert worden. Auch erzählt er ganz unrichtig, der preuß. Gesandte Hr. v. Meinertshagen sey wegen der Gefangennehmung des Hrn. v. Katte vor Schrecken gestorben. Aus dem Originalberichte seiner Gemahlinn, welcher im Königl. Archive zu Berlin liegt, erhellet, daß er noch den 21. August völlig gesund gewesen, und in der Nacht vom 21. zum 22ten ganz unvermuthet am Schlagflusse gestorben ist. Nicht die geringste Spur ist in diesem Berichte, oder in den Berichten seines Vetters gleiches Namens, der nach ihm Resident ward, daß er etwa Gemüthsbewegungen oder dergleichen gehabt hätte. Der Prinz und der Hr. von Katte sind nach aller Wahrscheinlichkeit den 14ten arretirt worden. Die bekannten französischen Verse: C'est toi fortune inconstante etc. die er an die Wand seines Gefängnisses schrieb, sind d. 16ten August unterschrieben. Also 5 oder 6 Tage nach des Hrn v. Katte Gefangennehmung ist der Hr. v. Meinertshagen erst gestorben. Gleichwohl will Hr. v. Z. S. 50 aus der gewiß ganz unrichtig angegebenen Ursache des Todes des Hrn. v. M. wirklich etwas schliessen, aber so verwirrt, daß es nicht der Mühe werth ist, ihn zu widerlegen. Hr. v. Z. giebt ferner vor: "Es folge gar nicht, daß der Prinz nach Holland habe entflie-

"hen wollen; daselbst hätte er sich nicht sicher glauben können." (Aber die glaubwürdigsten Nachrichten sagen doch, er war auf dem Wege nach Holland, als er arretirt ward.) "Er hätte aus dem Klevischen ins östreichische "Gebiet nach Rüremonde gehen können, welches ein Weg "von wenigen Stunden sey. Aber seinen Projekt *) habe "man wahrscheinlich entdeckt, noch ehe er reif war, und der "Lieutenant von Katte flüchtete sich auf dem kürzesten Wege "über die holländische Gränze." Hr. v. Z. hat vergessen, daß wenn der Kronprinz seiner Meinung nach sich in Holland nicht sicher würde geglaubt haben, der Herr v. Katte, nach seiner ebenmäßigen Voraussetzung, der Sicherheit wegen wohl nicht nach Holland gegangen seyn könnte, sondern die östreichische Niederlande hätte wählen müssen. Von Wesel ist die holländische Gränze ohngefähr vier, und die brabantische Gränze ohngefähr sechs Meilen. Dieser Unterschied ist nicht so groß, daß jemand deswegen einen unsichern Ort statt eines sichern wählen würde. Allenfalls wenn man das nächste fremde Land, ohne Rücksicht auf Sicherheit hätte wählen wollen, so wäre das Köllnische das nächste. Auch hat Hr. v. Z. vergessen, daß der Hr. Prof. Fischer, welcher seiner Meinung nach alle Umstände der vorgehabten Flucht richtig und genau erzählt, und bey welchem also, nach ihm, jeder Umstand belehrend ist, auch berichtet: „Der Kronprinz habe bereits ein „Fahrzeug in Holland bereit halten lassen." Wozu hätte denn der Kronprinz dieß Fahrzeug bereit halten lassen, wenn er nicht hätte nach Holland, und von da zu Wasser weiter gehen wollen? Soll er etwa

*) Hr. v. Z. macht dieß Wort männlichen Geschlechts. Er ist in der Grammatik kühn und neu, wie in der Geschichte.

etwa von Wesel nach Rüremonde zu Lande haben segeln wollen?

Der König reisete in Gesellschaft des Kronprinzen, nebst verschiedenen Generalen und dem Grafen Seckendorf, den 15. Julius ab, über Leipzig, Altenburg, Coburg, Bamberg, Erlangen und Nürnberg, nach Anspach, von da durch das Oettingische nach Augspurg, von da nach Ludwigsburg und über Mannheim nach Darmstadt und Frankfurt am Mayn. Von da fuhr er den Rhein herunter nach Wesel, wo er den 12. August ankam. Es fällt wohl in die Augen, daß auf dieser vier Wochen langen Reise der Kronprinz (wenn man auf einen Augenblick des Hrn. v. Z. ganz unwahrscheinliche Voraussetzung annehmen will) mehr wie einmal die beste Gelegenheit gehabt hätte, nach den östreichschen Landen ohnbemerkt zu entfliehen; besonders wenn desfalls schon eine geheime Unterhandlung mit dem Kaiser gewesen wäre, so wären von Kaiserl. Seite die Anstalten sehr leicht zu treffen gewesen. Nichts wäre leichter gewesen, als von Sachsen aus nach Böhmen zu kommen, zumal wenn man sich erinnert, welchen sehr großen Eifer damals die jesuitischen Beichtväter des Königs von Polen zum Proselytenmachen zeigten, welche also die Flucht eines so hohen Proselyten auf alle Weise würden befördert haben; wenn mit Hrn. v. Z. vorauszusetzen wäre, daß man mit dem kaiserlichen Hofe (und also natürlich auch mit dessen jesuitischen Beichtvätern) schon vorher deßhalb in Einverständniß gewesen wäre. Hätte der hohe Flüchtling von Sachsen aus nicht abgehen wollen; so wäre ja nichts leichter gewesen, als von Augspurg aus in die so nahe gelegene östreichische Herrschaften, und von da nach

Wien

Wien zu kommen. Dahin würde doch wohl der kaiserliche Hof den hohen Flüchtling sowohl der Bekehrung als der Vermählung halber hauptsächlich haben bringen wollen. Da aber der Prinz von hier nicht abging, vielmehr bis nach Wesel in der Gesellschaft seines Vaters blieb, so ist schon daraus unwidersprechlich zu sehen, daß seine Absicht nicht hat gewesen seyn könne, mit Vorbewußt des kaiserlichen Hofes nach Wien zu entfliehen; sondern daß er seine Reise von Wesel nach Holland, und von da auf dem bereitliegenden Schiffe zu Wasser hat weiter nehmen wollen. Selbst, wenn er nach des Hrn. v. Z. ganz unwahrscheinlicher Voraussetzung, die Absicht gehabt hätte, nach Rüremonde zu gehen; (wovon sich doch keine Ursache denken läßt, da er schon vorher viel näher auf dem Wege nach Wien gewesen war) so hätte er selbst dahin bey der Reise auf dem Rhein z. B. bey einem Nachtlager in irgend einem kleinen Städtchen auf fremdem Territorium eben so nahe und viel sicherer dahin kommen können, als aus Wesel, einer wohl befestigten Stadt, wo er beym Herausfahren, und bey der Reise in seines Herrn Vaters eigenem Lande erkannt und angehalten werden konnte. Warum hätte er denn erst aus Wesel längere und mißlichere Wege nehmen wollen, da er vorher viel leichtere Wege vor sich hatte?

7) In den nachmals gedruckten Briefen des unglücklichen Herrn von Katte an den König, an seinen Vater, und an seinen Großvater, *) so wie auch in den 13 Punkten, welche dieser unglückliche jun-

ge

*) Sie sind noch ganz kürzlich wieder gedruckt, in dem berlinischen Haushaltungskalender für 1791 in 4to.

ge Mann an den Kronprinzen kurz vor seinem Tode durch den Feldprediger Müller *) bestellen ließ, steht nicht ein Wort von einer Flucht nach Wien, und einer Veränderung der Religion. Da in allen diesen Aufsätzen so viel religiöses vorkommt, so hätte doch den Umständen nach nothwendig etwas davon darinn stehen müssen, wenn der Prinz hätte katholisch werden wollen. Aber auch nicht ein Wort findet sich davon. Die drey Briefe des Hrn. v. Katte wurden schon im J. 1734 ins engländische übersetzt, ehe sie noch deutsch gedruckt wurden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieß durch den Hrn. v. Keith besorgt worden, der sich in England aufhielt, bis K. Friedrich II. zur Regierung kam. Schon auf dem Titel dieser Briefe wird ausdrücklich gesagt, daß die Reise des Kronprinzen nach England habe gehen sollen, *) welches man doch damals, da die Geschichte noch so neu war, nicht hätte sagen können, wenn das Gegentheil allgemein bekannt gewesen wäre. Und in der Vorrede heißt es abermals ausdrücklich: „Es ist „nöthig, dem Leser zu berichten, daß der Kronprinz „von Preußen den Vorsatz gefaßt hatte, sich ohne „seines Vaters Wissen und Erlaubniß heimlich zu „entfernen, und sich an den Großbritannischen „Hof zu begeben. Der Entwurf dazu ward zwi-

„schen

*) S. Beytrag zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, welcher einen merkwürdigen Briefwechsel über den ehemaligen Aufenthalt des gedachten Königs zu Küstrin enthält. Berlin 1788. 8. S. 14 ff.

*) The three last letters written by the late unhappy Mr. *de Catte*, Captain of the Infantry of the King of Prussia, from his Prison at Kustrin, a few days before he was beheaded, for concerting *the Journey to England with the Prince Royal of Prussia*; now done into english. 1734. gr. 8.

„schen dem Prinzen, dem unglücklichen Jünglinge „der diese Briefe schrieb, und noch einer Person „verabredet, von welcher man glaubt, daß sie sich „jetzt in England aufhält. Indem sie aber diesen „Entwurf ausführten, und der Prinz mit seinen „beiden Verbündeten schon wirklich auf der Reise „nach England war, ward ihnen nachgesetzt, und „der Prinz ward mit dem Herrn von Katte nahe „an der holländischen Gränze gefangen genom„men, der andere aber entfloh.“ Man siehet hieraus, daß es damals schon in England selbst angenommen ward, die Flucht des Kronprinzen habe nach England, und zwar an den englischen Hof gehen sollen. Im Gentleman's Magazine for August 1731, S. 368, wird die Nachricht gegeben, daß der König von Preußen sich mit seinem Kronprinzen ganz versöhnt habe (man zielt nämlich auf den unvermutheten Besuch, den der König den 16ten August dieses Jahrs bey dem Kronprinzen in Küstrin abstattete) und fügt hinzu*): „Hieraus kann man hoffen, daß die gute Har„monie mit dem großbritanischen Hofe wieder„hergestellt ist.“ Man war also kurz nachher, als die Geschichte selbst geschah, in England der Meinung, daß durch die Flucht des preußischen Kronprinzen die gute Harmonie mit dem großbritannischen Hofe sey gestört worden. Wie hätte man dieß vermuthen können, wenn nach Hrn. v. Z. Einbildung nicht der englische, sondern der kaiserliche Hof die Flucht des Kronprinzen befördert hätte, und zwar sogar in der ausschweifenden Idee, den Kron-

*) This presages a good harmony being restored with the Court of Great-Britain.

Kronprinzen wider Willen seines Vaters katholisch zu machen?

8) Daß diese Idee, welche schon so vielen andern ganz bekannten Umständen widerstreitet, unmöglich richtig seyn könne, erhellet unwidersprechlich aus der unter dem Titel: Beyträge zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, gedruckten, und schon S. 93 citirten Korrespondenz König Fr. Wilhelms I. mit dem Feldprediger Müller, welchen der König nach Küstrin schickte, um dem Kronprinzen das Herz zu rühren und ihn zu bekehren. Da die Korrespondenz schon über ein Jahr gedruckt war, ehe Hr. v. Z. seine Fragmente schrieb, so ist es ganz unverzeihlich, daß er nicht diese Briefe mit der ihm gemeldeten Ueberlieferung verglich; denn er würde offenbar gesehen haben, daß dieselbe mit diesen ächten Originalbriefen unmöglich zu vereinigen ist, und er würde sodann dieses ganze Kapitel gar nicht, oder wenigstens ganz anders und mit gehöriger Behutsamkeit geschrieben haben.

Ein Theil des Auftrags des Königs an den Feldprediger, wie man aus diesen Briefen ersiehet, ging mit vielem Eifer dahin, daß der Kronprinz von theologischen Meinungen, die der König für unrichtig hielt, sollte bekehrt werden. Hätte sich nun der Kronprinz zu Schulden kommen lassen, daß er die katholische Religion hätte annehmen wollen, so ist ganz offenbar, daß der König den Feldprediger mit noch mehrerem Eifer würde aufgetragen haben, dem Kronprinzen darüber das Gewissen zu rühren. Da aber, weder in den Briefen des Königs, noch in des Feldpredigers Antworten, noch in den mancher-

ley Erklärungen des Kronprinzen, welche der Feldprediger dem Könige überschreibt, auch nur ein einziges Wort von der katholischen Religion vorkommt; so ist aus diesen Briefen unwidersprechlich zu sehen, daß die Absicht des Kronprinzen keineswegs gewesen seyn kann katholisch zu werden; sonst müßte der König darüber nothwendig auch sein Mißfallen bezeugt und dem Feldprediger aufgetragen haben, ihn vor der Religionsveränderung zu warnen.

Vielmehr ist aus dem zweiten Schreiben des Königs, S. 29*) deutlich zu sehen, daß er seinem Kronprin-

*) Da der Redakteur hierbey die Originalbriefe K. Friedrich Wilhelms I. und die Originalkoncepte des Predigers Müller einzusehen Gelegenheit gehabt hat, so fand er zu seiner Verwunderung, daß der Abdruck nach einer nachlässigen mit dem Originale gar nicht verglichenen Abschrift gemacht ist. Er fand dieß durch genaue Vergleichung. Er glaubt, es werde nützlich seyn, die Abänderungen hier abdrucken zu lassen, um so mehr, da diese Briefe wichtige Dokumente zu dieser bisher so dunkeln Geschichte sind: S. 9, Z. 10. Anstatt Euch nach, lies: Euch, gleich nach — S. 13. Z. 13. bekannt seyn müsse l. so bekannt seyn müßte — S. 13. Z. 1. vor l. vom — S. 17. Z. 7. nehmen l. machen — S. 18. Z. 15. 16. nur — Drohungen l. nur beweglich, ohne harte Drohungen von einigen Menschen — S. 20. Z. 16. wie l. in Absicht auf den Glauben an den Herrn Jesum, und — S. 21. Z. 3. liege l. läge — Z. 7. Ihm die l. Ihm ferner die — Vorletzte Z. Art l. Sorte — S. 22. Z. 4. würde gleichwohl l. könnte — Z. 12. wolle l. wollte — Z. 13. wolle das l. wollte nicht anfassen und also — Z. 17. doch l. ja — S. 23. Z. 2. 2) sein leztes l. 2) müßte man unterscheiden unter Lutheri ersterer und lezterer Erkenntniß, sein lezteres — Z. 13. der auch — sey. l. der auch ihm von der allgemeinen Gnade vorgesaget. — Z. 14. Hierauf l. Während dieses Discurses — Z. 3 v. unt. es fiele l. dabey fiel — S. 25. Z. 8. sollte, so — man l. sollte. So wenig als man — Z. 11. und Fruchtbringung l. und guter Fruchtbringung — Z. 17. folgenden Gründen l. folgendem Argument — S. 26. Z. 1. ernstl. Nachdenken l. ernstl. und gründlichen Nachdenken — Z. 2. weil er — diese Worte stehen nicht im Concepte — Z. 8. 9. bekümmert wäre l. bekümmert u. besorgt wäre. — Z. 2 v. unt. dependire, ob und l. dependirte, — Unterste Z. solle l. sollte — Z. 10. meinem Besuch l. meinem als eines Predigers

prinzen speciell weiter nichts Schuld giebt, als daß er habe Schulden gemacht und desertiren wollen. Auf diese Beschuldigung der Desertion ging auch die Anklage und die Verurtheilung des Herrn von Katte. Der König schärfte die Sentenz des Kriegsrechts über denselben, aus der Ursache, „weil er mit dem Kron-prinzen „komplottiret," das heißt, wie dieses Wort in der preußischen Armee gebraucht wird, weil er den Kronprinzen zur Desertion verleitet hätte. Daher ließ er auch über den Kronprinzen Kriegsrecht halten, weil er ihn nicht sowohl als Kronprinzen, sondern als einen wirklich in Diensten stehenden Officier gerichtet wissen wollte. Dieß bestätigt noch ein im Clef du Cabinet des Princes, T. II. Janv. 1732. S. 60. erzählter Umstand, welcher, so viel erinnerlich ist, sonst noch nicht ist bemerkt worden. Als der Kronprinz von Küstrin wieder nach Berlin gerufen ward, und bey Gelegenheit der Vermählung seiner ältesten Schwester mit dem Markgrafen von Bayreuth den 23 November 1731 unvermuthet vor seiner Frau Mutter erschien, war er in Civilkleidung (ob er gleich schon im November 1730,

nach-

digers — S. 27. Z. 2. beruhiget l. befriediget — Z. 14—16. die Worte von: und bis lassen, müssen wegbleiben, denn sie sind im Concept wieder ausgestrichen. — S. 28. Z. 4. Ich ersterbe — dieß steht nicht im Concepte. — S. 31. Z. 12. vorzustellen, daß l. vorzustellen; ob ich ihm nicht allemal die Wahrheit gesaget, daß — Z. 15. Sein böhses Herz (Hier hatte im Original der Kabinetsrath geschrieben: vorhin vortreflich gutes. Der König aber hatte dieß ausgestrichen und böhses darüber geschrieben. — S. 33. Z. 14. können l. könnten — S. 34. Z. 17. tiefsten l. aufrichtigen — S. 35. Z. 6. 7. wieder gnädig l. wieder vollkommen gnädig — Z. 12. Ihm in l. Ihm nun in — S. 37. Z. 1. den l. Dero — S. 39. Z. 8. Cronprinzen deutlich l. Cronprinzen ganz deutlich.

Bayerische Staatsbibliothek München

nachdem er vor der von dem Könige gesendeten Kommission den Eid ablegte, den Degen und den Orden wieder erhalten hatte), daher er auch, als er sich durch die Menge der Hofleute durchdrängte, desto weniger erkannt wurde. Erst den 27 November begaben sich alle in Berlin befindliche Generale und Obersten unter Anführung des Fürsten von Anhalt-Dessau zum König, und baten denselben, den Kronprinzen wieder in den Militärdienst aufzunehmen. Der König bewilligte diese Bitte, ermahnte den Prinzen nochmals und umarmte ihn zärtlich. Man siehet also, der König hatte gleichsam durch diese Förmlichkeit anzeigen wollen, daß der Prinz als ein desertirter und wieder ergriffener Officier in der Armee nicht dienen könne, und hatte ihn, wie man es zu nennen pflegt, kassirt. Beyläufig zeigen wir hier an, daß aus eben dem Clef du Cabinet des Princes, Fevr. 1732, S. 130 erhellet, daß der Kronprinz zu Ende Decembers 1731, ob er gleich nun ganz befreyet war, nochmals nach Küstrin zurückkehrte, um daselbst ferner bey der Kriegs- und Domänenkammer zu arbeiten.

Wir müssen hierbey noch bemerken, daß Hr. v. Z., der sich alle Sachen nach seiner eigenen Einbildungskraft vorstellt, auch von den Religionsgesinnungen der hier vorkommenden Personen ein ganz unrichtiges Bild entwirft, zum Zeichen, daß er ihren wahren Charakter gar nicht kannte. Er sagt S. 54: "Seckendorf sey ein bekannter Erzlu"theraner gewesen." Wodurch dieser Staatsmann und General irgend einen besondern Eifer für die lutherische Religion gezeigt habe, wären wir sehr neugierig vom Hrn. v. Z. zu vernehmen. In den damaligen vielen Religionsbeschwerden der Evangelischen gegen

die

die Bedrückungen und Proselytenmachereyen der Katholiken hat er, als Kaiserl. Gesandter, eben keinen sonderlichen Eifer gezeigt. Wenn Seckenborf, wie Hr. v. Z. lächerlich pathetisch sagt: "der Erzlutheraner gewesen wäre, dem vor Friedrichs Uebergang zur "katholischen Religion das Mark in den Knochen gezit"tert hätte," wie konnte sich denn Hr. v. Z. einbilden, daß der Kaiserl. Hof demselben eine so sehr delikate geheime Unterhandlung darüber aufgetragen, oder derselbe sie angenommen hätte? Dergleichen Unklugheit kann man dem wiener Hofe nicht zutrauen. So widerspricht sich Hr. v. Z. alle Augenblicke in seinen Voraussetzungen.

Vom Könige sagt Hr. v. Z. S. 59: "Friedrich "Wilhelm I. hielt nach dem Buchstaben des heidelbergi"schen Katechismus die Messe für eine verdammte Ab"götterey; hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie "seiner Väter." Hievon ist nicht ein Wort wahr. König Friedrich Wilhelm I. war ein guter Protestant, aber billig gegen andere Religionsverwandten, und daß er die Messe für eine verdammte Abgötterey gehalten habe, beliebt nur dem Hrn. v. Z. zu träumen. Fr. Wilhelm I. erlaubte zuerst den Katholiken in Berlin den öffentlichen Gottesdienst, und begünstigte diesen Gottesdienst durch Geldbeytrag. *) Es ist sehr lächerlich, daß sich Hr. v. Z. einbildet, König Friedrich Wilh. I. "habe fürchterlich steif an der "Orthodoxie seiner Väter und am Buchstaben des hei"delbergischen Katechismus gehalten." Wie wenig kennt er diesen König! Aus dessen eben gedachten gedruckten Briefen hätte Hr. v. Z. sehen können, daß Er an seinen Kronprinzen einen lutherischen Pre-

*) S. Beschreibung von Berlin, IIter Band. S. 618.

diger schickte, in der ausdrücklichen Absicht, um denselben von einer Lehre abzubringen,*) welche buchstäblich im heidelbergischen Katechismus gelehret wird, nämlich von der Lehre von der Prädestination, vom Partikularismus, von der absoluten Gnadenwahl, dagegen demselben die lutherische Lehre von der allgemeinen Gnadenwahl einzuschärfen; und welche große Freude er hatte, da es schien, daß es dem Prediger gelungen wäre.

Eben so gänzlich unrichtig beurtheilt Hr. v. Z. die damaligen Religionsgesinnungen des Kronprinzen. Er sagt S. 58: "Umänderung der Religion war "für den philosophischen Friedrich damals eine Kleinigkeit: "denn im Grunde verlachte er doch alle Religionen." Der Einbildungskraft des Hrn. v. Z. ist es eine Kleinigkeit, eine Zeit von zehn oder zwanzig Jahren zu überspringen. Damals verlachte keinesweges Friedrich alle Religionen, vielmehr hätte Hr. v. Z. aus den mehrmals gedachten Briefen des Feldpredigers Müller deutlich ersehen können, daß damals Friedrich (wenn man nach Hrn. v. Z. pomphafter Art sich ausdrücken will), fürchterlich steif an der reformirten Orthodoxie hielt. Er hätte S. 21 und 22 der gedachten Briefe finden können, mit welchen sinnreichen Gründen damals der Kronprinz die absolute Gnadenwahl gegen den lutherischen Pre-

*) Es ist bekannt, daß K. Friedrich Wilhelm I. eben so viel in lutherische als in reformirte Predigten ging, und an der lutherischen Konfession nichts tadelte, als die Beichte, der er sehr ungewogen war. Selbst bey seinem Todbette hatte er sowohl einen lutherischen als einen reformirten Prediger. Er ward auch daher von den eifrigen Reformirten fast für lutherisch gehalten. S. Buchholz Geschichte, VI. Theil. S. 54 und 161.

Prediger vertheidigte, und wie er endlich dazu sogar Luthers Autorität brauchte. Dergleichen Züge sind charakteristisch, und zeigen, wie sich seine Meinungen nach und nach bildeten. Wer derselben Ausbildung aber nach des Hrn. v. Z. Träumereyen beurtheilen wollte, würde sie sehr schlecht kennen lernen. Auch zu der Zeit, als er alle Religionen verlachte, war **Umänderung der Religion** für ihn **keine Kleinigkeit.** Wir können hier aus einer sehr sichern Quelle die merkwürdige und wahre Anekdote mittheilen, daß der französische Hof im Jahre 1746 den preußischen Hof wegen einer Vermählung des Dauphins mit einer preußischen Prinzessinn sondiren ließ, daß aber der König dieselbe abwendete und selbst die sächsische Prinzessinn vorschlug, **weil er Bedenken trug, in die Religionsveränderung zu willigen.**

9) Mehrere sehr respektable preußische Geschäftsleute, und unter denselben solche, welche schon unter König Fr. Wilhelm I. in Diensten waren, und in solchen Verbindungen standen, daß sie von dieser Sache etwas Zuverlässiges wissen konnten, sind einmüthig der Meinung, daß die Flucht nach England habe gehen sollen; und wir könnten noch das Zeugniß einer sehr hohen Person anführen, daß an eine **Flucht nach Wien** und an den **Uebergang zur katholischen Religion** nie gedacht worden ist. Es wird eigentlich von Männern, welche diese Geschichte aus den Quellen kennen können, folgender Begriff von der Sache gemacht: Es waren damals am preußischen Hofe zwey Parteyen wegen der intendirten Vermählung des Kronprinzen. Der König und der General v. Grumbkow hatten ihre Augen auf eine braunschweigische Prinzessinn gerichtet.

Hingegen die Königinn, *) und der Minister von Knyphausen **) hatten eine doppelte Vermählung des Prinzen von Wallis mit der ältesten preußischen Prinzessinn (welche nachher den Markgrafen von Bayreuth heurathete) und des Kronprinzen von Preußen mit der englischen Prinzessinn Amalia ***) im Sinne. Der kaiserl. Hof, welcher sich alle ersinnliche Mühe gab, das hannöversche und brandenburgische Haus gänzlich zu veruneinigen, fand diese Verbindung seinem Interesse gar nicht gemäß, und bediente sich der persönlichen Zuneigung des Königs zum Grafen Seckendorf und der persönlichen Abneigung desselben vom K. George II. um dieselbe nicht zur Reife kommen zu lassen. Dieß war die Ursache der Flucht; und die Königinn, die älteste Prinzessinn, und der Minister von Knyphausen wußten um dieselbe. König Georg II. hatte einen persönlichen Widerwillen gegen König Fr. Wilhelm I., aber er liebte

*) Die Königinn war bekanntlich eine Schwester des Königs Georg II. von Großbritannien. Pöllniz in einem vom 6 Jun 1729 datirten Briefe erwähnt schon der Sage, daß die älteste preußische Prinzessinn den Prinzen von Wales heurathen werde. S. Lettres et Memoires de Pöllniz. S. 31.

**) Sobald der König von Wesel zurückkam, erhielt der Herr von Knyphausen seinen Abschied.

***) In einen lächerlichen Fehler fällt Hr. v. Z. S. 47. Er giebt anstatt der englischen Prinzessinn **Amalia** die zwey Jahr ältere Prinzessinn **Anna** dem Kronprinzen zur Braut; will aber zeigen, daß dieselbe der Mühe nicht werth gewesen sey, schildert sie sehr häßlich nach der Schilderung jemandes, der sie im Haag, wie man offenbar sieht, in ihrem **Alter** gesehen hat, und vergißt, daß eine Dame im Alter nicht schön seyn kann, die in der Jugend schön war. Die Prinzessinn **Amalia**, welche eigentlich die Braut seyn sollte, war allerdings in ihrer Jugend schön. Im J. 1730 war sie 19 Jahre alt. Sie starb 1787, und soll ein Miniaturbild Friedrichs bis an ihr Ende auf der Brust getragen haben.

liebte seine Schwester, und er wünschte aus politischen Absichten eine genauere Verbindung mit dem preußischen Hause. Man schmeichelte sich, daß wenn der preußische Kronprinz nur erst in England wäre, theils das Zureden der Königinn, theils die Bitten des Kronprinzen, theils die von den Ministern anzuführende Staatsursachen den König von Preußen zu der Verbindung geneigter machen würden. Sollte dieses aber nicht haben geschehen können, so hätte der Kronprinz immer in England leben können; denn der König von Großbritannien würde sich entschuldigt haben, seine Macht ginge nicht so weit, daß er die Auslieferung desselben befehlen könnte. Der Kronprinz hätte daselbst also immer veränderte Zeiten abwarten können, oder die Vermählung wäre in England geschehen, und der Kronprinz hätte daselbst gelebt, bis zur Versöhnung mit seinem Vater, oder bis er zur Succession gekommen wäre.

Eine andere Nachricht, welche zwar nicht aus so sichern Quellen kommt, als die vorige, die aber dennoch Männer, welche in der preußischen Geschichte nicht fremd sind, für nicht unwahrscheinlich halten, kann erklären, daß es mit dem Gerüchte von der Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Theresia eine Bewandtniß könne gehabt haben, welche nicht so widersinnig ist, und nicht so mit der Geschichte streitet, als die vom Hrn. v. Z. angegebene. Sie ist folgende: Der kaiserliche Hof suchte durch alle ersinnliche Mittel den preußischen und großbritannischen Hof zu veruneinigen. Derselbe hielt daher die ebengedachte doppelte Vermählung, wozu die Königinn ihren Gemahl schon einigermaßen geneigt gemacht hatte, seinem Interesse sehr zuwider,

und suchte daher alles mögliche hervor, um dieselbe rückgängig zu machen. Er war um so viel geschäftiger darin, weil der preußische Hof zu merken anfing, daß die öftern Versprechungen des kaiserlichen Hofes wegen der Succession in Jülich und Bergen nicht ernstlich gemeint waren, sondern, daß derselbe Pfalz und Sachsen eben so viel versprach, welches anfing, einigen Kaltsinn des Königs gegen den Kaiser hervorzubringen. Der schlaue Seckendorf suchte also alles hervor, um dem Könige eine gute Meinung von der Sorgfalt des Kaisers für die Wohlfahrt des preußischen Hauses beyzubringen. Er wußte, daß der König seinem zweyten Sohne dem Prinzen August Wilhelm (dem Herrn Vater des jetzigen Königs) viel gewogener war als dem Kronprinzen; er nahm davon Gelegenheit, dem Könige als seine eigene Idee diskursive zu sagen, es wäre wohl möglich, es dahin zu bringen, daß der Kronprinz von Preußen mit der Erzherzoginn Maria Theresia *) vermählt, und sodann zu seiner Zeit Kaiser würde. In solchem Falle hätte NB. der Prinz August Wilhelm das Königreich Preußen und die Kur Brandenburg erhalten, und der König also zwey von seinen Prinzen zu mächtigen regierenden Herren machen können. Die Aufwerfung dieser Idee hatte für S. den doppelten Nutzen, daß der König von dem Argwohn, daß es der Kaiser wegen der Jülichschen Succession nicht aufrichtig mit ihm meine, abge-

*) Es war allerdings schon lange eine ziemlich allgemeine Sage, daß Seckendorf den Plan gemacht habe, den Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Theresia zu vermählen. S. Bucholz Geschichte, Vr Th. S. 111. Nur die mit der bekannten Geschichte so offenbar streitenden Umstände, mit denen Hr. v. Z. diese Sage aufstutzt, hatte man vorher noch nie gehört.

abgelenkt, dagegen in dem Vorurtheile bestärkt ward, die nähere Verbindung mit dem kaiserlichen Hofe könne seinem Hause zu großem Vortheile gereichen, und daß der König durch die Aufmerksamkeit auf diese Idee von der doppelten Verbindung mit England, welche dem kaiserlichen Hofe äußerst zuwider war, abgezogen wurde. Seckendorf unterstützte diese Idee gelegentlich beym Könige durch Gründe, die aus dessen ihm nur allzuwohl bekannten Neigungen und Absichten hergenommen waren. Der König ward wirklich aufmerksam darauf, und sprach mit der Königinn darüber. Dieselbe ward darüber äußerst allarmirt und meldete es ihrem Bruder dem Könige von England, welcher die Ausführung eines solchen Vorsatzes für äußerst gefährlich für das gemeinschaftliche Interesse von Hannover und Brandenburg hielt, und um dieselbe aufs sicherste zu verhindern, und ganz unmöglich zu machen, den Rath gab, daß der Kronprinz nach England flüchten sollte. Man glaubt aber jetzt nicht, daß es dem kaiserlichen Hofe jemals Ernst gewesen sey, die Idee von der Vermählung auszuführen. Man hält es bloß für eine Intrigue des Grafen Seckendorf, sie zu erregen, welches er um desto sicherer thun konnte, weil er voraussah, daß schon allein die Religionsveränderung des Kronprinzen die größte Schwierigkeit machen, und die Sache auf alle Weise in die Länge ziehen würde, da man sodann immer noch mehrere Schwierigkeiten dazwischen werfen könnte. Auch die Nachricht von der vorhabenden Flucht nach England soll Seckendorf, der den Kronprinzen auf der Reise aufs äußerste beobachtet, dem Könige zuerst gegeben haben, indem er Mittel fand einen Brief, den der Kronprinz in Frankfurt am Mayn unter der Addresse an

einen Kaufmann in London auf die kaiserliche Post geben ließ, in seine Hände zu bekommen, worauf denn, als der Kronpriz wirklich Wesel verließ, dessen Arretirung erfolgte.

Wenn man diese Meinung als wahr annimmt, so ist sowohl die Flucht nach England mit allen Umständen, und das Betragen des Königs Friedr. Wilh. I. gegen Seckendorf, und die nachherige Vermählung des Kronprinzen mit einer Braunschweigischen, mit dem kaiserl. Hofe verwandten Prinzessinn, ganz natürlich erklärt. Auch erklärt sich sodann ganz deutlich, warum die älteste Prinzessinn um die Flucht, womit Ihr eigenes Interesse so sehr verbunden war, wissen mußte, desgleichen warum der Kronprinz tous les chagrins que Seckendorf lui avoit causés, anklagte.*) Es könnte auch wohl seyn, daß der Herr Graf von Münchow, und der Herr General von Bork eigentlich von dieser Sage im Allgemeinen gesprochen haben, und daß entweder der Hr. von der Horst, da es schon so lange her ist, und da Ihm seitdem so viel wichtige Geschäffte im Sinne gewesen sind, sich aller ehemals gehörten Umstände nicht mehr so genau erinnerte, oder welches auch seyn kann, daß nur Hr. v. Z. die Sache falsch gefaßt, und falsch erzählt hat. Wir haben ja mehrere Beyspiele davon. Wenigstens, Sage gegen Sage gerechnet, stimmt diese eben erzählte Art, wie das Gerücht von der Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzoginn Maria Theresia entstanden seyn soll, mit allen Umständen der bekannten Geschichte überein; hingegen die Art, wie Hr. v. Z. dieses Gerücht ausbilden will,

ist

*) Lettres de Suhm T. II. p. 298.

ist mit den ungezweifeltesten Umständen dieser Geschichte schlechterdings nicht zu vereinigen. Es ist daher auch ganz unglaublich, daß Männer, wie der Graf von Münchow oder der General von Bork, die Sache mit solchen Umständen, wie sie Hr. v. Z. berichtet, sollten erzählt haben. Gesetzt aber, sie hätten dieß wirklich so erzählt, so beweiset es weiter nichts — als daß sie einmal diskursive von einer Sache nach Hörensagen sprachen, von welcher sie nicht genug unterrichtet waren. Es waren vornehme und respektable Männer. Aber auch die Meinung des vornehmsten Mannes muß man nicht für ein untrügliches Zeugniß ausgeben, wenn diese Meinung mit den Umständen der bekannten Geschichte auf allen Seiten streitet. Auch ist eine Rede, die ein Mann, vornehm oder nicht, irgend einmal diskursive und beyläufig über eine Sache führt, noch nicht ein Beweis, daß er die Sache genau weiß. Man erzählt wohl einmal beyläufig wieder, was man vom Hörensagen hat. Wenn man aber eine Sache öffentlich dem Publikum vortragen will, muß man sich nicht aufs bloße Hörensagen verlassen, sondern näher untersuchen, was sich widerspricht, oder nicht widerspricht.

Nun wollen wir nur noch zeigen, wie höchstunwahrscheinlich und widersprechend des Hrn. v. Z. Nachrichten von Seckendorfs Betragen nach der entdeckten Flucht sind, welche er S. 40 und 41. ganz dreist für zuverlässig ausgiebt, ohnerachtet er nicht mit einer Silbe andeutet, woraus die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten erhellen solle. Er sagt S. 40: "Zuverlässig weiß man, daß Seckendorf bey der "Zurückkunft aus Wesel, wo diese vorgehabte Flucht ent-

"deckt

"deckt ward, sich des Kronprinzen bey dem Könige ganz au-
"ßerordentlich annahm, und alles versuchte, um ihn wider
"die Schärfe des väterlichen Zorns zu schützen." Dieß kann an sich sehr wohl wahr seyn, denn alle Höfe von Europa mißbilligten die Strenge des Königs, und der kaiserl. Hof, welcher sich in alles, was den preuß. Hof anging, unmittelbar zu mischen suchte, und nicht das geringste Interesse hatte, den Tod des Prinzen zu wünschen, konnte nicht zurückbleiben. Aber der Zusatz, bey der Zurückkunft aus Wesel, widerspricht geradezu des Hrn. v. Z. fernerm Vorgeben, wie wir gleich zeigen wollen; denn er fährt fort: "Aber ganz äußerst merkwürdig ist hierbey, daß
"Seckendorf von Wien aus, Befehle für alles hatte, was er
"that; auch that er alles so behende, daß er nicht einmal
"Zeit gehabt hätte, einen Courier nach Wien zu schik-
"ken. Also wußte man auch schon zum voraus das Vorha-
"ben des Kronprinzen in Wien, und gab also auch schon zum
"voraus Befehle an Seckendorf, wie er sich benehmen müßte,
"wenn man etwa die vorgehabte Flucht des Prinzen entdecke,
"und der König dann in seinen Jähzorn verfalle, den man so
"leicht vorhersah. Zuverlässig weiß man, daß, sobald man
"erfuhr, der Zorn des Königs sey aufs äußerste gekom-
"men, und er denke an nichts geringeres als an die Ent-
"hauptung des Kronprinzen, Seckendorf dem Könige ein
"bis dahin geheim gehaltenes Beglaubigungsschreiben
"überreichen ließ, wodurch ihn der Kaiser zu seinem Ambas-
"sador erklärte; daß Seckendorf hierauf eine Audienz gefor-
"dert, und dem Könige gesagt habe: ""Es sey ihm vom Kai-
""ser befohlen, dem Könige sofort den Krieg zu deklariren,
""wenn Er irgend etwas hartes wider den Kronprinzen
""verhänge, denn der Kronprinz stehe, als Kurprinz und ge-
""bohrner Reichsfürst, unter dem Schutze des Kaisers, und
""des ganzen Reichs."" "Zuverlässig weiß man, der Kö-
"nig habe dem kaiserlichen Gesandten zuerst mit Heftigkeit
"geantwortet: Ich bin Herr in meinem Lande, und in mei-
"nem

"nem Hause — habe sich aber doch, dieser Drohungen "wegen besonnen, und dem Kronprinzen das Leben ge- "lassen." Hr. v. Z., der nur nach seiner selbstgefälligen Imagination erzählt, nach welcher er alle Umstände ummodelt, hat den Widerspruch nicht gefühlt, in welchen er sich selbst verwickelt, weil er die allerbekanntesten Umstände nicht einmal weiß. Er versichert, der Graf Seckendorf habe so behende dem Kronprinzen seine Protektion wiederfahren lassen, daß er auch nicht einmal vorher einen Kurier nach Wien habe schicken können, und versichert doch auch, es sey nach der Zurückkunft aus Wesel geschehen. Aber unglücklicherweise für Hrn. v. Z. Voraussetzung war ja der Graf Seckendorf selbst mit in Wesel. Der Kronprinz ward, wie oben S. 89 gedacht, wahrscheinlich den 14ten August gefangen genommen; den 20ten August reisete der König aus Wesel, und kam den 27. in Berlin an. Es ist also offenbar, daß wenn Seckendorf sogleich einen Kurier nach Wien abgeschickt hat, er füglich gleich nach seiner Zurückkunft nach Berlin Antwort hat haben können. Uebrigens verzog sich die Sache vom August bis in den October, wo erst die Sentenz über den Kronprinzen gefällt ward; also hatte der Graf Seckendorf Zeit genug, wer weiß wie viel Kurire aus Wien zu erhalten. Wollte Hr. v. Z. aber, nachdem er auf diesen Widerspruch aufmerksam gemacht worden ist, etwa seine Nachricht, daß erst nach der Zurückkunft von Wesel Seckendorf sich des Prinzen angenommen hätte, widerrufen, und nun, da er erfährt, daß Seckendorf in Wesel zugegen war, wieder vorgeben wollen, es sey noch behender, als er erst vorgab, und gleich in Wesel geschehen; so müßte er wieder hier S. 40.

gar

gar nicht an seine andere S. 59. mitgetheilte Voraussetzung denken, daß der kaiserl. Hof den Kronprinzen zur Flucht verführt habe, um ihn katholisch zu machen, und daß, wie er S. 59 in komisch-pathetischem Tone sagt: "der König fürchterlich steif "an der Orthodoxie seiner Väter hielt, und geglaubt habe, "sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen "preuß. Monarchie fahre gerade und spornstreichs mit "seinem Sohne, wenn dieser in Wien die katholische Religion "angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle." Er vergißt, daß er S. 59 voraussetzte, über diese preußische allgemeine Höllenfahrt, wie er es unbeschreiblich sinnreich nennt, sey der König in entsetzliche Wuth gerathen. Nun ist aber sehr leicht einzusehen, daß in der ersten entsetzlichen Wuth, wenn sie nach Hrn. v. Z. Voraussetzung durch Seckendorf wäre heimlich veranlaßt worden, eben dieser Seckendorf sich nicht füglich würde haben trauen dürfen, dem Könige viel unter die Augen zu kommen, und auf alle Weise am wenigsten würde haben wagen können, sich mit einiger Hofnung des Erfolgs des Kronprinzen anzunehmen. So verwirrt sich Hr. v. Z. beständig selbst in seinen eigenen falschen Voraussetzungen und falschen Erzählungen.

Eine sehr lustige Erdichtung ist diejenige, vermittelst welcher der Hr. v. Z. den Grafen Seckendorf ganz unvermuthet zum Ambassador macht. Hat man jemals gehört, daß ein Gesandter den Charakter eines Ambassadors annehmen würde, bloß um den Krieg zu erklären? Hr. v. Z. ist so unwissend, nicht einmal zu wissen, daß man zu Ausrichtung einer so unangenehmen Kommission einen Gesandten nicht einen so solennen Charakter annehmen läßt! Er ist so unwissend, nicht einmal zu wissen, daß die Annahme

nahme des Charakters eines Ambassadors hauptsächlich eine Affaire d'Etiquette ist; daß ein Ambassador sogleich einen viel größern Staat von Bedienten ꝛc. anschaffen muß; daß er zur Antrittsaudienz und Abschiedsaudienz abgeholt wird; daß die Wachen vor ihm ins Gewehr treten u. s. w. Nun ist nirgends bekannt, auch weder in gedruckten Schriften, noch selbst im königl. Archive eine Spur, daß der Graf von Seckendorf jemals öffentlich den Charakter eines Ambassadors angenommen habe. Ein solcher Schritt würde ja allen Gesandten und dem ganzen Publikum haben müssen kund gethan werden. Da nun dieses nicht geschah, so ist des Hrn. v. Z. Vorgeben eine leere Erdichtung. Es würde ja nichts lächerlicher gewesen seyn, als ein Ambassadeur en poche, der von niemand öffentlich dafür erkannt worden wäre, und seine Audienzen noch als Envoyé genommen hätte. Hr. v. Z. ist in den bekanntesten Gewohnheiten der Höfe so unwissend, nicht zu wissen, daß ein Ambassador sein Beglaubigungsschreiben nicht übergeben läßt, und erst nachher eine Audienz fordert, und daß kein Hof an den andern einen Ambassador schicken kann, ehe ausgemacht ist, ob er auch dafür werde angenommen und in diesem Charakter erkannt werden; daß also ein Gesandter nicht so mit einemmale wie ein Deus ex machina mit einem bis dahin geheim gehaltenen Beglaubigungsschreiben aufgezogen kommen kann, worin man ihn plötzlich zum Ambassador erklärt.

Aber Hr. v. Z. läßt auch seinen Ambassador drohen, der Kaiser wolle sofort dem Könige den Krieg deklariren, und den König sich vor dieser Drohung so gewaltig fürchten, daß er dieser Dro-

hung

hung wegen alles thut, was der Kaiser haben will. Wir wollen nicht einmal anführen, daß nicht wohl jemand, also auch Hr. v. Z. nicht, zuverlässig wissen könnte, was der Ambassador in einer ganz besondern Audienz dem Könige erklärt haben soll, und was der König antwortete. Aber wenn Hr. v. Z. in der Geschichte nicht äußerst unwissend wäre, so müßte er wissen, daß der Kaiser niemals weniger als damals im Stande war, Preußen mit einem Kriege zu bedrohen. Der Kaiser war wegen des im November 1729 ohne seinen Vorbewußt, und sehr zu seinem Nachtheil zwischen England, Frankreich und Spanien geschlossenen Traktats zu Sevilla in der äußersten Verlegenheit, und besorgte einen sehr schweren Krieg in Italien; er hatte im März 1730 ein Kommissionsdekret auf dem Reichstage abgeben lassen, *) worin er sagte: „Ihro Kaiserl. „Maj. versähen sich gänzlich — daß Dieselbe in „einer so gerechten Sache von dem gesammten „Reiche aufs kräftigste würden unterstützt wer„den.“ Aber das Reich war diesmal gar nicht geneigt, wie es oft gethan hatte, einen offenbaren Hauskrieg zu einem Reichskriege zu machen. Der französische Gesandte machte sehr starke Anmerkungen **) über das Kommissionsdekret. Der König von Großbritannien erklärte sich in einem besondern Reskript an seinen Gesandten darüber. Der Kaiser brachte zwar den 17. Julius 1730. eine Association von fünf Kreisen (incl. des östreichischen Kreises, das heißt, des Kaisers selbst) zu Stande, die aber nichts helfen konnte, da die mäch-

*) S. Fabers Staatskanzley LVIr Bd. S. 369.
**) Diese und die folgende Schriften sind zu finden in Fabers Staatskanzley LVIr Bd. S. 460.

mächtigsten deutschen Fürsten nicht hinzutraten. Die übrige Verfassung des Kaisers war die kläglichste; denn es fehlte ihm schlechterdings an Gelde zu dem Kriege, mit dem er in Italien bedrohet ward. Einige niederländische Kapitalisten erboten sich, 5 Millionen zu 5 pr. C. vorzuschießen, mit dem Bedinge, daß ihnen Kapital und Zinsen aus den bereitesten Gefällen der Niederlande gleich wieder bezahlet würden, und man wollte sich diese harte Bedingung, welche den größten Theil der Einkünfte der Niederlande auf die nächstfolgenden Jahre absorbirte, gefallen lassen. Man schrieb eine Kopfsteuer aus, von den Kindern von 7 Jahren an bis zu Greisen von 60 Jahren. Die Jesuiten, die etwas thun wollten, was wie eine Anstrengung aussah und es nicht war, boten ein Darlehn von 700,000 Gulden zu 7 pr. C. an, welches man doch nicht annahm, wie sie auch vermuthlich erwartet hatten. Dagegen befahl man den Juden, fünf Millionen Gulden zu 5 pr. C. vorzuschießen, welche aber nur sich zu einer Million erbothen, mit dem ausdrücklichen Bedinge, daß ihre vorigen Darlehne auch bezahlt werden sollten. Man ersuchte die sämmtliche Geistlichkeit in sämmtlichen Erblanden um ein Darlehn von einigen Millionen, welche aber auch wohl nicht viel williger gewesen seyn wird, als die Juden. Der Geldmangel war so groß, daß man sogar in Vorschlag brachte, die großen Besoldungen der kaiserlichen Kanzler und Räthe zu verringern. *) Hr. v. Z. muß sich lauter Leser einbilden, die so un-

*) Man sehe den Mercure Historique, Aout 1730. S. 149. in Oct. 1730. S. 342.

unwissend in der Geschichte sind, wie er, wenn er meint, daß sie ihm glauben werden, der Kaiser hätte unter diesen bedrängten Umständen, da er alle Augenblicke den Krieg in Italien befürchten mußte, und da es ihm so sehr am Gelde dazu fehlte, wegen einer Sache, die ihn im Grunde doch wenig anging, muthwilliger Weise dem Könige von Preußen den Krieg ankündigen wollen, und daß der König, der sich überhaupt nicht so leicht vor Drohungen fürchtete, diese Drohungen zu einer solchen Zeit, wo sie von gar keiner Wirkung seyn konnten, so gar ohne alle Maaße sollte gefürchtet haben! Des Kaisers Truppen waren in Italien und sonst weit entfernt, der König von Preußen hatte eine brave Armee, und die am nächsten liegende kaiserliche Erblande waren von Truppen ganz entblößt. Preussens Krieg mit dem Kaiser würde es noch genauer mit England verbunden haben, welches der Kaiser überhaupt, besonders aber bey seiner damaligen sehr kritischen Lage gegen England aus allen Kräften zu verhindern suchte, da England ihm so kürzlich den unvermutheten Streich mit dem Traktat von Sevilla gespielt hatte. Also durfte der Kaiser warlich nicht mit dem Kriege drohen, er hat auch gewiß nicht gedrohet, und wäre er so sehr unvorsichtig gewesen, zu drohen, so würde sich der König von Preußen vor solcher Drohung, am wenigsten zu einer Zeit gefürchtet haben, da der Kaiser keine Truppen in der Nähe hatte, um ihn anzugreifen, und kein Geld, sie zu bezahlen. Und wie unsinnig despotisch läßt Hr. v. Z. den Kaiser handeln? Erst verführt er den Kronprinzen, und dann droht er mit Krieg! Unwahrscheinlicher und mit der

Ge-

Geschichte streitender hätte Hr. v. Z. nicht leicht etwas erdichten können, als diese kaiserliche Drohung.

Wirklich hatte damals gewiß der König wegen seiner zahlreichen Armee und anfangenden vortheilhaften Finanzeinrichtung, gar keinen Angrif vom Kaiser zu befürchten, welcher ihn vielmehr äußerst zu menagiren Ursache hatte. — Aber wenn wir vollends hier Hn. v. Z. auch nach seinen Voraussetzungen beurtheilen, so fällt in die Augen, er hätte sich auf der 40ten S. seines Buchs erinnern sollen, daß er vorher S. 21. dem Könige von Preußen aus der Tasche des Hrn. Prof. Fischer in Halle im Jahre 1730 einen Schatz von wenigstens 50 Millionen Thaler verliehen hatte (S. oben S. 35.). Nun hätte unser großer Politiker billig einsehen müssen, daß er den König, da er durch seine Großmuth mit so vielem Gelde versehen war, sich nicht so sehr vor den Drohungen des gleichfalls von ihm kreirten Ambassadors hätte können fürchten lassen. Denn der König hätte ja gewußt, mit wie vielen Millionen er vom Hrn. Professor Fischer und dem Hrn. Ritter von Zimmermann versehen war, mit denen er den größten Krieg hätte aushalten können!

Es ist wirklich zu bewundern, mit welchen neuen Erfindungen die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. die Geschichte und die Politik bereichert, und wie er diese Erfindungen braucht, um sich aus den größten Schwierigkeiten ganz leicht herauszuhelfen, worin ihn seine etwas schnellen Erzählungen verwikkeln. S. 51. 52. kann er gar nicht begreifen: "warum sich K. Friedrich Wilhelm den Absichten seines Soh- "nes würde widersetzt haben, wenn er ein so großes Ver- "langen bezeigt hätte, sich mit einer englischen Prinzessinn "zu vermählen. Dem damaligen politischen Systeme

"wäre diese Vermählung ganz angemessen gewesen; denn "Friedrich Wilhelm hing damals ganz an England und "Oestreich." Wir andern, die wir nun nicht die lebhafte Einbildungs- und Erfindungskraft des Hrn. Ritters haben, sondern uns, so genau wir können, an die wahre Geschichte halten, erstaunen über die Dreistigkeit, mit der Hr. v. Z. solche Dinge hinschreiben kann, und über seine Unwissenheit. Der Graf v. Herzberg sagt in seinem Memoire sur la derniere année de Fr. II. S. 10, vom Fr. II.: „Aïant manifesté „en 1730 *des vuës de mariage et de politique differen-* „*tes de celles du Roi son Pere*, il fut arreté." Also war ja der Kronprinz mit seinem Hrn. Vater damals nicht in gleichem politischen Systeme! Friedrich Wilhelm müßte nach Hrn. v. Z. ein gar künstliches politisches System gehabt haben, welches er uns nach seiner großen politischen Einsicht wohl recht auseinander setzen sollte! Denn 1730 waren England und Oestreich äußerst gegen einander gespannt, und der Fürst hätte es gar sonderbar machen müssen, der an beiden hätte ganz hangen wollen. Aber Hr. v. Z. weiß die Sachen vermuthlich aus ganz geheimen Nachrichten noch besser! Er sagt sogar S. 53: "König "Georg II. war eben so gut in dem östreichischen Systeme "wie Friedrich Wilhelm." Wie? Was? Georg II. im J. 1730 im östreichischen Systeme? Georg II. der ohne Vorbewußt des Kaisers den Traktat von Sevilla geschlossen hatte, der den Kaiser ganz außer sich brachte, gegen den der Kaiser sich dieses Traktats wegen auf dem Reichstage zu Regensburg beschwerte, und die Reichskreise associiren wollte? Georg II. sollte 1730 im östreichischen Systeme gewesen seyn? Das ist zu arg! Difficile est, Satyram non scribere!

Noch ein sehr starker Beweis, wie sinnreich Hr. v. Z. sich zu helfen weiß, um über Schwierigkeiten wegzukommeu, und wie wenig Ueberlegung er dabey braucht! Er fühlt die sehr nachtheilige Meinung, welche Friedrich II. von Seckendorf in seinen Werken zu erkennen giebt. Aber er sagt S. 54. ganz dreist: "Auch diese Einwürfe beweisen nichts. Der Widerwillen "des Prinzen gegen Seckendorf entstand später." Und nun fährt er S. 55 fort: "Gar viel später entstand sein Wi"derwillen gegen den Wiener Hof, und zwar deswegen, weil "man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode fast unglaub"liche Machinationen des Wiener Hofes in Berlin entdeckte, "und weil man sogar erfuhr, wie ich es von einem preußischen "Staatsminister weiß, preußische Staatsminister seyen "vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder bestochen."

Also der Widerwillen des Kronprinzen wider Seckendorf soll später entstanden seyn? Woher weiß das Hr. v. Z., daß er es so ohne Umstände sagen darf? Wir beziehen uns auf die oben S. 106 angeführte Stelle aus einem Briefe des Königs an Suhm, wo der König von den Chagrins, die ihm Seckendorf verursacht hatte, als von sehr wichtigen Sachen redet. Nun ward Seckendorf im J. 1734 von Berlin abberufen; also müssen diese Chagrins wohl vor dem Jahre 1734 verursacht worden seyn. Man weiß auch genugsam, daß Seckendorf schon vor 1730 dahin beständig arbeitete, den König mit dem Kronprinzen zu entzweyen, und die natürliche Ursache lag darin, weil der Kaiserl. Hof die gute Harmonie des brandenburgischen Hauses mit dem hannöverschen seinem Interesse zuwider hielt, und auf alle mögliche Weise die nähere Verbindung mit England durch eine doppelte Vermählung zu verhindern suchte. Also hatte der Kronprinz damals

schon viel Verdruß von Seckendorf und Ursache genug zum Widerwillen. Hr. v. Z. kann gewiß durch nichts beweisen, daß der Widerwillen des Kronprinzen später entstanden sey.

Eben so wenig wird er je beweisen können, daß der Widerwillen Friedrichs gegen den Wiener Hof, gar viel später, und noch weniger, daß er erst kurz vor Friedrich Wilhelms I. Tode entstanden sey. Man sehe nur in den Oeuvres posthumes du Roi T. VI. das im J. 1736 geschriebene Tableau de l'Europe nach. S. 10. 19. 20. schildert Friedrich daselbst den Stolz und den Despotismus des Hauses Oestreich, womit es die deutschen Fürsten unter das Joch zu bringen trachtete. Dieß war wohl genug, um seinen Widerwillen zu erregen. S. 21. zeigt Friedrich auch, wie vielmal der Kaiserl. Hof die Wahlkapitulation gebrochen habe, und S. 26. daß der Kaiserl. Hof das Erbrecht auf das Reich im Hause Oestreich einzuführen suche. Also hatte er doch damals gewiß keine sonderliche Zuneigung zum Hause Oestreich, und sein nachheriges Betragen im J. 1740, war ein sehr guter Kommentar über diesen Text.

Daß man kurz vor Friedrich Wilhelms Tode entdeckt habe, preußische Staatsminister wären vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder bestochen worden, und daß dieß erst die Ursache gewesen sey, warum Friedrich Widerwillen gegen den Wiener Hof gefaßt habe, ist eine so ernsthafte Beschuldigung, und eine so große Verunglimpfung der würdigen Männer, welche damals im preußischen Staatsministerium waren, daß sie Hr. v. Z. deutlich beweisen müßte. Daß er in allgemeinen Worten vorgiebt: "Es habe ihm ein preußi-

"Staatsminister es gesagt," ist kein Beweis; denn Hr. v. Z. will überhaupt in seinen Fragmenten sehr oft nur seine unwahrscheinlichsten Behauptungen mit einem so vornehmen Schilde decken, damit sie jedermann mit einer Art von Ehrfurcht ansehen soll. Ich weiß es von einem Staatsminister, sagt Hr. v. Z. mehrmals in seinen Fragmenten mit vornehmer Mine, und seine Meinung ist, dadurch zu verhindern, daß niemand wider seine Behauptungen etwas einwenden oder sie näher untersuchen soll. Man würde auch sehr gern den größten Respekt für solche wichtige Quellen haben, wenn nicht die Nachrichten, welche Hr. v. Z. aus denselben will geschöpft haben, sehr oft so beschaffen wären, daß nicht nur andere Staatsminister und Geschäftsleute, welche zu den Quellen Zugang haben, dabey die Köpfe schütteln, und auch andere, welche zu den Geheimnissen des Staats nicht unmittelbar eingeweihet sind, aber die preußische Staatsgeschichte studirt haben, schon aus der Geschichte den gänzlichen Ungrund dessen, was Hr. v. Z. mit so vornehmen Namen belegen will, einsehen können. Daher hat diese Berufung auf das Zeugniß eines Staatsministers, die bey einem andern wahrheitliebenden und behutsamen Schriftsteller von großer Wichtigkeit seyn würde, in dem Munde des Hrn. v. Z. schon allen Werth verlohren, da wir allenthalben Beyspiele haben, welchen Mißbrauch er davon macht. Wir bekennen, daß wir uns bis jetzt noch nicht überreden können, daß wirklich ein preussischer Staatsminister Hrn. v. Z. aufgetragen oder erlaubt habe, eine so harte Beschuldigung wider preußische Staatsminister hier unter seiner Autorität so unbestimmt hinzuwerfen. Ein Staatsminister würde sehr wahrscheinlich in solchen

Beschuldigungen doppelt behutsam seyn. Er würde aus eigener Erfahrung wissen, wie leicht Männer, die auf einem so erhabenen Posten stehen, der giftigsten Verläumdung ausgesetzt sind, und daß man daher leere Ausstreuungen nicht sogleich glauben, oder gar weiter ins Publikum bringen, sondern erst untrügliche Ueberzeugung haben müsse, ehe man den höchsten Beamten des Staats eine so entehrende Beschuldigung in öffentlichen Schriften zu machen sich unterfängt. Er würde auch sehr wohl erkannt haben, daß derjenige, welcher ein ganzes Staatsministerium (denn so lange diejenigen, die gemeint sind, nicht genannt werden, kann der Verdacht auf jeden damaligen Minister fallen,) unter seiner Autorität in den Verdacht der Landesverrätherey bringen will, mit seinem Namen dazustehen, die Männer die er beschuldigt, nennen und die harte Beschuldigung beweisen müßte. Hat also wirklich ein Staatsminister unter seiner Autorität durch den Hrn. v. Z. den damaligen preuß. Staatsministern die härteste Beschuldigung öffentlich machen wollen, die man Staatsministern und ehrliebenden Männern nur machen kann; so ist gar kein Zweifel, derselbe werde, da man hier die Wahrheit dieser Nachricht öffentlich vor dem Publikum läugnet, und zwar mit Gründen, die gleich sollen angeführt werden, läugnet, unter seinem Namen auftreten, die Beschuldigten nennen und die Beschuldigung aufs vollständigste und deutlichste beweisen. Denn es läßt sich gar nicht anders denken, als daß ein solcher Mann eine solche Beschuldigung nur aus überzeugenden Gründen, nicht aber leichtsinnig, und auf bloßes Hörensagen (welches ohnedas gar nichts beweisen könnte) würde öf-

fents

sentlich haben bekannt machen lassen. Wenn also ein vollständiger Beweis geführt wird, so wollen wir gern gestehen, daß wir hier geirret haben. Sollte aber Hr. v. Z. sich haben beygehen lassen, was er etwa einmal diskursive und mit halbem Ohre als eine Sage, oder wer weiß wie, gehört, und nicht recht verstanden hätte, ohne Auftrag öffentlich für eine unstreitige Wahrheit auszugeben, und sich dabey auf die Autorität eines ungenannten preußischen Staatsministers ohne Erlaubniß zu stützen; so hat er, aufs gelindeste zu reden, abermals äußerst vorschnell und unüberlegt gehandelt, und jeden preußischen Staatsminister, auf den man etwa rathen könnte, daß er es gesagt haben sollte, um so viel mehr kompromittirt, da er seinen Zeugen nicht nennet. Nicht alles, was ein Staatsminister etwa einmal diskursive oder beyläufig sagen mag, will er unter seiner Autorität in die Welt hinein geschrieben wissen — denn auch von ungegründeten Sagen kann ein solcher Mann vielleicht wohl einmal beyläufig gesprochen haben — es kommt immer auf die Art an, wie er davon gesprochen hat.

Daß Hr. v. Z. zu einer Beschuldigung, der die wichtigsten Gründe entgegenstehen, keine wahre Autorität hat, ist wenigstens bis jetzt äußerst wahrscheinlich, und in einer so wichtigen Sache, wo es auf die Ehre rechtschaffener Staatsmänner ankommt, darf man wohl zweifeln, bis man den vollständigsten Beweis siehet. Respektable Geschäftsleute in Berlin, die in der Lage sind, von den Geschäften, auch noch von den Zeiten K. Friedrich Wilhelms I. her unterrichtet zu seyn, versichern, niemals gehört zu haben, daß wider irgend einen Staatsminister der damaligen Zeit jemals die entehrende

Beschuldigung, von einer fremden Macht durch ein Jahrgeld bestochen worden zu seyn, sey gemacht worden. Besonders kann man hier aus der sichersten Quelle die Nachricht geben, daß im Königl. Archive nicht die geringste Spur von einer solchen Entdeckung oder von einer Untersuchung darüber zu finden ist, wovon doch wohl Aktenstücke vorhanden seyn müßten, wenn solche Entdeckung wirklich wäre. Man findet im königl. Archive freylich Nachrichten, daß als der Kaiserliche Hof mit dem preußischen in so gutem Vernehmen stand, der Kaiserl. Hof jährlich 60 Anthale Tokayer, auch andern ungarischen und östreichischen Wein nach Berlin sendete, wovon die eine Hälfte der König, und die andere Hälfte die Minister des auswärtigen Departements zum Geschenke erhielten. Aber weder Hr. v. Z. noch sonst jemand wird wohl so lächerlich urtheilen wollen, daß er dieses Geschenk für ein Jahrgeld oder eine Bestechung ausgeben wollte. Auch konnte dieß nicht erst gegen das Ende der Regierung Friedrich Wilhelms entdeckt werden; denn es geschah seit 1724 bis 1740 öffentlich, und mit Bewilligung des Königs.

Was aber den gänzlichen Ungrund der leichtsinnigen Beschuldigung, welche Hr. v. Z. gegen die damaligen Minister macht, deutlich zeigt, ist, daß König Friedrich II. in seinen Werken nirgends nur ein einziges Wort davon sagt, daß die Minister seines Vaters der Treulosigkeit wären beschuldigt oder gar überwiesen worden. Er redet doch in den Memoires de Brandebourg *) von der Treulosigkeit des dem Kaiserl. Hofe ergebenen brandenburgi-

*) Oeuvres de Fr. II. publiées de son vivant. T. I. S. 78.

burgiſchen Miniſters Grafen von Schwarzenberg, unter Kurfürſt Georg Wilhelm; er redet von den viel geringfügigern Unordnungen, welche am Ende der Regierung K. Friedrich Wilhelms I. ein gewiſſer Kaminrath Eckert *) machte; ſollte er die viel wichtigere Landesverrätherey der Miniſter nicht angezeigt haben, wenn ſie wirklich vorhanden geweſen wäre? Wenn Friedrich II. unter den Miniſtern, die er bey Antritt ſeiner Regierung fand, ſolche, (Hr. v. Z. ſpricht ſogar von Miniſtern im Plural) die von Oeſtreich wären beſtochen geweſen, gefunden hätte, ſo würde er ſie ja ſogleich mit Ungnade verabſchiedet, oder gar beſtraft haben, um ſo mehr da er wenige Monate nach dem Antritte ſeiner Regierung mit Oeſtreich in Krieg gerieth. Aber, nicht ein einziger dieſer Miniſter iſt des Vertrauens ſeines Königs unwürdig befunden worden, oder hat ſeinen Poſten verloren. Braucht es einen weitern Beweis, daß auch nicht ein Verdacht, geſchweige ein Beweis der Untreue dieſer um den Staat ſo verdienten Männer vorhanden geweſen iſt? Oder will Hr. v. Z. etwa, wenn er in die Enge kommt, da Friedrichs des Großen Betragen gegen ſeine Miniſter offenbar wider ihn zeugt, den Verdacht erregen, er hätte Miniſter gemeint, welche zu K. Fr. Wilh. I. Zeit aus dem Miniſterium getreten geweſen? Welche wären es denn? Er ſage es doch! Knyphauſen erhielt im J. 1730 ſeinen Abſchied, aus Urſachen, die S. 102 angeführt ſind, und ihm gewiß nicht Schande machen; und dieſer Miniſter war eben nicht kaiſerlich geſinnt. Ilgen und Grumbkow ſtarben vor K. Fr. Wilh. I. Wird aber irgend jemand die Stirn haben kön-

*) Daſelbſt S. 424.

können, gegen diese drey edlen Männer, welche die größten Verdienste um den preußischen Staat hatten, auch nur einen Augenblick einen so schimpflichen Verdacht zu hegen? Welches wären denn also die Minister, deren Venalität und Landesverrätherey zu Ende der Regierung Friedrich Wilhelms I. wäre entdeckt worden? Sie sind wohl nichts anders als Hirngespinnste der glühenden Einbildungskraft des Hrn. Ritters, welche in seinen Fragmenten so viele Wunderdinge erzeugt, um sich das Ansehen zu geben, als könnte er die geheimsten Nachrichten aus den ersten Quellen liefern, und mit welcher er hier sehr behende eine kleine Tour de passe passe macht, um seine widersprechenden Behauptungen durch ein Blendwerk weniger auffallend zu machen.

Eben ein solches Blendwerk macht er wirklich ganz unvermerkt und sehr behende am Ende dieses Kapitels. K. Friedrich II. sagt in den Oeuvres posthumes, S. 119, daß Graf Seckendorf, als er aus seiner Gefangenschaft in Grätz entlassen ward, die Papiere habe abliefern müssen, worinn zur Zeit seiner Gesandtschaft dem preußischen Hofe die feyerlichsten Versicherungen wegen der Jülichschen Erbfolge gegeben worden. Hr. v. Z. setzt sehr schlau voraus, daß diese abgelieferten Papiere von den Wunderdingen, die er in diesem Kapitel von der Flucht nach Wien, vom Katholischwerden u. d. gl. vorbringt, gehandelt hätten, und meint: "diese Papiere würden ins Helle bringen, was vielleicht in diesem Kapitel noch in Nacht und Nebel liegt, und was damals höchstvermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen, völlig zu verschweigen." Da sehen wir, was für ein Mann unser Hr. v. Z. ist; unser "glücklicher Schriftsteller (S. oben S. 2.),

"der

"der noch zu rechter Zeit solche Schätze sich zu verschaffen "weiß, die sonst insgemein mit ihren ersten Besitzern von "der Erde verschwinden." Was die Höfe unter sich beschlossen hatten, völlig zu verschweigen, das kommt zu seiner Kenntniß, und er macht es öffentlich bekannt. Aber freylich liegen dergleichen höchstgeheime Dinge, wenn er sie auch schon in einem langen Kapitel bekannt gemacht hat, noch immer in Nacht und Nebel, durch welche nur allein sein scharfsehendes Auge hindurchdringen kann; wenn wir andere noch immer nichts als Nacht, Nebel und Dunst sehen! Weiter muß man ihn denn aber auch nicht fragen! Daher wird es wohl nichts helfen, wenn man ihn ersucht, die preußischen Staatsminister zu nennen, die unter K. Friedrich Wilhelm I. vom Kaiser durch ordentliche Jahrgelder sollen bestochen worden seyn, und ihre vermeinte Treulosigkeit zu beweisen. Er wird das Kinn zurückziehen, und mit äußerst geheimnißvoller Mine antworten: „Höchstvermuthlich haben damals die Höfe von Wien und Berlin „unter sich beschlossen, dieß völlig zu verschwei„gen!" Damit wären wir denn abgefertigt; und wie leicht ist eine solche Abfertigung!

Ueber das vierte Kapitel.

Von Friedrich des zweyten Leben vor und unmittelbar nach seiner Thronbesteigung.

Dieses Kapitel hat eine vielbedeutende Aufschrift, enthält aber die allergemeinsten Sachen, welche aus vielen gedruckten Büchern, unter andern auch aus den Lettres de Bielfeld schon besser bekannt sind. Nicht einmal die litterarischen Gesellschafter des damaligen Kronprinzen sind vollständig und richtig angegeben. Hr. v. Z. nennt unter andern weder Knobelsdorf noch Algarotti, welche beide doch in mancher Betrachtung einen so wichtigen Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen hatten. Knobelsdorf erweckte in ihm zuerst den Geschmack und die Neigung zu den schönen Künsten, besonders zur Baukunst, welcher nachher auf die ganze Regierungszeit dieses großen Königs einen so wichtigen Einfluß hatte. Den Geheimenrath Jordan nennt Hr. v. Z. nur nebenher und mitten unter Günstlingen, welche den Hof vermehrten, und angenehme Gesellschafter waren, aber auf Friedrichs Geist und Herz bey weitem nicht den Einfluß hatten, wie dieser trefliche Mann. Er war es hauptsächlich, welcher Friedrichs Denkungskraft in philosophischen Dingen einen neuen Schwung gab. Er war es hauptsächlich, welcher die strengen kalvinischen Religionsbegriffe, besonders von der Gnadenwahl, welche bey dem Kronprinzen noch von seiner Erziehung damals sehr fest saßen, in

ihm auslöschte, und ihn auf hellere und mildere brachte. Er konnte es um so viel mehr, da er ein Geistlicher gewesen war, und die Stärke und Schwäche des Systems kannte. Seine Kenntnisse in der Kirchenhistorie, welche der sicherste Probierstein der Dogmatik ist, that ihm gewiß hierbey große Dienste.

Auch nicht ein Wort sagt Hr. v. Z. davon, daß durch Knobelsdorf, Pesne, du Buisson ꝛc. damals in Rheinsberg viel gemalt wurde, und daß durch sie der Kronprinz viel Geschmack an der Malerey gewann. Nicht ein Wort ist davon gesagt, daß sich in Rheinsberg des Kronprinzen Liebe zur Musik entwickelte, welche durch sein ganzes Leben auf seinen Charakter gewiß sehr vielen Einfluß hatte. Nicht ein Wort davon, daß der Kronprinz durch die beiden Graun und Benda, nebst andern guten Musikern in der damaligen unmusikalischen Zeit, in Rheinsberg eine kleine musikalische Kolonie stiftete, welche daselbst schon einen neuen musikalischen Geschmack bildete, der hernach eine ziemliche Zeitlang Epoche machte.

Von diesen und andern Dingen, welche man unter der Ueberschrift dieses Kapitels wohl hätte suchen sollen, und worüber man von einem Schriftsteller, der sich das Ansehen giebt, als wüßte er die geheimste Lebensgeschichte Friedrichs II. viel genauer und gewisser als sonst jemand, wohl ganz neue Aufschlüsse verlangen könnte, sagt uns Hr. v. Z. nichts. Dagegen erzählt er S. 67 folgende Anekdote:

"Der König hatte einen Jugendfreund, den Abbe "Solignac, der mit dem König Stanislaus als Aumonier "nach Berlin kam. Solignac bat den Kronprinzen oft um "Gottes willen, daß Er sich doch mit der Freymaurerey "nicht abgebe! Der Kronprinz hörte diese Ermahnungen

mit

"mit großer Gutmüthigkeit an, lachte herzlich darüber, "und ging dann in die Loge. — Als der König die bekannte "Reise nach Strasburg machte, begegnete ihm ein Reisewa- "gen. Der König ließ fragen, wer im Wagen sitze? So "bald er erfuhr, daß es der Abbe Solignac war, kehrte er "um und stieg aus. Der Abbe erstaunte, ihn zu sehen, und "der König antwortete im Scherz: Ich bin expresse hieher "gekommen, Sie in den Freymaurerorden hier im freyem "Felde aufzunehmen."

Hr. v. Z. setzt mit vieler Wichtigkeit hinzu: "Diese Anekdote hat mir ein preußischer Minister erzählt, "und dieser Minister hat die Anekdote aus dem Munde des "Königs."

Es ist beynahe lächerlich, daß für eine so ganz unbedeutende Anekdote hier abermal die Autorität eines Ministers angeführt wird; sie bedarf einer so hohen Sanktion nicht. Aber trotz dieser vermeinten Sanktion kann diese Geschichte so wie sie da steht, nicht wahr seyn; selbst die Autorität eines Ministers kann den innern Widerspruch, welcher in einer Erzählung liegt, nicht aufheben.

Wir wollen übergehen, daß Leute, die den König Stanislaus auch gekannt haben, sicher wissen wollen, derselbe habe niemals einen Abbe de Solignac, wohl aber einen Chevalier de Solignac bey sich gehabt. Bey den übrigen Widersprüchen dieser Geschichte, ist dieß eine Kleinigkeit. Wir wollen nicht einmal die große Unwahrscheinlichkeit rügen, daß Friedrich II., welcher auf dieser Reise so sehr incognito seyn wollte, daß er aus Strasburg wegging, sobald er erkannt wurde, einen Reisewagen hätte anhalten lassen, und sich da selbst zu erkennen gegeben hätte. Es wird wohl das einzige an dieser Erzählung wahr seyn, daß der König mit einem Abbe, den der König Stanislaus ehemals bey sich gehabt,

gehabt, auf dieser Reise zufälliger Weise einige scherzhafte Worte von Freymaurerey gesprochen habe. Es ist auch bekannt, daß der König eine ähnliche kleine Anekdote oft bey der Tafel erzählt hat, wenn er auf Erzählungen von seinen kleinen Jugendbegebenheiten kam. Aber alle übrige Umstände, mit welchen Hr. v. Z. einen so unbedeutenden Vorfall auspuzen will, sind gewiß von ihm erdichtet. Wie kann er diesen Abbé einen Jugendfreund des Kronprinzen nennen? So konnte er z. B. kurz vorher wohl Jordan, Chazot, Kaiserling mit Recht Jugendfreunde des Kronprinzen nennen; aber nicht einen Abbé, welchen der Kronprinz höchstens wenige Wochen oder Tage gesehen hatte.

Der Kronprinz besuchte bekanntlich den König Stanislaus in Königsberg, aber nur auf ein paar Wochen. Es ist wohl sehr natürlich, daß er sich damals mehr mit diesem merkwürdigen Könige als mit einem Abbé wird abgegeben haben. Bekannt ists auch, daß eine wechselseitige Hochachtung und Zuneigung beider Prinzen, die Folge dieses kurzen Umgangs war; wer wird aber deswegen den König Stanislaus einen Jugendfreund Friedrichs II. nennen? Das Lustigste ist, daß Hr. v. Z. den Abbé, nicht einmal etwa in Königsberg, sondern in Berlin sich bey dem Kronprinzen beliebt machen läßt, an welchem Orte also die große Jugendfreundschaft geschlossen seyn soll. Nun merke man, daß der König Stanislaus nur zweymal in seinem Leben in Berlin war. Im J. 1733 auf seiner Reise nach Polen ging er ganz incognito, als ein Kaufmann verkleidet, durch Berlin, und sprach keinen Menschen vom Hofe. Im J. 1736 als er von Königsberg nach Frankreich ging, hielt er sich in Berlin

nur fünf Tage, vom 16 bis 21ten May auf. In diesen fünf Tagen also müßte der Abbé, bey ganz neugeschlossener Jugendfreundschaft, den Kronprinzen oft vor den Freymaurern gewarnet haben; in diesen fünf Tagen des J. 1736 müßte es doch aufs späteste geschehen seyn, daß der Kronprinz herzlich über des Abbé Ermahnungen gelacht, und dann in die Loge gegangen wäre. Aber wie sollte dieß nur möglich seyn? Zum Unglücke für Hrn. v. Z. Erzählung ward der Kronprinz erst den 14. August 1738 zu Braunschweig in den Freymaurerorden aufgenommen *); und bedurfte also im Jahre 1736 in Berlin weder einer Warnung vor den Freymaurern, noch konnte er in die Loge gehen. Hiezu kommt, daß weder im Jahre 1736 noch im Jahre 1738, weder in Königsberg noch in Berlin eine Freymaurerloge war, bis Friedrich II. als König im Jahre 1740 in Berlin, selbst erst nach der Zurückkunft von dieser Strasburger Reise, eine errichtete **). Was soll man nun von Hrn. v. Z. seyn sollender Anekdote denken, die Unmöglichkeiten enthält, und die er doch mit einer pomphaften Berufung auf einen Minister, so wichtig machen will? Er kann einen wahren, aber unbedeutenden Umstand von einem Minister gehört haben, zu diesem aber setzt er sechs Umstände aus seiner Einbildung willkürlich hinzu. So verfährt kein gewissenhafter Geschichtschreiber! Dieß sey ein abermaliges Beyspiel, wie wenig den Erzählungen des Hrn. v. Z. zu trauen ist, wenn er sich gleich mit wichtiger Mine auf sehr respektable Zeugnisse beruft. Es ist zu befürchten, daß wir ihn weiter unten noch mehrmals so auf dem fahlen Pferde finden werden!

Ueber

*) S. Lettres de Bielfeld. S. 16.

**) S. ebendaselbst S. 162.

Ueber das fünfte Kapitel.

Von Friedrichs vorgeblich griechischem Geschmacke in der Liebe.

Die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. macht sich zum unumschränkten Herrn über Leib und Gut, und thut Gutes und Böses nach eigenem Wohlgefallen, ohne alle Rücksicht auf Wahrheit und Geschichte. Im zweyten Kapitel verlieh sie dem Könige Friedrich II. beym Antritte seiner Regierung Fabriken, von denen sie schon eine Million Menschen leben ließ, und Baumwollenmanufakturen, welche vor dem Antritte seiner Regierung außer Hrn. v. Z. niemand in den preußischen Landen gesucht hätte; sie vermehrte seine zwey aus Wirtemberg erhaltene Regimenter auf sechs; sie ließ ihn zwey und siebenzig Millionen baares Geld erben, und schenkte ihm noch mehr als acht Millionen bloß an Silberzeug. Welche gränzenlose, welche mehr als feenmäßige Freygebigkeit! Im dritten Kapitel gings schon ein wenig schlechter; denn obgleich die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. Friedrich den Großen gern mit allen östreichischen Erblanden belehnet hätte, so wollte sie ihn doch auch katholisch machen, und beynahe hätte diese fruchtbare Einbildungskraft, die preußischen Staaten in einen höchstverderblichen Krieg mit dem Kaiser Karl VI. verwickelt. Aber in diesem Kapitel kommt nun vollends der hinkende Bothe nach! Die Einbildungskraft unsers

Hrn. Ritters verstümmelt den Körper des Königs aus eigener Machtvollkommenheit an einem sehr wesentlichen Theile. Unser Herr Ritter stehet da, keck und hartherzig wie Saturn, der mit diamantner Sichel des Uranus Mannheit abschnitt! Dem Saturn ward für dieses Unternehmen geweißaget, sein Sohn würde ihn des Reichs entsetzen, und er verschlang deshalb alle seine Kinder. Wie gut wäre es für den Ruhm des Hrn. v. Z., wenn er so manche Kinder seines Geistes vertilgen könnte, besonders seine Fragmente, welche ihn gewiß von dem Throne stürzen werden, auf welchen er sich setzte, um Friedrich den Großen zu richten.

Man kommt in die Versuchung, die Ammenmärchen, welche uns Hr. v. Z. als Fragmente über Friedrich den Großen aufheften will, von der komischen Seite anzusehen; denn wenn man sie ernsthaft betrachtet, so ists, wenn man sich auch noch so sehr vorgenommen hat nicht in Eifer zu gerathen, kaum möglich sich der Indignation zu erwehren, welche die Menge seiner Erdichtungen und Unrichtigkeiten bey jedem, welcher historische Wahrheit und den großen König schätzt, nothwendig hervorbringen müssen.

Kann wohl etwas unanständiger und vorschneller, aber auch zugleich durchaus unrichtiger seyn, als der Inhalt dieses Kapitels! Welcher ehrbare Mensch redet wohl gern in öffentlichen Schriften von solchen Sachen, wie in diesem Kapitel vorkommen? Hr. v. Z. macht sich auch selbst diesen Einwurf und sagt darüber S. 71: "Freylich wird man mir von allen "Seiten vorwerfen, daß ich über eine so äußerst delikate "Materie hätte schweigen sollen. Aber würde man immer

"ver-

"verschweigen, was sich hierüber sagen läßt, so würde man "das eigentlich Wahre dieser Sache auch nie erfahren." Sehr wohl! wenn wir hier das eigentliche Wahre erführen, so möchte es noch hingehen. Aber selbst wenn dieses wäre, so sollte ein edler Mann sich wohl billig der möglichsten Vorsicht, Zurückhaltung und Schonung befleißigen, wenn er eine unangenehme, eine undelikate Wahrheit sagen, wenn er über undelikate Materien, des höhern Nutzens wegen, öffentlich sprechen müßte. Hat dieses Hr. v. Z. gethan, so wie er sollte? Die Leser seiner Fragmente, welche feine Empfindungen haben, mögen entscheiden. Wir werden unten nur ein einziges Beyspiel anführen, wie wenig er weibliche Schamhaftigkeit schont.

Und was soll der Nutzen alles des Geschwätzes seyn, was man in diesem Kapitel findet? Eine ungebetene Vertheidigung des Königs gegen eine Beschuldigung, von welcher jeder gesittete Mensch in Büchern lieber schweigen sollte. Der gesunde Menschenverstand hätte Hrn. v. Z. lehren können, daß eine solche Beschuldigung, wenn sie auch ganz ungegründet ist, in einem öffentlich gedruckten Buche nicht kann vollständig widerlegt werden. Der König bedarf wirklich hierüber keine Vertheidigung. Daher werden wir auch diesen Gegenstand selbst mit Stillschweigen übergehen, zumal da jeder vernünftiger Mensch einsehen wird, daß man darüber nicht sprechen kann, ohne in das unanständigste Detail zu gerathen.

Worinn besteht nun aber des Hrn. v. Z. Widerlegung? In ganz falschen Erzählungen und darauf gebauten ganz leeren Vermuthungen, die er mit

nichts beweiset, und aus denen man nicht einmal einen sichen Schluß machen könnte, wenn sie auch bewiesen, und die Erzählungen, welche durch diese Vermuthungen sollen erklärt werden, nicht bloße Legenden wären. Man glaube nicht, daß wir allzuharte Ausdrücke brauchen, denn wir werden unten durch unwidersprechliche Zeugnisse beweisen, mit welcher unglaublichen Dreistigkeit Hr. v. Z. die gröbsten Erdichtungen für Wahrheiten ausgiebt. Es ist für die Wahrheit jeder Geschichte überhaupt sehr gefährlich, wenn ein Mann von Ansehen, wie Hr. v. Z., und der sich noch dazu auf sehr vorzügliche Quellen zu berufen affektirt, ganz falsche Erzählungen in die Geschichte bringt. Denn es ist oft sehr beschwerlich, einen solchen Mann deutlich zu widerlegen, weil man mehrentheils die Aktenstücke, welche die Erdichtungen und den Betrug beweisen, nicht dem Publikum vorlegen, oder die glaubwürdigen Zeugen nennen darf, wodurch dasselbe völlig überzeugt werden kann. Hier ist es einmal glücklicherweise der Fall. Ob wir gleich einen großen Widerwillen haben, uns auf eine so schmutzige Materie umständlich einzulassen, so sehen wir uns doch dazu genöthigt, damit die groben Erdichtungen in diesem Kapitel nicht ferner für Wahrheit gehalten werden.

Folgendes ist die Hauptfabel, worauf Hr. v. Z. dieß ganze Kapitel gründet. Wir führen sie mit seinen eigenen Worten, S. 75 und 78, an: "Gerade in der Zeit als sein Vater ihn zur Vollziehung seiner "Heyrath nach Braunschweig bringen wollte, hatte Friedrich "einen äußerst heftigen venerischen Samenfluß. Er offen"barte die schreckliche Verlegenheit dem Markgrafen Heinrich "von Schwedt. Der nannte ihm einen kunsterfahrnen Mann, "und versprach ihm, daß dieser dem Uebel so gleich abhelfen "werde,

"werde, denn ihn selbst habe er oft in wenig Tagen davon "befreyt. Dieser ungeschickte und heillose Künstler war Leibarzt "des Markgrafen Ludewig zu Malchow; man nannte "ihn deswegen den Doktor von Malchow. Auf die Vor- "stellung des Markgrafen Heinrichs ließ also Friedrich in seiner "Noth gleich den Doktor holen, und dieser vertrieb ihm sei- "nen venerischen Saamenfluß in vier Tagen. Friedrich glaub- "te sich nun vollkommen herg stellt, und der Quacksalber ließ "ihn bey seinem Glauben. Die Reise nach Braunschweig "hatte ihren Fortgang, und das Beylager ward vollzogen." — "Dieser glückliche Zustand änderte sich jedoch nach Verlauf "eines halben Jahres. Der verstopfte Saamenfluß brach "mit großer Wuth und mancherley bösen Symptomen "wieder hervor. Friedrich verfiel in eine heftige Krank- "heit, die man zu verbergen suchte, und deren Ursache man "zumal verschwieg. — Es ward so arg, und der kalte Brand "war so nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken "Friedrich das Leben zu retten vermochte, und wirklich "gerettet hat: als — ein grausamer Schnitt!"

Dieß ist die Hauptfabel! Die Hypothesen und Erzählungen, wodurch diese Fabel soll bestärkt und erklärt werden, bestehen darinn, daß Hr. v. Z. vorgiebt, um den vermeinten grausamen Schnitt in Vergessenheit zu bringen, habe der Konig länger als funfzig Jahre lang den griechischen Geschmack in der Liebe öffentlich affektirt, und selbst das Gerücht davon ausgesprengt, er habe deshalb auch die unzüchtigsten Bilder in seinen Schlössern allenthalben zur Schau gehängt, und ein Buch, worinn er widernatürlicher Unzucht beschuldigt wird, selbst in seiner Residenz drucken lassen, um dieses Gerücht auszubreiten. Wir werden unten von diesen Hypothesen und Erzählungen weiter sprechen, und zeigen, daß sie alle ohne Ausnahme erdichtet sind.

Die hauptsächlichste Frage wäre zuerst, ob die Verstümmelung wahr sey, oder nicht. Dieß hätte denn Hr. v. Z. wohl vor allen Dingen sehr genau untersuchen sollen, ehe er darüber ein Wort öffentlich gesagt hätte. Er selbst macht ja die Sache erstaunend wichtig, und mehr als sie es seyn könnte, wenn sie auch wahr wäre. Er sagt S. 71: "Ueber "eine wichtigere Sache kann man nicht schreiben, wenn "man über das Leben und den Charakter Friedrichs des Großen "schreibt." Ferner sagt er S. 80 vom Könige selbst: "Es ward die größte Angelegenheit seines Lebens, seine "kleine Verstümmelung zu verbergen." Nun! wenn man von einer so sehr wichtigen Sache zu schreiben hat, so ist es doch wohl nöthig, daß man sich erst genau nach der Wahrheit aller Umstände erkundigt. Aber nicht das Geringste hat hierzu der Hr. v. Z. gethan. Ein einziger Brief nach Berlin an eine von denjenigen Personen, welche um den König gewesen waren und seinen Leichnam gesehen hatten, würde schon hinlänglich gewesen seyn, ihm zu zeigen, welche grobe Irrthümer er für Wahrheit halte. Aber auch dieses that er nicht einmal. Er glaubte blindlings einer der plattesten elendesten Volkssagen, welche Voltäre niederträchtig und undankbar genug war, in einer gedruckten Schrift, die von den gröbsten Unwahrheiten über Friedrich II. strotzet, zuerst öffentlich zu sagen, *) und stutzte diese elende Volkssage mit neuen aus der Luft gegriffenen Umständen auf.

Was

*) S. Vie privée du Roi de Prusse. 8. 1785. S. 41. Der Markis de Condorcet, der dem Könige bey seinem Leben schmeichelte (S. seine Korrespondenz mit dem Könige in den Oeuvres posthumes T. XV. S. 264. ff. S. 282.) und ihn nach seinem Tode einen Tyrannen nennt, (S. Berl. Monathschrift, 1790. Jul. S. 46.), hat sich nicht entblödet, diese Schandschrift, von

Was Hrn. v. Z. und seiner Wahrheitsliebe noch weniger Ehre macht, ist, daß er nicht allein unterlassen hat, sich in Berlin und Potsdam bey denjenigen Leuten zu erkundigen, die es wissen konnten, sondern daß er auch sehr sichtlich das Zeugniß derjenigen, welche etwa den entblößten Körper des Königs könnten gesehen haben, und daher wider ihn zeugen möchten, schon im voraus verdächtig zu machen sucht. Er legt es darauf an, im voraus zu insinuiren, der König habe hier etwas zu verbergen gesucht. Er giebt S. 98 vor: "Der König habe nie"mals, auch bey keinem Vorfalle in seinen Krankheiten "den geheimsten Theil seines Körpers sehen lassen." Er giebt ferner vor: "Der Hr. Geheimekriegsrath Schöning "habe ihn dieses in Sanssouci versichert." Dieß ist aber ganz ungegründet, sondern Herr Schöning hat ihm nur gesagt, was schon aus seinem Munde Hr. O. K. R. Büsching (im Charakter Fr. II. 2ten Ausg. S. 29.) berichtete:

"Daß der König in Ansehung seines Körpers sehr scham"haft gewesen, und beym Anzug und Auszug die Entblößung "vermieden habe."

Nie aber hat er gesagt, oder sagen können, daß wenn es in Krankheiten die Nothwendigkeit erfodert hat, die Entblößung nicht statt gefunden habe. Dieses schiebt Hr. v. Z. nur sehr schlau ein, um schon im voraus den Gedanken zu verhindern, daß ihn etwa jemand durch den Augenschein widerlegen könne.

von welcher man zur Ehre Voltärens noch zweifeln wollte, ob er der Verfasser wäre, als Voltärens eigenes Werk, zur Beylage seiner eigenen partheyischen und trocknen Vie de Voltaire aufs neue drucken zu lassen. Alle schändliche Unwahrheiten über den König, und auch diese stehen noch darinn. (S. Oeuvres de Volt. Ed. de Beaumarchais, T. XCII. S. 270.)

Hätte Hr. v. Z. nur im geringsten nachgedacht, und des Herrn Professor Selle Krankheitsgeschichte Friedrichs II. nachgesehen, so würde er S. 52 gefunden haben: „Daß den 28 Julius der Hodensack anfing aufzuschwellen," und ferner S. 53: „daß nach einigen Tagen die Geschwulst des Hodensacks zusehends abnahm." Hier hätte schon Hr. v. Z. die deutlichste Widerlegung seines Vorgebens gefunden, denn wenn man das Schwellen und das Abnehmen der Geschwulst zusehends merken konnte, so mußte doch wohl jemand diese Theile entblößt gesehen haben. Dieß war eben der Herr G. A. R. Schöning, welcher auf Befehl des Königs, als ein Chirurgieverständiger diese Besichtigung verrichten mußte. Er hat uns Erlaubniß gegeben, hier öffentlich zur Steuer der Wahrheit mit Nennung seines Namens drucken zu lassen, was er mündlich versicherte:

"Daß Er, auf Befehl des Königs, verschiedenemal "den Zustand der Geschwulst aufmerksam untersucht, und "dabey nicht die geringste Verstümmelung der Geburts-"theile gefunden habe."

Dieß Zeugniß dieses würdigen Mannes, der bey vollem Lichte und verschiedenemal diese Theile, beym Leben des Königs, mit großer Aufmerksamkeit betrachtete, wird jedermann überzeugen, daß Hr. v. Z. etwas ganz falsches erzähle, und bessere Nachricht hätte erhalten können, wenn er sich nur darum hätte bemühen wollen. Aber man siehet leider nur allzudeutlich, er wollte nicht eines bessern überzeugt seyn, weshalb er auch unwahrscheinlich zu machen sucht, es könne jemand diese Theile an dem entblößten Leichnam betrachtet haben, und wäre es ja geschehen, dessen Zeugniß im voraus verdächtig macht. Denn

er

er giebt S. 99 ferner vor: "Der König soll aufs schärf-
"ste verboten haben, daß man ihn nach seinem Tode nicht
"auskleide, sondern ihn bloß in seinem militärischen Man-
"tel bis an den Hals zugedeckt, hinlege." Er darf zwar nicht leugnen: "daß man dem Leichnam ein reines Hemde
"angezogen und daß Hr. Generalchirurgus Engel das Wasser
"aus dem Bauche gezogen habe," giebt aber gleich sehr schlau im voraus zu verstehen: "man werde die viel-
"leicht an seinem wassersüchtigen Leichnam unsicht-
"bare Verstümmelung nicht eben haben bemerken können."
Aber dieses ist alles falsch. Es ist nicht andem, daß der König das geringste befohlen oder verboten hat, was nach seinem Tode vorgenommen oder unterlassen werden sollte. Der Körper des Königs hat länger als anderthalb Stunden ganz entblößt gelegen, und ist von mehr als zwölf Personen gesehen worden, welche sämmtlich bezeugen können, daß dasjenige, was Hr. v. Z. sehr ungebührlicher Weise ableugnet, ganz vollkommen und in die Augen fallend, unverstümmelt vorhanden war. Die Ursachen, warum der Leichnam so lange entblößt lag, waren folgende: Der Herr Generalchirurgus Engel zog aus dem Unterleibe und den Beinen eine Menge Wasser, darauf ward der Körper von dessen drey chirurgischen Gehülfen allenthalben gewaschen, hierauf formte der Bildhauer Herr Eckstein das Gesicht in Gips ab, und hernach mußte dasselbe wieder gereinigt werden, und alsdann erst konnte man den Leichnam ankleiden. Es war also Zeit genug da, daß die vielen Personen, welche im Zimmer zu thun hatten, den ganzen Körper im hellen Lichte, ungestört und aufmerksam betrachten konnten, so lange sie wollten.

Herr

Herr O. K. R. Büsching hat schon in seinen zuverlässigen Beyträgen zur Regierungsgeschichte K. Friedrichs II. im Anhange S. 21. folgendes Zeugniß des Herrn Generalchirurgus und Hofrath Engels öffentlich bekannt gemacht:

"Ich kann auf meine Ehre versichern, daß Hrn. v. Z. "Vorgeben grundfalsch ist; denn sämmtliche männliche Theile "des verstorbenen Herrn waren so vollkommen und unver"letzt, wie bey jedem andern gesunden Menschen, und auch "nach seinem Tode war dieses ohne Irrthum zu bemerken."

Das Zeugniß dieses würdigen Mannes, und das des Herrn GR. Schönings wird jeden vernünftigen Leser völlig überzeugen, wie grundlos das Vorgeben des Hrn. v. Z. sey. Wir können indessen hier noch das ausdrückliche Zeugniß der drey Chirurgen beyfügen, welche den Auftrag hatten, den Leichnam mit wohlriechenden Wassern zu waschen. Dieselben mußten bey diesem Geschäfte jeden Theil des Leichnams nicht nur sehen, sondern auch mit Händen betasten. Jeder, der eine so gute Gelegenheit gehabt hätte, würde sie wohl gewiß genutzt haben, um den Körper, worinn eine so große Seele gewohnt hatte, mit Aufmerksamkeit zu betrachten. Die elende Volkssage, welche Voltaire zuerst öffentlich bekannt gemacht hatte, war übrigens auch ihnen zu Ohren gekommen, und dieß hatte sehr natürlich ihre Neugierde erregt, um die Theile aufs genauste zu besichtigen. Hier ist das von ihnen ausgestellte Zeugniß:

"Da uns Unterschriebenen, als damaligen Kompagnie"Chirurgen des 1ten Bataillon Leibgarde, auf hohen Befehl "den 17ten August 1786, nach Ableben des Hochsel. Monar"chen Friedrichs II., die Leiche äußerlich zu waschen aufgetra"gen wurde, bot sich uns daher die Gelegenheit dar, Seinen

"Kör-

"Körper entblößt genau zu untersuchen. Wir sind hierdurch "in Stand gesetzt worden, vor der ganzen Welt die ungegrün- "deten Nachrichten, so auf bloßes Hörensagen sich stützen, ge- "radezu zu widerlegen, indem des Hochsel. Königs äußer- "liche Geburtstheile gesund, und nicht verstümmelt, "von uns vorgefunden wurden."

"Die beiden Hoden waren ohne den geringsten Fehler "in ihrer natürlichen Lage gegenwärtig; der Saamenstrang "ohne die mindeste Verhärtung oder Ausdehnung deutlich bis "zum Eingange des Bauchringes zu fühlen, die männliche "Ruthe hatte eine natürliche Größe; in den Weichen "und Schaamgegenden war nicht das geringste Merkmal ei- "ner Narbe, oder Verhärtung, von einer jemals diese Theile "betroffen gehabten Krankheit zu entdecken. So daß wir "pflichtschuldigst dieses Zeugniß der Wahrheit jenen Unwahr- "heiten frey entgegenstellen können. Berlin den 6ten Decbr. "1790."

"C. L. Ollenroth
"Königl. Pensionair-Chirurgus.
"Rosenmeyer
"Königl. Pensionair-Chirurgus.
"Liebert
"Königl. Pensionair-Chirurgus."

Da nun durch diese Zeugnisse aufs vollständigste erwiesen ist, daß des Hrn. v. Z. Vorgeben nicht den geringsten Grund hat; was soll denn nun das wahrheitsliebende Publikum vom Hrn. v. Z. urtheilen, der eine ganz falsche Geschichte, die noch dazu an sich von einer Natur ist, daß ein ehrbarer Mann gern vermeidet davon zu reden, aufgreift, ohne nur einmal die geringste Autorität anzuführen, und darauf eine ganz läppische Vertheidigung des Königs bauen will? Seine Erzählung führt noch dazu solche Unwahrscheinlichkeiten mit sich, daß wenn er nur ein

klein

klein wenig Ueberlegung angewendet hätte, er nothwendig dagegen mißtrauisch werden mußte, und sie viel genauer hätte untersuchen sollen, ehe er sich unterfangen hätte, von solchen wunderlichen Dingen öffentlich zu reden. Man bedenke nur folgendes:

1) Welcher Verantwortung würde sich ein Chirurgus ausgesetzt haben, wenn er vor seinen eigenen Kopf eine Operation unternommen hätte, die den vermählten Kronprinzen zur Zeugung untüchtig gemacht hätte? Welcher Verantwortung würde er sich ausgesetzt haben, wenn dieß nachher weiter bekannt geworden wäre, und andere Aerzte und Chirurgen die Meinung geäußert hätten, der Schaden möchte wohl ohne eine solche Operation haben können geheilet werden? Welcher Verantwortung würde er sich ausgesetzt haben, wenn eine Operation, welche doch bekanntlich bey einer erwachsenen Mannsperson nicht ohne Gefahr ist, einen tödtlichen oder sonst gefährlichen Ausgang genommen hätte? Es ist also offenbar, daß es niemand gewagt haben würde, ohne Vorwissen des Königs und ohne Zuziehung der erfahrensten Chirurgen und Aerzte eine solche Operation vorzunehmen.

2) Hieraus, und daraus, daß die vorherige Krankheit und die nachherige Operation mit ihren Folgen ein Krankenlager von einigen Wochen voraussetzen, folgt unwidersprechlich, daß man die Krankheit nicht, wie Hr. v. Z vorgiebt, für eine bloße Unpäßlichkeit hätte ausgeben können. Wenn nun mehrere Personen um die Operation hätten wissen müssen, welches gar nicht zu hindern gewesen seyn würde; so hätte der König sich unmöglich können einfallen lassen, sie ganzer funfzig Jahre verbor-

gen

gen zu halten. Es hätte vielmehr, besonders unter Aerzten und Chirurgen, die Sache ganz bekannt seyn müssen, und wenn sie wahr gewesen wäre, würde man wirklich bey dem entblößten Leichname des Königs nicht so viele Personen zugelassen haben.

3) Viele Aerzte und Chirurgen haben schon ihre äußerste Verwunderung bezeugt, daß ein solcher Arzt, wie Hr. v. Z., eine Voraussetzuug hat annehmen können, welche mit den ersten Principien der Arzneykunst streitet. Alle erklären es für unmöglich, daß ein verstopfter Tr. bey oft wiederholtem Beyschlafe erst nach sechs Monathen wiederkomme, und alsdenn sogleich mit solcher Wuth und mit solchen bösen Symptomen hervorbrechen könne, als Hr. v. Z. erzählt.

4) Das lustigste ist, daß ein Leibarzt des Markgrafen Christian Ludewig, der ein ungeschickter Quacksalber gewesen, und den man den Doktor von Malchow genannt hätte, gar nicht existirt hat. Vielmehr war der Leibarzt dieses Markgrafen, bis zu dessen 1734 erfolgtem Tode, (wie es noch vielen lebenden Leuten bekannt ist, und auch aus den damaligen Addreßkalendern erhellt,) der D. Johann Hieronymus Fisch, ein Schweizer von Geburt, (daher sich Hr. v. Z. an seinem eigenen Landsmanne versündigt) und einer der berühmtesten Aerzte in Berlin, der noch dazu in venerischen Krankheiten für sehr bewährt gehalten ward. Ausserdem hatten sowohl der Markgraf als der Kronprinz selbst sehr geschickte Leibchirurgen, welche einen so groben Fehler in der Heilung einer so simplen Krankheit zu begehen ganz unfähig waren.

Ueber alles dieses fügen wir hier das ausführliche Zeugniß des Königl. ersten Generalchirurgus

Herrn

Herrn Theden bey. Derselbe ist seines hohen Alters wegen, da er die im J. 1733 lebende chirurgische und medicinische Personen noch persönlich gekannt hat, um so viel mehr ein auf alle Weise gültiger Zeuge. Folgendes ist sein Zeugniß:

"Ew. mir vorgelegte Fragen beantworte ich in strengster "Wahrheit:"

"1) Nie hat in dem Dorfe Malchow ein Doktor "existirt. Der sel. geschickte Regimentschirurgus Pistor, "Herzogl. Friedrich von Braunschweigschen Regiments, war "Leibchirurgus unter dem Namen Kammerdiener bey dem "Markgrafen Christian Ludwig, dem Malchow gehörte, und "besorgte in Kleinigkeiten seine Gesundheit. In bedeutenden "Fällen ward der sel. Doktor Fisch, ein gebohrner Schwei"zer, ein sehr berühmter praktischer Arzt fast aller hiesigen "großen Häuser, zu Rathe gezogen, welcher des Markgrafen "wirklicher Leibarzt war. Herr D. Fisch war auch da"mals in Heilung venerischer Krankheiten sehr berühmt, "würde also auch verstanden haben, dem Kronprinzen einen "Tr. zu heilen, wenn er dazu gefordert worden wäre; wovon "ich aber niemals etwas gehöret habe. Der Kronprinz hat"te einen Leibchirurgus als Kammerdiener, Namens Wils"nak, welcher als Regimentschirurgus bey dem jetzigen Re"giment von Brüning verstorben. Es war noch 1733 ein "sehr berühmter Regimentschirurgus bey dem jetzigen Regi"ment von Marwitz, Namens Sirmand, welcher an dem "Hofe des Kronprinzen gebraucht wurde. Ueberdieß lebten

"2) der Generalchirurgus Holzendorf und Brand"horst in Potsdam; hier der Prof. Senf, Pallas und Leib"chirurgus Bingert, allesammt berühmte Männer, von wel"chen es keiner hätte wagen würden, den Thronerben ohne "des Höchstsel. Königs Friedrich Wilhelm I. Vorwissen "zu verstümmeln, um so weniger als diese Operation nicht "ohne alle Gefahr ist. Und es würde doch einer oder der "andere dieser Männer zu Rathe gezogen seyn."

"3) Nie-

"3) Niemals habe ich von einer solchen Verstümmelung "gehört."

4) Ein gestopfter Tr. kann zwar wiederkommen, wenn "in Debauche mit unreinen Weibsbildern fortgefahren wird. "Wenn aber 1) derselbe gut geheilet ist, und der Patient 20 "Jahr erreichet, so traue ihm Vorsichtigkeit zu, und der Tr. "wird beym reinen Beyschlaf nicht erst nach sechs Monaten "wiederkommen. 2) Gesetzt aber, der Tr. sey wiedergekom- "men, so kann dieser niemals für sich allein, er sey so hef- "tig als er wolle, den Brand hervorbringen; nur die chan- "crösen Geschwüre oder vielmehr paraphymoses erzeugen "denselben."

"Und was will alles das Geschwätze sagen? Herr Gene- "ralchirurgus Engel, ein wahrhafter Mann, welcher beym "Abwaschen des Höchstsel. Königs gegenwärtig war, welches "die jetzigen Pensionairchirurgi Herren Ollenroth, Rosen- "meyer und Liebert verrichteten, bezeugen, daß sie das "membrum virile unbeschädigt gefunden haben."

"Berlin den 7. December 1790."

"Theden."

Man sieht also, wie äußerst sorglos von allen Seiten Hr. v. Z. gehandelt hat. Seine Hypothese, womit er seine Legenden und Erdichtungen erklären will, ist warlich eben so ungereimt, als diese Erdichtungen selbst. Der König soll mehr als funfzig Jahre lang selbst etwas, was er nicht that, ausgesprengt haben, um seine angebliche Verstümmelung zu verbergen. Dieß ist ganz aus der Luft gegriffen; und es ist ohne den geringsten reellen Grund wider alle Wahrscheinlichkeit angenommen, daß der König eine solche Maskerade viele Jahre lang hätte machen können, die seiner auch ganz unwürdig gewesen wäre. Er müßte wahrhaftig eine sehr kleine Seele gehabt haben, wenn er eine so lange Zeit sich um einer Sache wegen, die doch

nicht zu ändern gewesen wäre, sein ganzes Leben lang hätte verstellen, und von sich selbst ein nachtheiliges Gerücht ausbreiten wollen, um etwas zu verbergen, das eigentlich ganz zu verbergen unmöglich gewesen seyn würde. Er hat aber auch so unwürdig nicht gehandelt. Alles, was Hr. v. Z. darüber vorbringt, ist leere Erdichtung, wobey man nur über seine Dreistigkeit erstaunen muß, die mit seiner ungezähmten Einbildungskraft und mit seiner Unwissenheit im genauesten Verhältnisse steht.

Er giebt S. 81. vor, der König "habe, um die "vermeinte Verstümmelung zu verbergen, sich viele unzüchtige Gemälde angeschaft, und habe sich das Ansehen gegeben, als fände er Gefallen daran." Weil Voltaire unter mehrern Unwahrheiten, den König betreffend, erdichtet hatte, es sey im Speisesaal des Königs ein ganz scheußlich unzüchtiges Gemälde von Pesne vorhanden gewesen; so hatte Herr Nicolai, im IIIten Hefte seiner Anekdoten, nach genauer Erkundigung, der Wahrheit gemäß angezeigt, daß in den Königl. Schlössern keine unzüchtige Gemälde vorhanden gewesen. Hierüber begegnete ihm Hr. v. Z. mit einer höhnischen Verachtung, die Hrn. N. gar nicht trifft, sondern auf ihn selbst zurückfällt. Er will denselben durch einen Brief des Herrn Ministers von der Horst widerlegen, welcher versichert: Er habe im Jahre 1747 dergleichen unzüchtige Gemälde in den Zimmern des Königs gesehen, und sie wären nur nach dem siebenjährigen Kriege weggenommen worden. Man muß freylich erstaunen, wie der Herr Minister von der Horst dieß hat sagen können; da alle Personen, die um den König gewesen und in den Schlössern bekannt sind, das Gegentheil wissen, und einstimmig behaupten. Das einzige,

zige, was zur Entschuldigung dieses Briefes dienen kann, ist, daß die Absicht des Hrn. v. d. Horst nicht gewesen ist, daß der Brief hat öffentlich sollen bekannt werden. In einem Privatbriefe, den man vielleicht schnell schreibt, und der weiter nicht bekannt werden soll, ist es eher zu verzeihen, wenn man bloß aus dem Gedächtnisse etwas sagt, dessen man sich richtig zu erinnern glaubt, aber sich dessen unrichtig erinnert. Ganz anders würde es seyn, wenn jemand auf solche leichte und unsichere Erinnerung einem Manne Unwahrheiten Schuld geben wollte, der dasjenige sorgfältig untersucht hat wovon er schrieb, und der als ein Mann bekannt ist, der sorgfältig zu untersuchen pflegt. Wenn der Hr. v. d. H., wie wir hoffen wollen, dem Hrn. v. Z. nicht Erlaubniß gegeben hat, diesen Brief öffentlich bekannt zu machen; so ist es eine von den unverzeihlichsten Indiskretionen des Hrn. v. Z., womit er seinen Gönner vor der ganzen Welt kompromittirt hat. Herr Nicolai, dem nicht zu verdenken war, daß er seine Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit einer bloßen hier nicht gültigen Autorität nicht Preis geben wollte, hat sich dadurch genöthigt gesehen, im Vten Hefte seiner Anekdoten diesen Brief Schritt vor Schritt aus den sichersten Nachrichten zu widerlegen, und zu zeigen, daß der Inhalt desselben ganz unrichtig ist. Besonders haben ihm zwey der verehrungswürdigsten Männer im Staate, nämlich der Königl. Generallieutenant und wirkliche Staats- und Kriegsminister Herr von Rohdich, und der Königliche Generallieutenant Freyherr von Schlieffen erlaubt, zur Steuer der Wahrheit, in Ihrem Namen öffentlich zu erklären:

"Daß sie niemals in irgend einem Zimmer der Kö-
"niglichen Schlösser unzüchtige Gemälde gesehen haben,
"am wenigsten ein so scheußliches Gemälde, wie es Vol-
"taire beschreibt."

Das Zeugniß dieser beiden verehrungswürdigen und so sehr glaubwürdigen Herren ist wohl allein schon ganz entscheidend hierüber, obgleich auch noch mehrere Zeugnisse und Gründe beygebracht werden. Besonders der Herr General von Rohdich hat fast sein ganzes Leben in Potsdam zugebracht, und ist so zu sagen fast täglich in den Zimmern des Königs gewesen, und müßte also etwas so sehr auffallendes bemerkt haben; dagegen der Herr von der Horst im J. 1747 etwa 17 oder 18 Jahre alt war, und sich damals nur sehr kurze Zeit in Potsdam kann aufgehalten haben. Selbst der Hr. v. d. Horst wird vermuthlich nunmehr dem Zeugnisse zweyer Männer von diesem Gewichte mehr trauen, als seiner eigenen ungewissen Erinnerung.

Indessen hat Hr. v. Z. durch die unbedachtsame Bekanntmachung dieses Briefes sich selbst und der Glaubwürdigkeit seiner Fragmente einen sehr üblen Dienst geleistet. Es ist gar kein Zweifel, daß der Hr. v. d. Horst wirklich glaubte, die Sachen wären so gewesen, wie er sie in seinem Briefe schrieb. Nun zeigt sich aber aus unwidersprechlichen Zeugnissen, daß ihn sein Gedächtniß getäuscht hat. Es kann jemand ein Mann von den größten Verdiensten und der rechtschaffenste Mann seyn, wenn gleich sein Gedächtniß ungetreu ist. Nur kann man ihn alsdann nicht für einen völlig sichern Zeugen in historischen Sachen halten; denn mit dem besten Willen kann er Sachen sagen, deren er sich

zu

zu erinnern glaubt, deren er sich aber unrichtig erinnert. Der Leser stellet sich wenigstens die Möglichkeit vor, daß sich bey diesem Herrn auch in noch wichtigern Sachen Gedächtnißfehler haben einschleichen können; besonders müssen einem unbefangenen Leser hiebey verschiedene Erzählungen beyfallen, die Hr. v. Z. im dritten Kapitel bloß deswegen behauptet, weil sich der Hr. Minister v. d. Horst erinnern soll, sie ehemals gehört zu haben, die aber mehrentheils mit der bekannten Geschichte nicht zu vereinigen sind (S. z. B. oben S. 79.). Daher würde Hr. v. Z. wohlgethan haben, sich wenigstens nicht mit so sehr vielem Ungestüm bloß auf dessen Zeugniß allein allenthalben zu berufen, und selbst nichts weiter im geringsten zu untersuchen.

Aber Ungestüm ist der hauptsächlichste Fehler des Hrn. v. Z. Dieser hindert ihn an allem Nachdenken, und verführt ihn, Erdichtungen und falsche Nachrichten niederzuschreiben, über die man erstaunen muß, wenn man sie näher untersucht. Wir haben in diesem Kapitel folgendes Beyspiel davon, welches fast allen Glauben übersteigt.

Hr. v. Z. giebt S. 95. vor: "Der König habe die "Ausbreitung eines gewissen Verdachts mit seiner ganzen "Königskraft begünstigt." Er fährt ferner S. 96 fort: "Die allerstärkste Vermuthung giebt wohl eine von "Ihm dem Buchhändler Bourdeaux ertheilte Erlaub"niß, die von la Beaumelle verfälschte Edition der "Pucelle d'Orleans gleichsam unter den Fenstern seines "Schlosses zu drucken."

Es wäre wirklich sehr unglücklich für Hrn. v. Z., wenn die allerstärkste Vermuthung für eine seiner widersinnigsten Behauptungen sich auf eine der gröbsten Erdichtungen gründete, dergleichen noch

wohl nie ein Schriftsteller mit so dreister Stirn für Wahrheit hat ausgeben wollen. Er fährt S. 97 fort: "Es findet sich in dieser Edition der Puccle d'Orleans, die "la Beaumelle in Berlin herausgab, und Bourdeaux "mit Genehmigung des Königs in Berlin drucken "ließ, die unverschämt satyrische Stelle, wo man den König "nicht nur klar und offenbar, nicht nur so verläumderisch und "so grob als möglich, sondern vollends mit der allerhöchsten "Deutlichkeit, des griechischen Geschmackes in der Liebe be- "schuldigt. Hätte Friedrich nicht selbst gewollt, daß ganz "Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glau- "be; so hätte er auch nie erlaubt, daß man gegen Ihn "solche unverschämte Satyren in Berlin drucke."

Sehr unglücklich wäre es abermals für Hrn. v. Z. und für seine Hirngespinste aller Art, welche er für Schätze ausgiebt, die er, der glückliche Schriftsteller, sich zu verschaffen gewußt hat, wenn niemals eine solche unverschämre Satyre wider den König in Berlin weder mit noch ohne Erlaubniß des Königs gedruckt worden. Denn daraus würde, nach seiner eigenen Art zu schließen, sicher folgen, Friedrich habe eben nicht gewollt, daß Europa an die Wahrheit dieser Beschuldigung glaube. Und so möchte es wohl seyn!

Hr. v. Z. spinnt indessen im IIten Bande seiner Fragmente S. 324 sein Hirngespinnst ganz unbesorgt weiter folgendermaßen aus: "La Beaumelle er- "laubte sich bey seinem Streite mit Voltaire alle Mittel, um "diesem Gegner zu schaden. Er verfälschte, wie man "schon aus dem fünften Kapitel dieser Fragmente weiß, die "Pucelle d'Orleans, und schob in dieselbe eine dort erwehn- "te Stelle, die alles enthielt, was nur irgend nach seiner "Meinung beleidigendes gegen den König gesagt werden konn- "te, alles was fähig war, den König gegen Voltaire in den "höchsten Zorn zu bringen, und ihn dann auch jählings zu "stür-

"stürzen. La Beaumelle schickte sein Manuscript von "dieser schändlich verfälschten Edition, als wenn sie von "Voltaire käme, an den Hofbuchdrucker und Buchhändler "Bourdeaux in Berlin. Bourdeaux war ein bekannter "Biedermann, und der König war ihm sehr gewogen. Ver- "muthlich glaubte also la Beaumelle, daß Bourdeaux das "Manuscript dem Könige zeigen, und daß der König den "Druck alsdann verbieten werde; denn dieß war ihm "sehr gleichgültig, weil seine einzige Absicht dahin ging, "Voltairen zu stürzen. Bourdeaux ging auch wirklich "zum Könige mit seinem Manuscript, und sagte: ob er "gleich sehr weit entfernt sey, solche Abscheulichkeiten drucken "zu wollen, so habe er doch dieß dem Könige anzeigen müssen. "Hätte er dieses Buch gedruckt, so hätte er wenigstens da- "durch zehentausend Thaler gewonnen; und gewiß "müßte sich der Gewinn jedes Buchhändlers, der den Ver- "lag dieses Buchs übernehmen werde, so hoch belaufen. Der "König las das Manuscript, und sagte zu Bourdeaux, "er könne es immerhin abdrucken; welches denn auch "geschah."

Hr. v. Z. erzählt alles so positiv und umständlich, als ob er es aus den sichersten Nachrichten wisse. Wir wollen uns aber doch die Freyheit nehmen, die ganze Sache etwas näher zu untersuchen, und dabey so- wohl der Einbildungskraft als der Dreistigkeit des Hrn. v. Z. hierbey Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche hier wirklich eine außerordentlich glänzende Rolle spielen.

Fürs erste ists wieder einer der vielen lächerlichen Fehler, die aus des Hrn. v. Z. Unwissenheit in der Geschichte überhaupt und besonders auch in der Litterargeschichte herkommen, daß es ihm ein- fällt, die Sache so vorzustellen, als habe la Beau- melle die Pucelle d' Orleans sehr boshaftiglich verfälscht, und die verfälschte Ausgabe in

Berlin wollen drucken lassen, um Voltairen beym Könige jählings zu stürzen. Hr. v. Z. hätte aber in der Correspondance generale de Voltaire (in den Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha, T. LX. S. 179 u. ff.) finden können, daß diese sogenannte verfälschte Ausgabe im November 1756 herauskam, zu einer Zeit, da Voltaire schon längst Berlin verlassen hatte. Es ist also höchst lächerlich, daß Hr. v. Z. vorgiebt, die einzige Absicht, die la Beaumelle bey dieser Ausgabe gehabt hätte, sey gewesen, Voltairen beym Könige jählings zu stürzen, da er doch schon einige Jahre aus Berlin weg war. Dieses Vorgeben wird dadurch noch ungereimter, da diese Ausgabe zu einer Zeit erschien, als Voltaire mit dem Könige nicht in der geringsten Verbindung stand; denn Voltairens neue Korrespondenz mit dem Könige war noch nicht wieder angefangen. Auch hätte Hr. v. Z. daselbst finden können, daß diese Ausgabe in Paris *) erschien, und daß weder Voltaire noch seine Freunde, weder auf Berlin noch auf den König von Preußen desfalls einige Schuld haben legen wollen. Wenn er nur ein klein wenig nachgedacht hätte, hätte er auch gleich überlegen müssen, welche erstaunliche Unbilligkeit des Königs gegen Voltaire es gewesen seyn würde, wenn er erlaubt hätte, eine aus Bosheit verfälschte Ausgabe der Pucelle in Berlin zu drucken, und daß Voltaire über eine solche Ungerechtigkeit Himmel und Hölle würde bewegt haben. Aber etwas nachzuse-

*) S. Oeuvres de Voltaire, T. LX. S. 180. Daselbst nennt Voltaire diese Ausgabe *les Calomnies de Paris*. Desgleichen S. 182: On m'a enfin envoyé *de Paris* une de ces abominables éditions de la Pucelle.

zusehen, etwas zu überlegen, — fällt dieß wohl jemals unserm Herrn Ritter ein?

Es möchte übrigens wohl schwer zu beweisen seyn, daß diese Ausgabe überhaupt, und besonders die schändlichen den König betreffenden Verse wirklich verfälscht waren; es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß wo nicht alle doch die meisten Varianten dieser Ausgabe von Voltaire selbst sind, welches besonders daraus zu beweisen seyn möchte, daß Voltaire einen Theil dieser Varianten vorher seinen Freunden einzeln mitgetheilt oder vorgelesen hat. Ob die Verse wider den König von Voltaire selbst sind, mag dahin gestellt seyn; aber sie sind um nichts härter und anstößiger als eine Menge lügenhafter Anekdoten vom Könige in der Vie privée du Roi de Pr., welches schändliche Produkt doch der Markis de Condorcet seiner Vie de Voltaire als ein unstreitiges Werk von Voltaire unter dem Titel: Memoires pour servir à la vie de M. de Voltaire écrits par lui-meme beygefügt und sich nicht entblödet hat, so zu charakterisiren: „Ces Memoires, où le souvenir „profond d'un *juste* ressentiment n'etouffe, ni la „gaïeté, ni la *justice.**) Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß Voltaire damals diesen groben Angriff auf den König gern hat bekannt werden lassen; denn aus seiner Korrespondenz erhellt genugsam, daß er damals dem französischen Hofe auf Kosten des Königs von Preußen schmeichelte, welcher (wie er damals seine Korrespondenten, besonders den Duc de Richelieu gewiß versicherte) würde zu Grunde gehen, wenn die „*impetuosité* des Grenadiers fran„çais, *la furia francese* dem *pas de mésure* und der

*) Oeuvres de Voltaire, Ed. de Beaumarchais, T. XCII. S. 123.

„*grave discipline* des Prussiens“ würde entgegengesetzt werden. Daß Voltaire diese Varianten für untergeschoben erklärt, beweiset nichts. Es ist bekannt, daß er alles abzuleugnen sich kein Bedenken machte, wenn er es für konvenient fand. Um nur ein Beyspiel anzuführen: In einer von ihm ins Journal encyclopédique eingerückten Erklärung, betreffend seine Komödie, la Femme qui a raison, welche er damals auch für untergeschoben erklären wollte,*) sagt er sehr dreist: „Je puis protester qu' „*aucune des brochures*, avec le titre *imprimé à Genève*, n'est de moi;“ da er doch damals Brochüre über Brochüre schrieb. Er sagt: „Je suis si éloigné *d'envoyer à* „*Paris aucun ouvrage*, que je *n'ai aucun commerce ni direct* „*ni indirect* avec aucun libraire, *ni même avec aucun homme de lettres à Paris*;“ da doch seine Korrespondenz voll ist von den Manuscripten, die er posttäglich nach Paris schickte, und da er wer weiß an wie viel Gelehrte schrieb. Er hat sogar die Stirn zu erklären: „que je „méprise la Satire, & *que je n'en fais* point;“ da er doch damals Satire über Satire machte. Einem Manne, dem es so wenig kostete, im Angesichte des Publikum die Unwahrheit zu sagen, kann man auch nicht glauben, wenn er die Ausgabe der Pucelle mit den Varianten für verfälscht erklärt, er, der so viele Ausgaben seiner Schriften, so oft es ihm gefiel, für verfälscht erklärte. Man wird es vielmehr niemand verdenken können, wenn er es für möglich hält, es könnte sehr wohl Voltaire selbst diese Ausgabe in die Welt geschickt, wenigstens sie

*) Oeuvres de Voltaire, Ed. de Gotha, T. LX. S. 181. 193. T. LXI. S. 125.

sie unter der Hand befördert haben. Der Markis de Condorcet sagt sehr naif: „Cette infidélité „*l'obligea d'achéver* la Pucelle, & de *la donner au „public.* *)“ Es sieht Voltairen sehr ähnlich, daß er selbst eine so gute Gelegenheit veranlaßt hat, von der einen Seite seine satirische Varianten wider diejenigen, denen er nicht wohl wollte, auszustreuen, und sich doch als einen Leidenden darzustellen, dessen Werke die Bosheit verfälscht hätte, von der andern Seite aber sich eine ganz natürliche Veranlassung zu schaffen, durch eine verbesserte Ausgabe ein Werk in einer andern Gestalt heraus zu geben, von welchem er wohl wußte, daß es viel Sensation erregen würde. Zudem sieht man aus seiner Korrespondenz sehr deutlich, daß er zwar anfänglich sehr geschäftig war, die Ausgabe der Pucelle abzuläugnen und sie auf la Beaumelle zu schieben; aber daß er in wenigen Wochen gar nicht mehr daran dachte. Was ihm wirklich wehe that, pflegte er sobald nicht zu vergessen; über die Ausgabe des Siècle de Louis XIV von la Beaumelle, schimpfte er noch, als diese Ausgabe selbst längst schon vergessen war.

Gesetzt aber, Voltaire habe die Edition, von der die Rede ist, auch nicht selbst befördert, so ist doch damit noch gar nicht bewiesen, daß sie von seinen Feinden, und namentlich von la Beaumelle ans Licht gegeben sey. Zwar Voltaire hat, sobald die Ausgabe herauskam, sogleich recht geflissentlich ausgebreitet, wie man aus seiner Korrespondenz siehet,**) la

*) Vie de Voltaire, p. 107.

**) S. Oeuvres de Voltaire. Ed. de Gotha, T. LX. S. 119. 180. 183. 187. 188. Anfänglich wollte er la Beaumelle und Arnaud nennen; nachher sagte er, man habe sich wegen Arnaud geirret, gerade als ob er so sehr gerecht wäre.

Eben

la Beaumelle sey der Herausgeber, er erkenne ihn an hundert Traits, ohne daß er jemals einen einzigen *Trait* anzeigte. Eben dieß geflissentliche Ausſprengen ohne allen sichtlichen Grund wird, wenn man Voltairens Briefe mit Aufmerksamkeit lieſet, Voltairen sehr verdächtig machen, daß er diese Ausgabe selbst hat in die Welt fliegen lassen, und sich nur verbergen wollte. Er hatte es sehr an sich, wenn er von einer von seinen neuen Schriften nicht für den Verfasser wollte gehalten werden, ohne weitere Umstände einen seiner Gegner als Verfasser zu nennen. Als er das bekannte Possenspiel Saul & David drucken ließ, läugnete er es auch sogleich ab, und gab (gerade eben so, wie er vorher den la Beaumelle für den Herausgeber der Pucelle ausgegeben hatte) vor, Freron sey der Herausgeber des Saul & David. Er schrieb an seinen Freund den Grafen d'Argental in dem ihm eignen ton de persiflage, in dem er auch den la Beaumelle anklagte, in dem ton de persiflage, den seine Freunde schon verstanden, der aber das allgemeine Publikum irre führen sollte:*)

„On prétend que *Freron*, très attaché a l'ancien Teſtament, „*a fait imprimer la facétie de Saul et de David*, qui eſt „dans le gout anglois, et qui ne me parait pas trop fait „pour le Théatre de Paris. Ce ſcélerat, plus mechant „qu'Ahitophel, a mis bravement *mon nom a la tête.*“ So sehr man Voltairens Talente schätzt, so muß man doch die größte Verachtung gegen ihn fühlen, da er in eben diesem Briefe zugleich eine öffentliche Abläugnung des

Eben so nennt der Markis de Condorcet wieder (S. 107.) la Beaumelle und Maubert, ohne den allergeringsten Grund anzuführen, der einen von diesen Leuten nur verdächtig machen könnte.

*) S. Oeuvres de Voltaire Ed. de Gotha T. LXIII. p. 165.

des *Saul et David* vorschreibt, welche in die pariser öffentliche Blätter eingerückt werden soll, worinn er sich nicht entblödet, ganz dreist zu sagen: „je suis „obligé de declarer que *l'éditeur calomnieux* de cette farce „*abuse de mon nom.*“ Ein Mann, der so zu handeln im Stande ist, verdient keinen Glauben, wenn er ganz völlig auf eben die Art ohne weitre Gründe dem la Beaumelle, auf welchen er bekanntlich so erbittert war, die neue Ausgabe der Pucelle zuschreiben will, wovon er für sich selbst Verdruß befürchtete. Es ist nicht andem, wie Voltaire vorgiebt, daß la Beaumelle sich mehrmals als ein Verfälscher gezeigt habe. Er gab das Siècle de Louis XIV. mit bittern Anmerkungen heraus, welche Voltairen so sehr wehe thaten, aber er verfälschte es nicht. Ueberdieß war la Beaumelle ein Prosaist, nicht aber ein Poet; daher ists gar nicht wahrscheinlich, daß er sich mit der Ausgabe der Pucelle abgegeben habe.

Indessen, wie es auch mit der Ausgabe dieses Gedichts beschaffen seyn mag, so ist doch aus Voltairens Korrespondenz ganz offenbar, daß sie entweder in Paris selbst herauskam, oder wenigstens offenbar kalkulirt war, um in Paris Aufsehn zu machen, und daß kein Mensch, Voltaire selbst nicht, dabey an Berlin dachte. Aber wie nun? Der Hr. Ritter v. Z., der Mann, welcher der geheimen Quellen so viele hat, meldet uns doch eine lange Historie aus Berlin? Er erzählt sie so ausführlich und so genau, daß er wirklich in des la Beaumelle Kabinet mit müßte gesessen haben, als dieser an den Buchhändler Bourdeaux in Berlin schrieb, oder daß er von Bourdeaux selbst oder von einem seiner vertrautesten Freunde müßte vernommen haben, was derselbe, seiner Versicherung nach,

mit

mit dem Könige gesprochen haben soll, — oder gar — daß ers vom Könige selbst müßte gehört haben! Es muß doch also, wird man sagen, eine Geschichte wahr seyn, die Hr. v. Z. so umständlich erzählt. Oder — weil die Proben von Hrn. v. Z. Erdichtungskraft schon etwas mistrauisch gemacht haben — sie wird doch halb wahr seyn — oder es wird doch etwas wahres daran seyn! — Hoffentlich doch! —

Leider! Leider! so umständlich auch Hr. v. Z. die Sache erzählt, so ist doch nicht Ein Wort wahr in der Erzählung! La Beaumelle war höchst wahrscheinlich nicht der Herausgeber der sogenannten verfälschten Pucelle. Es war unmöglich, daß weder er noch sonst jemand die Absicht haben konnte, Voltairen damit beym Könige jählings zu stürzen. Weder la Beaumelle noch sonst jemand hat das Manuscript dieser Ausgabe nach Berlin an Hrn. Bourdeaux geschickt: weder als ob es von Voltaire noch als ob es von la Beaumelle noch als ob es von sonst jemand käme. Der Hofbuchhändler Bourdeaux (welcher, beyläufig sey es gesagt, weder Buchdrucker noch Hofbuchdrucker ist) ist mit einem solchen Manuscripte nie zum Könige gegangen, hat nie darüber weder mit dem Könige gesprochen noch korrespondirt, am wenigsten so wie es ihm Hr. v. Z. in den Mund legt; der König hat das ihm nie gebrachte Mantscript nicht gelesen, er hat Hrn. Bourdeaux nie erlaubt, eine Edition der Pucelle zu drucken, dieser hat eine solche Erlaubniß nie begehrt, hat nie irgend eine Edition der Pucelle weder gedruckt noch verlegt, weder mit den Versen wider den König, noch ohne dieselben, und es ist auch überhaupt nie eine Ausgabe der Pucelle in Berlin jemals weder verlegt noch gedruckt worden.

Unsre

Unsre Leser werden erstaunen, und sie haben auch Ursache. Nie hat wohl noch ein Schriftsteller die Dreistigkeit im Erdichten so weit getrieben, wie Hr. v. Z. Hier ist der Beweis in zwey Briefen des Hrn. Bourdeaux. Hr. v. Z. sagt ja selbst, daß Hr. Bourdeaux ein Biedermann ist, also kann er sich um so viel weniger entbrechen, dessen Zeugniß selbst für vollkommen glaubwürdig zu halten.

Man glaubte anfänglich nicht, es wäre möglich, daß Hr. v. Z. so ganz komplett die Unwahrheit sagen könnte. Man dachte, es müsse doch wohl etwa irgend eine in Berlin gedruckte Edition der Pucelle existiren (wenn sie auch allenfalls nicht eben so wäre, wie sie Hr. v. Z. beschreibt), ungeachtet sie allen Kennern der französischen Litteratur unbekannt war. Man fragte also bey allen im Jahre 1756 in Berlin schon existirenden Buchhändlern an, ob jemand von ihnen eine solche Ausgabe verlegt hätte, oder sie kennte; und keiner wußte etwas davon. Hr. Bourdeaux antwortete folgendermaßen auf die Anfrage:

Monsieur,

„Vous me demandez *une édition de la Pucelle d'Or-*
„*léans* que je dois avoir fait imprimer par ordre de feu
„S. M. notre Roi, Frédéric II. Il y a, Monsieur, de
„l'erreur dans votre demande, car j'ai l'honneur de Vous
„protester de la façon la plus solemnelle, *que jamais di-*
„*rectement ni indirectement, pour mon compte, ou pour*
„*celui dudit Roi, ni même par ordre ni aux dépens de qui*
„*que ce soit, j'aye fait imprimer une édition de la Pucelle en*
„*question.* Je connois un tas d'éditions de ce livre, les
„unes sans notes, sans variantes ni figures; d'autres avec
„notes, des variantes, & des planches indécentes. — Ce

„que

„que je déclare, eſt, *de n'avoir jamais imprimé ni fait im-*
„*primer ce livre* ſous telle nomination que l'on puiſſe le
„déſigner. J'ai l'honneur d'être etc.

„Berlin, le 12. Juin 1790."

E. de Bourdeaux.

Nachher fand man für nöthig, dem Biedermanne den zweyten Band der Fragmente mitzutheilen, und ihn um Nachricht zu erſuchen: Ob an der ihn betreffenden Erzählung irgend etwas wahr ſeyn möchte, und wie es damit beſchaffen ſey? Er antwortete darauf folgendermaßen:

„Berlin, le 1. Dec. 1790."

Monſieur,

„Je viens de lire dans le Paragraphe, page 324 ad
„326. du IId Volume de l'ouvrage intitulé *Fragmente über*
„*Friedrich den Groſsen* etc. *une ſi grande atrocité de men-*
„*ſonges*, relativement à *une édition de la Pucelle d'Orleans*
„*que l'on m'y attribue avoir imprimée et debitée à Berlin*,
„que je ſuis comme extaſié, que Monſr. *Ritter von Zim-*
„*mermann*, peutêtre très reſpectable à bien des égards, ſe
„ſoit laiſſé abuſer jusqu'au point de les inſérer dans ſon
„ſusdit Volume, *ſans rechercher ni s' informer de la verité*
„*de ce qu' il y dit de moi.* Jamais Public n'a éte *plus mal*
„*inſtruit* ni *mieux conduit à erreur*, parceque *tout eſt fauſ-*
„*ſeté*, *controuvé et inventé.* Ce que je viens de lire, me
„concernant, eſt *ſi deſtitué de fondément* et ſi peu vrai,
„*que je donnerai cent pièces Frédéric d'or à nos pauvres, ſi*
„*on peut me prouver, que j'aye eu part ou connoiſſance, di-*
„*rectement ou indirectement, à l'impreſſion ou debit du*
„*ſusdit ouvrage.* Vous ferez, Monſieur, l'uſage que bon
„Vous ſemblera de cette déclaration. J'ai l'honneur
„d'être etc."

„E. de Bourdeaux."

Man

Man siehet, daß nachdem Herr Bourdeaux das Glück gehabt hatte, in den Fragmenten zu lesen, sich auch bey ihm sogleich etwas von der Lebhaftigkeit und Deutlichkeit der Schreibart des Hrn. v. Z. merken läßt. Aber im Ernste kann man es Hrn. B. wohl nicht verdenken, daß er sich etwas derb gegen die Unwahrheiten erkläret, welche Hr. v. Z. von ihm erzählt. Hr. v. Z. nennt ihn zwar einen Biedermann, läßt ihn aber zu gleicher Zeit als einen sehr schlechten Menschen handeln. Denn wenn Hr. B. wirklich dem Könige gesagt hätte, er könne zehntausend Thaler mit einer neuen Ausgabe eines kleinen Buchs verdienen, so würde er seinem Landesherrn die gröbste Unwahrheit gesagt haben, wie jeder Sachverständige einsehen wird. Da aber vollends das Pikante dieser neuen Ausgabe hauptsächlich in den schändlichen Versen auf den König, und auf andere angesehene Leute bestand; so würde Hr. Bourdeaux, wenn er fähig gewesen wäre, dem Könige eine so grobe Vorspiegelung von Gewinnst zu machen, in den Verdacht kommen, er hätte die Erlaubniß zu dieser Ausgabe gewünscht, und hätte dieselbe dem Könige durch die Vorspiegelung, als könne er dadurch eine Art von Glück machen, abdringen wollen. Dieß würde eine sehr große Niederträchtigkeit gewesen seyn, und diese Voraussetzung ist eines rechtschaffenen preußischen Unterthanen, der die Asche Friedrichs des Großen verehrt, so unwürdig, daß dieser Biedermann wohl Recht hat, einen Preis von Einhundert Stück Friedrichsdor für die Armen darauf zu setzen, wenn jemand es unternehmen wollte, die groben Un-

wahrheiten welche Hr. v. Z. von ihm erzählt, als Wahrheiten zu beweisen.

Was soll aber nun ein wahrheitsliebender Leser vom Hrn. v. Z. denken, der mit solcher Umständlichkeit von einem noch lebenden Manne eine ganz grundlose Legende erzählen kann, als wäre sie völlige Wahrheit! Kann Hr. v. Z. nun wohl noch die geringste Glaubwürdigkeit fordern für seine Erzählungen von Verstorbenen, welche nicht mehr ihn der Unwahrheit zeihen können? Wenn Hr. Bourdeaux schon verstorben wäre, und sich nicht selbst noch vertheidigen könnte, oder wenn ihm nicht die Fragmente wären in die Hände gegeben worden, um sich darüber zu erklären; so hätte wohl niemand sich vorstellen können, daß diese Geschichte ganz erdichtet sey. Auf diese Art kann ein Mann von Hrn. v. Z. Ansehen viel Unwahrheiten und Legenden in die Geschichte bringen, als wären sie historische Wahrheit, und er hat es in seinen Fragmenten nur allzu sehr gethan. Wenn er eine Geschichte, wie diese, so dreist und umständlich erzählt; so muß man, wenn man ihn sich nicht ganz verächtlich denken will, doch glauben, er habe sie wenigstens einigermaßen untersucht, er müsse doch einige Gründe haben, sie für wahr zu halten. Wie kann er aber hierzu den geringsten Grund haben? Gesetzt, es gäbe unter den funfzig oder hundert Ausgaben der Pucelle, eine, auf deren Titel stünde: *à Berlin chés E. de Bourdeaux;* (ohnerachtet Kenner der französischen Litteratur, und französische Buchhändler eine solche Ausgabe nie wollen gesehen haben,) würde denn daraus folgen, daß deshalb eine solche Edition würklich in Berlin, und bey gedachtem Buchhändler gedruckt wäre? Es ist ja bekannt genug, daß auf

fran-

französische Ausgaben solcher Bücher, die in Paris nicht mit Censur dürfen gedruckt werden, allerley fremde Druckorte und Verleger gesetzt zu werden pflegen. Und wie ist es zu entschuldigen, daß Hr. v. Z. eine schimärische Korrespondenz des la Beaumelle mit Hrn. Bourdeaux, und eine Absicht desselben, Voltairen jählings zu stürzen, die auf keine Weise statt gehabt haben kann, und die doch seine einzige Absicht gewesen seyn soll; nebst einer langen Geschichte von einer vom Könige gegebenen Erlaubniß erdichtet! Man siehet hier, wie geringen Stoff seine Einbildungskraft nur bedarf, um eine Geschichte, so wie es gerade seinen Absichten gemäß ist, aufzuputzen; diese seine Einbildungskraft, durch die er ganz unfähig zu einem wahrhaften und glaubwürdigen Geschichtschreiber wird!

Wir sind genöthigt, hier noch eine Unbescheidenheit und einen großen Mangel von Ueberlegung zu rügen, dessen sich Hr. v. Z. schuldig macht. Wir hätten es, wegen der Beschaffenheit des Gegenstandes und wegen der dabey vorkommenden Personen gern mit Stillschweigen übergangen, wenn wir nicht dem ausdrücklichen Verlangen eines der edelsten und rechtschaffensten Männer billig hätten nachgeben müssen.

Herr v. Z., der allenthalben Indiskretionen mit Indiskretionen häuft, sagt S. 77: "Friedrich habe "nicht, wie Hr. Prof. Fischer in seiner Geschichte Friedrichs II. "versichere, mit seiner Gemahlinn in philosophischer Enthalt"samkeit gelebt, denn er habe die ersten sechs Monate durch, "jede Nacht bey seiner Gemahlinn geschlafen. Dieses habe "ihre anjetzt verstorbene Hofdame, Fräulein von Kametz"ky, nachherige Gemahlinn des Hrn. Hofrichters von "Veltheim zu Harbcke, dem Hrn. Minister von der Horst "oft betheuret." Es giebt gewisse Dinge, von welchen

chen sich ein ehrliebender und wohlgezogener Mensch enthält, in Gesellschaft zu sprechen, und noch mehr, in öffentlichen Schriften davon zu schreiben, wenn es nicht ganz besondere Umstände nothwendig erfordern. Der eheliche Umgang verheuratheter Personen ist der Natur gemäß, gehet aber einen Dritten nichts an; und es ist vollends unverzeihlich, wenn man über Personen, die selbst, oder deren nächste Anverwandten, noch leben, in öffentlichen Schriften von dergleichen Dingen zu reden sich nicht entblödet. Es ist gleich unbescheiden vom Hrn. Prof. Fischer und vom Hrn. Ritter v. Z., daß der eine verneinend, der andere bejahend über den ehelichen Umgang des Königs mit seiner Gemahlinn zu urtheilen sich unterfängt. Wenn in beiden nur ein Funken von Nachdenken und Ueberlegung wäre; hätten sie nicht wenigstens bedenken sollen, was ein ehrliebender Mann dem Wohlstande und der Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts billig schuldig ist? Auch Hr. v. Z. ist ein Ehemann. Gesetzt, er hätte es im Anfange seiner Ehe eben so gehalten, wie er vom hochsel. Könige schreibt; so würde ja niemand etwas dawider einzuwenden haben. Was würde aber Hr. v. Z. sagen, wenn in einer öffentlichen Schrift, sein Verhalten in den ersten sechs Monaten seiner Ehe, der Welt vorgerechnet würde? Würde nicht er, würde nicht jeder gesetzte Mann sagen, solche Bemerkung wäre unanständig auf alle Weise, und schon deswegen höchstunbescheiden, weil sie veranlassen könnte, daß die würdige Gemahlinn des Hrn. v. Z., wenn ihr eine solche Schrift in die Hände fiele, in Verlegenheit kommen und erröthen müßte. Glaubt nun Hr. v. Z. nicht, daß die Schonung, die jeder wohlgezogene Mann seiner Gemahlinn schuldig

ist,

ist, auch von ihm Pflicht war, gegen die noch lebende Gemahlinn und die Schwester des Königs? Warlich! Wenn er nicht fühlen kann, wie sehr er hier fehlte; so thut es uns leid seinetwegen.

Zugleich ist er hier noch mit dem Namen einer andern Dame freygebig, welche bey dieser Gelegenheit zu nennen, er sich, wenn er einige Ueberlegung gebraucht hätte, billig hätte enthalten sollen. Der Herr Berghauptmann, **Baron von Veltheim zu Harbcke**, hat von dem Redakteur dieser Anmerkungen ausdrücklich verlangt, seine folgende Erklärung hier einzurücken:

"Ich Endesbenannter kann nicht umhin, öffentlich meine gerechte Indignation darüber zu bezeugen, daß der Herr "Ritter von Zimmermann im Ersten Theile seiner Fragmente, "S. 70. der großen Ausgabe, meine Frau Mutter auf eine "so unbescheidene Art hat nennen, von Ihr ganz falsche Nachrichten geben, und ein Zeugniß von ihr hat anführen wollen, das sie, den Umständen nach, gar nicht hat ablegen "können. Ich erkläre hiermit unter meiner eigenhändigen "Unterschrift:

"1) Daß meine Frau Mutter niemals Hofdame bey der "jetzigen verwittweten Königinn Maj., sondern am Braunschweig-Blankenburgischen Hofe gewesen, wo sie die Gnade "gehabt, Derselben bekannt zu werden."

"2) Daß meine Frau Mutter im J. 1733. schon mit "meinem Herrn Vater vermählt gewesen, und mit demselben "zwar zum Beylager des Kronprinzen nach Salzdalum eingeladen worden, aber einige Zeit hernach wieder abgereiset "ist; also über das vom Hrn. v. Z. angeführte nicht hat "Zeugniß ablegen können, am wenigsten Monate lang."

"3) Daß zwar lange nachher, im Jahre 1739, meine "Frau Mutter sich einige Wochen in Rheinsberg aufgehalten "hat, (welches auch aus den Lettres du Baron de Bielefeld "erhellet.) Aus der Kürze der Zeit, aus dem Verhältnisse der "Gesellschaft, endlich aus der Sittlichkeit der Personen, er-

"hellt aber sogleich, daß man so äußerst unsittliche Forschun-
"gen als Hr. v. Z sich erlaubte, sich damals in Rheinsberg
"weder erlauben können, noch erlaubt habe."

"4) Daß der sittsame Charakter meiner Frau Mutter
"bey allen, welche sie gekannt, Gottlob! zu sehr gegründet
"ist, auch daß ich selbst sie viel zu gut gekannt habe, als daß
"es sich von ihr nur als möglich denken läßt, sie habe jemals,
"besonders gegen eine Mannsperson, und noch dazu oft sol-
"che Reden geführt, wie ihr Hr. v. Z., wenigstens indirekte,
"hier in den Mund legt, sobald sie in dem vorliegenden Falle
"nur etwas beweisen sollen."

"5) Daß sie aber mehrmals und zu mehrern Personen
"allerdings gesagt hat, daß das hohe Ehepaar am Tage
"des Beylagers und in der nachherigen Zeit, eine
"wechselseitige zärtliche Liebe gegen einander sehr
"merklich gezeigt habe: wodurch allein schon des Hrn.
"Prof. Fischers und anderer ungegründete Nachrichten von
"der Abneigung des Kronprinzen gegen seine Gemahlinn wi-
"derlegt werden."

"6) Hieraus erhellt also hinlänglich, daß jene Sage of-
"fenbar nichts mehr und nichts weniger ist, als nur ein
"Commérage von sehr unedler Art, und gewiß nicht ächter
"und edler Ritterssitte."

"Ich bezeuge hierdurch nochmals ausdrücklich, und mit
"meines Namens Unterschrift, daß alles obige der Wahrheit
"und meinen Gesinnungen vollkommen gemäß sey."

"Harbcke den 13ten Jan. 1791."

"A. v. Veltheim."

Nach den vielen wichtigen Proben vom Mißbrauche der Einbildungskraft des Hrn. Ritters, können wir noch eine weniger wichtige nicht übergehen, weil sie zeigt, wie gar reichhaltig dessen Imaginationist. Diese Probe betrift die Gräfinn Campanina, geb. Barberina. Hr. v. Z. versichert S. 88. der Abt Denina sey von derselben Ankunft in Berlin "nicht recht unterrichtet." Da nun freylich

lich Hr. v. Z. von allem recht unterrichtet ist, so nimmt er sich beyläufig die Mühe, den Herrn Denina und auch uns ausführlich wissen zu lassen, wie seiner Meinung nach diese Geschichte beschaffen sey.

Er berichtet S. 89: "Sie hatte sich in Venedig bey "dem preußischen Residenten für die Oper in Berlin durch "einen förmlichen Kontrakt für ein Gehalt von Sieben- "tausend Thaler annehmen lassen. Nun brach sie aber die- "sen Kontrakt, weil sie einen Schottländer Herrn Mackenzie "heurathen wollte. Der König führte also durch seinen "Residenten eine ordentliche Klage bey dem Senat in Ve- "nedig. Der Senat verlachte die Klage, und verweigerte "schlechterdings alle Rechtshülfe. Aber Friedrich wußte den "Senat anzufassen, wie man einen republikanischen "Senat anfassen muß. Eben schickte ein venetianischer Ge- "sandter, der Ritter Campello, sein Gepäcke mit vielen Wa- "gen durch die preußischen Staaten. Dieses Gepäcke sollte "über Hamburg nach England gehen. Der König gab Be- "fehl, daß man alle diese Wagen mit Arrest belege, und ließ "sodann in Venedig erklären, daß er nichts davon wiederge- "ben werde, bis die Barberini ausgeliefert sey. Campello "hatte im Rath zu Venedig eine große Anverwandtschaft; "und dieß entschied die Sache. Also sagte der Senat "nunmehr, der König habe Recht; und sogleich schickte man "mit einer Wache die schöne Tänzerinn bis an die östreichische "Gränze. Der Wiener Hof schickte sie von da weiter mit "einer Eskorte bis nach Peterswalde in Böhmen, und der "Sächsische Hof schafte sie von da bis an die branden- "burgische Gränze."

Wenn wirklich der König durch seinen Residenten eine ordentliche Klage übergeben hätte, so ist wohl natürlich, daß eine solche Klagschrift, oder die Instruktion dazu durch das Departement der auswärtigen Affairen müßte gegangen seyn. Und wenn der Senat zu Venedig eine solche Klage verlacht hätte, (welches bey einer sonst so vorsichtigen Repu-

blik ein ganz ungewöhnlicher Fall gewesen seyn würde,) so würde doch der Resident auch wohl an das Departement berichtet, und angefragt haben, wie er die beleidigte Ehre seines Herrn retten sollte. Wenn der König dem venetianischen Gesandten Campello (eigentlich hieß er Capello) sein Gepäcke auch durch einen unmittelbaren Befehl hätte anhalten lassen, so würde er doch nothwendig auch dem Kabinetsministerium davon haben Nachricht geben müssen; denn an dasselbe würden die Beschwerden des Capello, und vielleicht des Hofes an den er accreditirt war, gelanget seyn, und es hätte wissen müssen, was darauf zu antworten wäre. Selbst daß der Senat sich zum Ziele gelegt hätte, würde doch gewiß der Resident in seine Depeschen haben einfließen lassen. Hätte der östreichische und sächsische Hof die schöne Tänzerinn mit einer Wache bis an die brandenburgische Gränze geschaft, so hätten sie doch vorher von Berlin aus, durch das Kabinetsministerium vermittelst der Gesandten an diesen Höfen, müssen requirirt werden; die Gesandten hätten das nöthige besorgen, die Kosten bezahlen, und darüber berichten müssen. Kurz, es ist nicht möglich, daß alle die Dinge, die uns Hr. v. Z. da vorerzählt, ganz unmittelbar durch den König selbst, ohne Mitwirkung seines Ministeriums hätten geschehen können; es müßten also von allen diesen Vorfällen im königlichen Archive zu Berlin Nachrichten zu finden seyn. Nun können wir hier die Nachricht geben, daß ein Verehrer der Wahrheit, der beym K. Archive stehet, ausdrücklich in der Absicht, diese Erzählung des Hrn. v. Z. zu verificiren, sich die Mühe gegeben hat, die Depeschen von den venetianischen, östreichischen und sächsischen Gesandtschaften von den Jahren 1742. bis 1745. ge-

genau durchzugehen, und nicht ein einziges Wort von der ganzen Geschichte gefunden hat; daher es so aussiehet, als ob die ganze Geschichte, wenigstens deren wichtigste Umstände, bloß aus der Luft gegriffen, und nach eigenem Gefallen der Einbildungskraft des Hrn. v. Z. ausstaffirt sind. Freylich wäre noch der Fall möglich, daß die Republik von Venedig, nebst den Höfen von Wien, Dresden und Berlin unter sich beschlossen hätten, diese ganze Sache völlig zu verschweigen. Hr. v. Z. möchte vielleicht (so wie bey einer ähnlichen sehr geheimen Nachricht, S. oben S. 124) sagen, dieß sey höchstvermuthlich. In diesem Falle könnten freylich wohl die Republik und die drey Höfe Befehl gegeben haben, zu diesem Behufe alle diese Sache betreffende Schriften aus ihren Archiven zu vertilgen, und sie wäre dem ohnerachtet dem Hrn. v. Z. aufs genaueste, selbst mit den kleinsten Umständen bekannt geworden. Indessen, bis dieß einmal näher bewiesen, und dadurch glaubwürdiger wird, möchte man fast auf die Vermuthung gerathen, diese venetianische Geschichte des Hrn. v. Z. sey, nach dem naiven Ausdrucke von Goldoni's Venetianer Lelio nichts mehr und nichts weniger als una spiritosa invenzione prodotta dalla fertilità del suo ingegno. *)

Diese Geschichte, die sonst eben so sehr nicht in dieß Kapitel gehörte, scheint übrigens Hr. v. Z. nur erzählt zu haben, um seine politische Weisheit zu zeigen. Es ist in ihm

Un certo non so chè — —
Non so se m' intendè.

*) Opere di Goldoni, Venezia presso Pasquali 1761. 8. T. II. p. 921.

welches ihn beständig auf diese Seite treibt. Er scheint bey dieser Gelegenheit allen Königen zeigen zu wollen, wie man einen republikanischen Senat anfassen muß. Doch das ist noch eine Kleinigkeit. Er zieht aus dieser Geschichte ganz unvermuthet eine wichtige und ganz neue politische Entdeckung. Er versichert, durch diese Geschichte habe das Ende des siebenjährigen Krieges eine ganz andere Wendung genommen. Unsre Leser glauben vielleicht, wir scherzen? Bey Leibe nicht! Hr. v. Z. sagt: "Mackenzie "warf, wie man leicht denken kann, einen unsterblichen "Haß auf Friedrich; und als ein naher Anverwandter und "Freund vom Lord Bute, erfüllte er nach seiner Rückkunft "in England nun auch diesen sonst guten Mann mit seinem "unsterblichen Hasse. Man weiß aus Friedrichs Geschichte "des siebenjährigen Krieges, wie Lord Bute den eben wieder "auflebenden Held gegen das Ende dieses Krieges behandelt "hat." Da haben wir einen wichtigen Aufschluß, wovon gewiß alle Kabinette von Europa noch nichts gewußt haben, und den selbst Friedrich der Große in seiner Histoire de la Guerre de sept ans, sich nichts anzuführen trauete! Freylich hängt das Ding noch nicht recht zusammen. Es läßt sich eigentlich nicht leicht, sondern schwer denken, daß Hr. Mackenzie wegen einer solchen Sache einen unsterblichen Haß auf Friedrich den Großen sollte geworfen haben. Denn man möchte eher glauben, wenn er sonst eine gute Heurath nachher gethan hätte; so würde er die Sache vergessen und nicht noch nach mehr als funfzehn Jahren daran gedacht haben. Ferner erhellet nicht, wie nahe wohl dieser Mackenzie (bekanntlich ist die Famille sehr groß) mit dem Lord Bute verwandt, und wie eng die Freundschaft mit ihm gewesen sey, die solchen unsterblichen Haß

einem

einem Staatsminister hätte einflößen können, und man sieht gar nicht, wie es Mackenzie könnte angefangen haben, seinen unsterblichen Haß gegen Friedrich, auf den Lord Bute zu bringen. Vielmehr ist hier eine gewaltige Lücke. Denn Hr. v. Z. giebt S. 91 selbst vor: "Mackenzie habe sich auf Verlangen seiner Familie," von seiner Geliebten trennen müssen; da nun Lord Bute zur Familie gehörte, so hätte er ja den König Friedrich nicht hassen, sondern lieben müssen, weil er zu Erfüllung dieses Verlangens etwas beytrug. Wenn man vollends daraus, daß von der ganzen vom Hrn. v. Z. erzählten Geschichte im K. Archive zu Berlin nichts zu finden ist, schließen darf, sie möge sich wohl gar nicht so verhalten wie Hr. v. Z. erzählt; so könnte es mit diesem neuen politischen Aufschlusse der letzten Wendung des siebenjährigen Krieges vielleicht nicht weit her seyn. Wenn allenfalls ein anderer Mann, von dem man sonst gewohnt ist, daß er die Wahrheit liebt, daß er sie untersucht ehe er erzählt, und daß er seine Erzählungen nicht mit willkürlichen Umständen ausputzt, dies meldete; so könnte man noch eher glauben, es möchte etwas an dem politischen Aufschlusse seyn. Aber des Hrn. v. Z. Erzählung vom Hofbuchdrucker Bourdeaux ist dem Leser noch allzuneu im Gedächtniß; also ists wohl zu verzeihen, wenn sie an der Wahrheit dieser Geschichte vom Lord Bute zweifeln sollten, bis Hr. v. Z. etwa ganz neue Beweise davon vorbringt. Indessen mag es mit diesem neuen politischen Aufschlusse vom siebenjährigen Kriege seyn wie es will; immer ist er doch wenigstens *una spiritosa invenzione prodotta dalla fertilità del ingegno del Sgr. di Z.* Wenn diejenigen, welche Lust haben, die neuen Nachrichten

des

des Hrn. v. Z. auf Glauben anzunehmen, nachdenken wollen, welche **Wunderdinge** sie schon bloß im IIten IIIten und Vten **Kapitel** ihm zu Gefallen treuherzig haben glauben sollen, so können sie ja immer, wenn sie einmal in der **Uebung** des Glaubens sind, diese Kleinigkeit dem Hrn. v. Z. zu Gefallen ohne **Umstände** auch mit dazu glauben. Sie haben wirklich eben soviel Ursache, dieß für wahr zu halten, als alles übrige. Das spanische Sprüchwort sagt: Mas vale creer che buscar! — **Es ist besser glauben als untersuchen!** — So hat es Hr. v. Z. gemacht, als er seine Fragmente schrieb; und vermuthlich hat er sicher darauf gerechnet, daß es seine Leser eben so machen würden!

Da übrigens Hr. v. Z. die ältere Geschichte der oben mehrmals genannten Dame so genau zu wissen vermeint; so hätte er doch noch um desto mehr derselben neueste Geschichte wissen, und sie nicht S. 91 so ganz unrichtig angeben sollen. Es scheint aber, daß er die eine so wenig als die andere recht weiß; daher er am besten gethan hätte, nichts davon zu schreiben. Diese Dame ist seit einiger Zeit von ihrem Gemahle geschieden. Sie ist von dem jetztregierenden Könige unter dem Namen **Gräfinn Campanina** im J. 1789 in den Grafenstand erhoben worden, und hat Ihr ganzes ansehnliches Vermögen zu einer edlen wohlthätigen Stiftung für 24 Fräulein, ohne **Unterschied** der **Religion**, vermacht.

Ueber das sechste Kapitel.

Von Friedrichs häuslichem Leben, von seinem litterarischen Umgange und von seinen Gesellschaftern bis zu seinem Tode.

Dieses Kapitel läßt sich ganz angenehm lesen. Wer noch gar nichts von des Königs häuslichem Leben und von seinen Gesellschaftern weiß, und wem es eben auf genaue Wahrheit nicht ankommt, dem wird es ziemlich unterhaltend scheinen. Wer aber sonst schon etwas besser unterrichtet ist (wie denn noch in Berlin und Potsdam mehrere Personen leben, die davon sehr genau unterrichtet seyn können), der wird nicht allein eine Menge charakteristischer Züge, sondern nicht wenige nothwendige Nachrichten vermissen. Z. B. von dem ehrwürdigen Lord Marshall ist fast nicht ein Wort gesagt, kaum einmal dessen Namen genannt. Aber, was das schlimmste ist, da Hr. v. Z. sich allenthalben und besonders auch in diesem Kapitel die Mine giebt, als schöpfe er aus untrüglichen Quellen, und könne alles sicherer sagen, so sind dennoch durch das Ganze eine Menge kleiner Unrichtigkeiten wahrzunehmen; ja vieles ist so sehr falsch und schielend erzählt, daß es eine umständliche Auseinandersetzung erforderte, um es zu berichtigen. Wir wollen nur einige zum Theil grobe Unrichtigkeiten angeben, um zu zeigen, wie schlecht Hr. v. Z. seine Quellen gebraucht hat, wenn

sie

sie auch sonst so gut gewesen seyn sollten, wie er vorgiebt, und wie arg seine Einbildungskraft spielt.

S. 105. Der sel. General von Warnery ist niemals Gesellschafter des Königs in Sanssouci gewesen. Es erinnern sich Männer, welche von Jugend auf in Potsdam in Kriegsdiensten waren, überhaupt nicht, ihn je in Potsdam gesehen zu haben. In dem Feldzuge 1757 hat er verschiedenemal, wie so viele andere Staabsofficiere, an des Königs Tafel gegessen; das ist alles. Wenn Hr. v. Z. einen Officier hätte nennen wollen, der mehrere Jahre mit dem Könige vertraut war, so hätte er den General, Grafen v. Rothenburg, nennen sollen, dessen er gar nicht erwähnt.

S. 108. Ein Mann, welcher den Abt Bastiani ganz speciell bis an sein Ende gekannt hat, bezeugt, nebst mehrern andern, daß in der Erzählung von demselben eine Menge Unrichtigkeiten sind. Dieser Abt ist niemals als Rekrut angeworben worden, und war niemals als Soldat unter einem preußischen Kavallerieregimente. Daß Hr. v. Z. von B. sagt, er sey gründlich gelehrt gewesen, muß jeden Gelehrten, der diesen Abt gekannt hat, Wunder nehmen. In welchem Fache der Gelehrsamkeit wäre er denn gründlich gelehrt gewesen, und wodurch hätte er denn nur etwas Gelehrtes gezeigt? Selbst sein Landsmann, der Abt Denina, hat sich nicht getrauet ihn in seiner Prusse litteraire zu nennen. Er war ein bon-vivant, der den König angenehm unterhielt; das war sein hauptsächlichstes Verdienst. Dabey war er aber ein sehr kluger Mann, welcher sehr wohl wußte, wann er reden und wann er schweigen sollte, und wie Hr. v. Z. S. 114 sehr richtig sagt, ein vollkommener Hofmann. Dabey hat man

Ursache,

Ursache, ihn für gutmüthig zu halten, weil er eben niemand zu schaden suchte. Auf welchem Fuße der König mit ihm war, und daß er ihn wenigstens nicht deswegen schätzte, weil er ein gründlicher Gelehrter gewesen wäre, sieht man aus dem Gedichte, das der König im J. 1766 an ihn richtete (Oeuvr. posth. de Fr. T. VIII. S. 86.). Wir wollen den Abbé B. gerade nicht eben so schildern, wie ein franz. Schriftsteller den Abbé de Voisenon (den eigentlichen Verfasser der Operette Annette & Lubin und anderer Stücke, die unter dem Namen Favart bekannt wurden): Prêtre de son mêtier, libertin par habitude et croyant par peur. Aber etwas ähnliches war es doch. —

S. 116. Die Geschichte, wie der Chevalier Masson, (andere nennen ihn Massot,) nach Potsdam kam, ist nicht ganz richtig erzählt, und Hr. v. Z. macht diesen Franzosen auch zum Kammerherrn, welches er niemals gewesen ist.

S. 119. Vom Obersten Quintus Icilius wird vieles richtig, aber auch nicht wenig unrichtiges gemeldet. Hr. v. Z. sagt, daß er Theologie studirt und oft gepredigt habe, und gleich darauf, er habe im Kriege ein Freykorps kommandirt. Das klingt gerade so, als wäre er vom Predigen zum Kommandiren eines Freykorps übergegangen. Nicht die Theologie, sondern die alte griechische und römische Philologie und alte Geschichte war seine Hauptwissenschaft; und er war mehrere Jahre lang in wirklichen holländischen Kriegsdiensten, ehe er im siebenjährigen Kriege in preußische Dienste trat. Hr. v. Z. sagt ferner: "Der König brauchte ihn in Finanzsachen — "aber er war so klug, daß er niemals unmittelbar in Fi"nanzsachen arbeiten wollte, und immer einen andern Vir"tuosen vorschob, unter dessen Namen, und durch welchen "er handelte." Dieß ist ganz unrichtig vorgestellt.

Die

Die eigentliche Art, wie sich Quintus in Finanzsachen mengte, hier auseinander zu setzen, ist der Ort nicht. Aber allerdings arbeitete er eine Zeitlang **unmittelbar** in Finanzsachen. Er hatte im Anfange eine Art von Aufsicht über die Banko bey ihrer ersten unvollkommenen Einrichtung; weil er aber in Potsdam sich aufhielt und die Banko in Berlin ist, so mußte er freylich **schriftlich** und **durch** andere handeln. Als aber an den König ein gewisser Bericht des Hrn. Ministers v. d. Horst und des sel. Großkanzlers Hrn. v. Jariges vom Zustande der Banko, zum Nachtheile der damaligen Direktoren, einlief, so **gab ihm der König denselben im Originale**, zum Zeichen des großen Vertrauens welches er in ihn setzte, und verlangte Verantwortung darüber; dieß wird sich der Hr Minister v. d. Horst vermuthlich noch erinnern. Quintus kam darauf selbst nach Berlin, und ließ in seiner Gegenwart den Zustand der Banko untersuchen. Da handelte er doch gewiß **unmittelbar**; denn er legte dem Könige die von den sämmtlichen Bankodirektoren, selbst von demjenigen, den man für den Ankläger hielt, unterschriebene Protokolle vor, **gab Rechenschaft von jedem Punkte des Berichts**, und fügte einen Plan hinzu, nach welchem die damaligen übermäßigen Besoldungen verringert, und die Officianten vermindert wurden. Zugleich aber sagte er dem Könige, es werde ihm nicht möglich seyn, von Potsdam aus über die Banko ferner zu referiren, und bat selbst, daß der König einen dazu tüchtigen Staatsminister der Banko vorsetzen möchte. Darauf erhielt der sel. Minister von Hagen die Direktion dieser wichtigen Anstalt, unter dem zu der jetzigen sehr vollkommenen Einrichtung derselben der Anfang gemacht ward. Daß Quintus den Hrn. E. R. Cossel zu

Er-

Errichtung einer Bank verschrieben habe, ist gewiß falsch, und der Geh. Rath v. Wurmb ward durch Gottskowsky, nicht aber durch Quintus nach Berlin gebracht. Die Geschichte seiner Heurath ist auch nicht ganz richtig erzählt. Der Markis d'Argens, der damals schon längst gestorben war, kann nicht, wie Hr. v. Z. vorgibt, gebraucht worden seyn, um den Obersten Quintus zu besänftigen; auch machte dem Obr. Quintus der König zur Zeit der Wiederversöhnung kein Geschenk.

S. 121. Hr. v. Z. sagt: "Die Generaltabacks-"pacht war einem Franzosen, Namens Rübaut gegeben; "aber nicht für 100,000 Rthlr., wie Mirabeau sagt, "sondern für 1,100,000 Rthlr." Wer eine falschangegebene Summe bestimmt berichtigen will, muß sie nicht abermals falsch bestimmen. Folgendes ist der aus sichern Quellen geschöpfte wahre Verlauf der Sache. Rübeaud (denn so schrieb er sich eigentlich) war ein Kaufmann aus Marseille, woselbst er einen kleinen Bankerott von 15,000 Liv. machte und sich nachher in den Dienst der französischen Tabakspächter begab. Er hatte dadurch in Berlin Gehör gefunden, daß er sich zu einer jährlichen Pacht nicht von 1,100,000 Rthlr., sondern von 1,000,000 Rthlr. und zu einer Kaution erbot. Er hatte sich aber auch so hohe Preise des Tabacks bedungen, welche nicht würden möglich zu machen gewesen seyn. Denn nach der ihm ertheilten Octroi sollte das Pfund des geringsten Stangentabacks von dem Landmanne mit 9 guten Groschen und von dem Soldaten mit 5 guten Groschen bezahlt werden; aber Rübeaud und der mit ihm associirte Calzabigi konnten weder das Geld zur ersten Anlage noch die Kaution herbeyschaffen. Sie sahen sich also genöthigt, durch einen

Vergleich mit zehn hiesigen Tabacksfabrikanten denselben die Tabackspacht abzutreten. Diese erst machten sich verbindlich, eine jährliche Pacht von 1,100,000 Rthlr. zu geben, und den gemeinen Stangentaback anstatt 9 und 5 Groschen, ohne Unterschied für 3 Groschen zu verkaufen. Die neuen Pächter waren aber nun eben so wenig im Stande, die Kaution für 1,100,000 Rthlr. zu leisten, und die großen Vorschüsse zu thun, welche die erste Anlage der Sache erforderte. Calzabigi, der sich immer noch darein mischte, wollte gern durch die damalige von dem Geh. Rath v. Wurmb eben eingerichtete Banko der Tabacksunternehmung Fonds verschaffen. Er wußte es durch den Obersten Quintus dahin zu bringen, daß bey der Tabacksferme die Aktien ausgefertigt, aber nicht bezahlt, sondern anstatt der Bezahlung bey der Banko versetzt, und der Werth auf dem Folio der Tabacksferme derselben zu gut geschrieben wurde. Aber dadurch entstand kein guter Erfolg, sondern es fand sich vielmehr, aller dieser Hülfsmittel ungeachtet, in kurzem die größte Unordnung. Die Pacht konnte nicht entrichtet werden, ohnerachtet zwey Quartale erlassen wurden. Darauf zählte der König im J. 1766 die Pächter von ihrer Verbindlichkeit los, übernahm die Magazine, Vorräthe, Häuser u. s. w., garantirte den Aktieneinsatz durch die Landschaft, und setzte die Generaltabacksadministration ein. Bey der Uebergabe im J. 1767 fand sich, daß die Pachtsocietät ihr 500,000 Rthlr. mehr schuldig war, als ihr wirklicher Einschuß und Vorräthe betrugen; theils weil unter ihren Tabacksbeständen zwey Fünftheile verdorben waren, theils weil ein Theil ihres Vermögens

gens aus einer gewissen Rechnungsfiktion bestand. Auch diesen Schaden übernahm die Administration, und es ist bekannt, daß sie aus den Trümmern ein solides Gebäude aufführte.

S. 125. Hr. v. Z. hat es sehr an sich, viele von seinen Nachrichten mit einem großen Detail von Nebenumständen zu erzählen, damit man glauben soll, er wisse alles gar genau. Aber fast allenthalben erzählt er im Detail halb wahr und halb falsch, so daß man sieht, daß er die Umstände weder genau gewußt, noch sich bemühet hat, sie genau zu erfahren. Hier will Hr. v. Z. die Reihe der Vorleser des Königs geben, und mischt alles durcheinander. Er sagt: "Darget war der erste, sodann folgte la Mettrie." Jedermann weiß, daß diese beiden Leute zusammen um den König waren, und daß de la Mettrie im November 1751 starb, ehe Darget im Sommer 1752 aus Berlin ging. Eben so wenig folgten der Abbé Pauw und Hr. v. Catt aufeinander, da letzterer zugleich und lange vor- und nachher beym Könige war. Das seltsamste ist, daß Hr. v. Z. den Abbé Pauw zum Vorleser des Königs macht, welches er nie seyn wollte und nie gewesen ist. Er blieb etwa sechs Monate lang in Potsdam, sagte aber jedermann laut genug, er wolle nicht da bleiben, oder in des Königs Dienste treten, und wohnete ausdrücklich die ganze Zeit über in einem Wirthshause, um zu zeigen, daß er nicht in Potsdam bleiben wollte. Als ihm endlich der König freywillig ein Gehalt von 1000 Rthlr. anwies, nahm er es nicht an, sondern reisete von Potsdam weg, weil er sich nicht an einen großen Herrn binden wollte; wie er dieß selbst in einem Schreiben an einen noch lebenden Gelehrten in Berlin erklärte.

S. 126. Der letzte Vorleser des Königs, den Hr. v. Z. nicht namentlich nennt, war Herr **Dantal**. Er war nicht aus der französischen Kolonie von Berlin, wie Hr. v. Z. sagt, sondern lebte vorher schon in Potsdam. Derselbe hat vor einiger Zeit auch angekündigt, daß er noch einige Nachrichten vom Könige bekannt machen will. Er war eigentlicher **Vorleser**, denn die meisten, die diesen Namen führten, waren eigentlich gelehrte Gesellschafter.

S. 131. Hier und auf den folgenden Seiten fällt Hr. v. Z. in die allerlächerlichsten Fehler. Er sagt: "Was sonderbar ist, im Jahre 1771 hatte der Kö"nig eine kleine Streitschrift gegen Pauw geschrieben. Sie "ward in Berlin 1771 bey Samuel Pitra gedruckt, und "heißt: De l'Amérique et des Américains, ou Observa"tions curieuses du philosophe *La Douceur*, qui a par"couru cet Hemisphère pendant la dernière guerre, en "faisant le noble métier de tuer des hommes sans les man"ger." Daß diese kleine Schrift vom Könige sey, behauptet Hr. v. Z. ohne den geringsten Grund so apodiktisch gewiß, daß er in das Register dieses Theils sogar höchstlächerlicherweise einrückt:

„Douceur (la) ein gekrönter Philosoph"

Im IIIten Th. S. 10, wiederholt er, als ob er es unwidersprechlich wüßte, der König habe diese kleine Schrift selbst in Berlin drucken lassen. Er führt eine ganze Tirade daraus von dem Ursprunge der venerischen Seuche an; und seiner vermeinten neuen Entdeckung zu Liebe, giebt er seinem Landsmanne Hrn. D. **Girtanner** den höchstlächerlichen Rath, dieser Stelle wegen, in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, die über die venerische Seuche geschrieben haben, auch Friedrich dem Großen

Großen einen Platz zu geben. Aber Friedrich der Große hat so wenig die Schrift des Philosophen la Douceur geschrieben, als der große Mogol.

Hr. v. Z. hätte dieses sehr leicht erfahren können, wenn er nur nach dem von ihm so verachteten Berlin hätte an irgend jemand schreiben wollen, der es wissen konnte. Aber wir haben schon oben Beyspiele gesehen, daß Hr. v. Z. alles glaubt, was ihm irgendwo erzählt wird, ohne sich an Orten, wo er sich doch nothwendig näher hätte erkundigen müssen, nur im geringsten näher zu erkundigen. Daher kommt es auch, daß er so viele Fabeln für Wahrheit ausgiebt; und seine Einbildungskraft, die alles nach der Idee, die er einmal gefaßt hat, ausputzen will, ohne weiter genau zu untersuchen was Wahrheit ist, verleitet ihn noch mehr, eine große Menge Umstände zu verstellen oder zu erdichten, um einigen Zusammenhang seiner Einbildungen herauszubringen.

Diese kleine Schrift (obgleich S. Pitra auf dem Titel steht) ist dennoch eigentlich im Verlage des Geheimen Oberhofbuchdruckers Hrn. Decker herausgekommen, welcher bekanntlich auch die Werke des Königs verlegt hat. Sollte denn dieser eine Schrift des Königs, welche er auf dessen Befehl hätte drucken müssen, nicht einmal so weit gekannt haben, daß er sie auch zur Kompletirung von dessen in seinem eigenen Verlage herauskommenden Werken gegeben hätte? Diese übrigens in Berlin noch recht gut bekannte Schrift, ist nicht vom Könige, sondern von einem Franzosen Namens Bonneville, welcher mehrere Jahre lang auf der Citadelle zu Spandau, aus unbekannten Ursachen

im Gefängnisse gesessen hat. Man glaubte von ihm, daß er das Pasquill, les Matinées du Roi de Pr. geschrieben, und auch die Poésies diverses (man wußte aber nicht wem) entwendet hätte. Ob dieß wahr ist, sey dahin gestellt. Es ist dieß eben der Bonneville, welcher durch verschiedene militärische Schriften bekannt ist,*) und in dem ehemaligen Kriege in Amerika zwischen Frankreich und England als französischer Officier in Amerika gedient hatte; wie er dieses auch auf dem Titel der besagten Schrift anzeigt.

Hr. v. Z. sagt nun ferner S. 132: "Pauw schrieb "sein schönes Werk Considerations" (eigentlich heißt es Recherches sur les Americains) "und behandelte darin den "guten Benediktiner etwas scharf. Pernetti wollte sich "vertheidigen, und schrieb ein dickes Buch gegen Pauw; "aber Pauw antwortete ihm unüberwindlich. — Nun "wollte der König nicht gern, daß man seinen ersten **) "Bibliothekar, den er doch als einen großen Gelehrten nach "Berlin hatte rufen lassen, verächtlich mache; also suchte "der gutmüthige Monarch, dem armen Pernetti durch die "oben angeführte Schrift wieder auf die Beine zu helfen: "so wie vormals seinem Präsidenten Maupertuis gegen den "Spott des Voltaire; und so endigte sich dann der Streit "zwischen Pauw und Pernetti." Hier ist nun gar nichts gehörig nachgesehen, und gar nichts richtig erzählt, sondern alles aus der Luft gegriffen, um die vermeinte neue Entdeckung des Hrn. v. Z.

*) Z. B. Esprit des Loix de la Tactique 4. la Haye 1762. Les Lyonnoises protectrices des états souverains. 8. 1771. Dieses letztere Buch kam auch heraus, da er schon im Gefängnisse war, so wie seine Schrift de l'Amerique.

**) Hr. v. Z. ist, wie schon gesagt, fast immer sehr unglücklich, wenn er durch Bestimmung kleiner Nebenumstände sich das Ansehen geben will, als wären ihm die Sachen mit allen Umständen ganz genau bekannt. Pernetti ist niemals erster Bibliothekar, sondern nur der zweyte gewesen.

v. Z. aufzustutzen. Der gutmüthige Monarch konnte die Absicht, die ihm Hr. v. Z. leihet, durch eine Schrift wohl nicht ausführen wollen, die er nicht geschrieben, und vielleicht niemals gesehen hat; denn gewiß ist es, daß Friedrich II. sich sehr wenig bekümmerte, was man von Pernetti hielt, den er weder sah noch schätzte. Der Streit zwischen Pauw und Pernetti ist höchst unrichtig erzählt, und es erhellt daraus, daß Hr. v. Z. die Schriften beider Schriftsteller nicht gelesen hat. Hr. Pauw hat in seinen Recherches sur les Américains des Pernetti nicht mit einem Worte gedacht. Die Einbildung des Hrn. v. Z., Hr. Pauw habe den guten Benediktiner scharf angelassen, kann auf nichts anders beruhen, als daß Hr. v. Z. die Recherches des Abbé Pauw nicht selbst nachgesehen, sondern nur eine Stelle in der Vorrede des la Douceur S. 6., die er lächerlich falsch verstanden hat. la Douceur sagt: Hr. Pauw habe une tirade indécente contre *les Benedictins* gemacht *) Hr. v. Z. las vermuthlich mit seiner gewohnten Uebereilung die Stelle nicht recht, las *le* anstatt *les*, machte den guten Benediktiner daraus, bildete sich ein, Pauw habe den Pernetti angegriffen, und dichtete hinzu, der König habe seinem Bibliothekar wieder auf die Beine helfen wollen. — Von allem dem ist nichts richtig; hingegen ist die Wahrheit, daß Pernetti in seiner Dissertation sur l'Amérique Hrn. Pauw zuerst aufs heftigste angriff. Dieser vertheidigte sich 1771 in seiner Défense des Recherches sur les Américains. Die Schrift des la Douceur

*) Vermuthlich meinte la Douceur die Stelle in den Recherches nouv. Edit. de 1772 T. II. S. 369.

gehört zu diesem Streite so wenig, als sie dem Könige angehört. Der Streit zwischen Pauw und Pernetti endigte sich nicht mit dieser Schrift, die denselben gar nicht betrifft, sondern mit des Pernetti Examen des Recherches philos. sur les Américains et de la Défense de cet ouvrage in zwey Bänden 1771, welche Pauw keiner Antwort würdigte. Wenn Hr. v. Z. nicht, sobald er einmal eine Einbildung im Kopfe hat, alle nähere Untersuchung unterließe, und wenn er die Schrift des la Douceur nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätte; so würde er nicht S. 131. so gar ungereimt sagen: "Diese "Schrift des Königs war eine gutmüthige und lustige "Vertheidigung des Pernetti in Berlin gegen Pauw." Er würde gesehen haben, daß diese Schrift weder gutmüthig, noch lustig, noch eine Vertheidigung irgend eines Menschen ist, und daß in der Schrift selbst des Pernetti nicht mit einem Worte gedacht wird. Bloß in der Vorrede wird seines Streits mit Pauw erwähnt. Aber der Verfasser ist so weit entfernt, denselben vertheidigen zu wollen, daß er vielmehr S. 5. der Vorrede ausdrücklich sagt: „Er wolle sich auf dasjenige „nicht einlassen, was Pernetti schon gesagt „habe, hingegen von vielen Sachen sprechen, deren „dieser nicht gedacht habe." Diese Schrift geht also den Abbé Pernetti ganz und gar nichts an; und die ganze neue vermeintliche Entdeckung des Hrn. v. Z., wodurch la Douceur, ein armer bedrängter Staatsgefangener, zu einem gekrönten Philosophen gemacht, und K. Friedrich II. in die Reihe der Schriftsteller von den venerischen Krankheiten gebracht werden soll, ist nichts als ein lächerlicher Irrthum über den andern, dergleichen

chen in diesen Fragmenten nur gar zu viele vorkommen.

Was Hr. v. Z. S. 134 und ff. vom Abbé du Val sagt, ist auch kaum halb wahr, zum Theil sehr schielend erzählt. Er sagt: "Nach der Entfernung des "Hrn. Pauw veränderte sich die Scene auf eine sonderba"re Art." Dann wäre also die Scene ziemlich lange leer geblieben, denn Hr. Pauw war etwa im J. 1768 in Potsdam, und du Val kam erst etwa 1779 dahin. Auch hatten diese beiden Leute ganz und gar keine Beziehung auf einander, denn Pauw besuchte nur den König und war niemals in dessen Diensten. Wenn ihre Anwesenheit also auch unmittelbar auf einander gefolgt wäre, so hätte sich doch die Scene dadurch nicht, am wenigsten sonderbar ändern können. Hr. v. Z. giebt S. 134 vor: "Du Val hatte verschiedene, und unbedeutende Dinge "geschrieben, und sich deswegen mit der römischen Kirche ent"zweyt, die ihn für einen Ketzer erklärte, und ihn aus sei"nem Vaterlande vertrieb." Dieß ist ein Zeichen, daß Hr. v. Z. von dem, was diesen Franzosen angehet, entweder schlecht unterrichtet ist, oder nach seiner gewöhnlichen Art, alles was er hörte, untereinander wirft. Die römische Kirche hätte ihn für einen Ketzer erklärt? Soll es der Papst gethan haben? Oder der Papst und ein Concilium?

Dem Redakteur dieser Anmerkungen ist diese Geschichte aus den glaubwürdigsten schriftlichen Nachrichten bekannt. Er will sie hier aus denselben kurz erzählen, um an einem neuen Beyspiele zu zeigen, mit wie vieler Dreistigkeit Hr. v. Z. von Dingen, von welchen er gar nicht unterrichtet ist, in dem Tone spricht, als ob er sie noch

so genau wüßte. Mit diesem gänzlichen Mangel der Kenntniß der wahren Beschaffenheit der Sachen und mit diesem dreisten Tone würde ein Schriftsteller, wie Hr. v. Z., eine Menge Fabeln in die Geschichte bringen, wenn nicht die Wahrheit seiner Behauptungen aus sichern Nachrichten näher untersucht würde.

Abbé du Val war ein Karmeliter in Paris, und ist nie, wie uns Hr. v. Z. weismachen will, von der römischen Kirche für einen Ketzer erklärt worden. Er erhielt vielmehr vom Papste ein vom 27ten März 1773 datirtes und an den Erzbischof von Paris gerichtetes Sekularisationsbreve, das heißt, eine Erlaubniß, diesen Orden zu verlassen und Weltgeistlicher zu werden. Dieses Breve erhielt sogar das Placitum regium des Königs von Frankreich, ohne welches, seit den im J. 1772 erlassenen im Parlamente registrirten Lettres patentes, selbst keine einen bloßen Privatmann betreffende Bulle oder Breve des Papstes (bloß die Ehedispensen ausgenommen) in Frankreich gültig ist. Dieß Breve war aber, wie es in der römischen Kanzleysprache heißt, nur commissoria, (wie es auch nach den Freyheiten der französischen Kirche, und selbst dem Tridentinischen Koncilium *) zufolge, nicht anders gewöhnlich ist,) nämlich dem Erzbischofe war überlassen, ob es Wirkung haben sollte. Es hieß darin:

„veris existentibus narratis, constitutoque tibi prius „servatis servandis de necessario et legitimo titulo, „quae ipsum exponentem ad sustinendam diutius „regularem observantiam penitus imparem faciunt

„pro

*) S. Concil. Trident. Sess. XIII. Cap. V.

„*pro tuis arbitrio et conscientia* auctoritate apostolica „concedas."

Nun fand aber das Arbitrium und die conscientia des Erzbischofs zu Paris den bewandten Umständen nach nicht für gut, das Breve zu vollziehen, und den Karmeliter zu entlassen; aber du Val, welcher nun einmal nicht im Kloster bleiben wollte, verließ dasselbe und ganz Frankreich, und ging nach Deutschland. Daher ward er nicht als ein Ketzer, sondern als ein Apostat angesehen; d. h. als ein solcher, welcher das Klosterleben verläßt, zu welchem er sich durch die abgelegten Gelübde verbunden hat. Dieses wird in der katholischen Kirchensprache, Apostasia Obedientiae oder a Religione genannt. Die von ihm herausgegebenen Bücher enthalten auch keine Ketzerey; höchstens nach den strengen römischen Begriffen ein scandalum publicum.

Hr. v. Z. weiß übrigens nichts von dem Aufenthalte dieses Abbé in Homburg, und von seinen dortigen Projekten. Daß d'Alembert diesen Abbé dem Könige empfohlen habe, wie Hr. v. Z. sagt, ist nicht wahrscheinlich, da in dessen Briefen an den König nichts davon vorkommt, obgleich darin des Empfehlens kein Ende ist. Hingegen hätte Hr. v. Z., der vom Abbé Pernetti so viel Wunderdinge erzählt, in diesen Briefen finden können, daß d'Alembert diesen elenden Mönch dem Könige, und was das ärgste ist, mit großen Lobeserhebungen empfohlen hat. *) Daß in Potsdam eine allgemeine Verschwörung wider du Val entstanden

*) S. Supplément aux Oeuvres posthumes de Fr. II. T. III. S. 87.

standen sey, weil ihn der König gern gesehen habe, gehört zu den vielen thörichten Erdichtungen und Uebertreibungen, welche sich Hr. v. Z. immer zu Schulden kommen läßt, indem er fast niemals die angemessenen Worte braucht, sondern immer sich stärker und blendender ausdrückt, als die Sachen erfordern. Wer hatte sich denn eigentlich wider dû Val verschworen? er war warlich nicht ein so bedeutender Mann! Warum ward denn wider Hrn. v. Catt oder Hrn. Pauw, die auch der König gern sah, keine allgemeine Verschwörung gemacht? oder, wenn Hr. v. Z., wie er so oft über Berlin und Potsdam hämische Blicke wirft, zu verstehen geben wollte, man habe sich in Potsdam gegen jeden verschworen, den der König gern sah; warum ward denn der Markis Lucchesini, der doch beym Könige in viel größerm Ansehen stand, als alle obengenannte Herren, so allgemein verehrt und geliebt?

S. 135 sagt Hr. v. Z.: "Dû Val suchte nicht et"wa nur Vicarius apostolicus in Westphalen zu werden, "wie Hr. Nicolai (Anekd. II. 133) sagt. Sein Hauptehr"geiz ging auf ein Bißthum." — O si tacuisses! — Also bildet sich Hr. v. Z. wohl ein, ein Vicarius apostolicus wäre weniger wie ein Bischof! Hr. v. Z., wenn er gleich im Jure canonico und in der Verfassung der katholischen Kirche ganz unwissend ist, hätte doch mit ein wenig Nachdenken leicht vermuthen können, daß jemand, der anstatt und von wegen des Papstes geistliche Handlungen ausüben soll, doch wohl noch mehr als ein bloßer Bischof seyn müßte. Sogar die Vicarii generales in spiritualibus der Bischöfe müssen selbst die bischöfliche

Würde

Würde haben; *) wie vielmehr muß ein Mann, welcher selbst den Papst vertreten soll, diese geistliche Würde haben! Also hätte nur Hr. v. Z. nicht sagen sollen, der Haupteehrgeiz des Abbé du Val ging auf ein Bißthum, sondern allenfalls: sein Eigennutz verlangte zugleich ein reichliches Auskommen, durch ein wirkliches einträgliches Bißthum; denn den Rang und die Würde eines Bischofs mußte er schon haben, sobald er Vicarius apostolicus ward. Herr Denina, von dem Hr. v. Z. so viel hält, und welcher alles was katholisch ist gern recht hoch vorstellt, sagt in seinem Essai sur la vie de Fr. II. S. 103, da er von dem Titel Vicarius generalis, den der Bischof von Breßlau hat, redet, es sey: „une qualité qui „repond en quelque maniére, à l'emploi, qu'ont *les juges „de la monarchie spirituelle de Sicile.*" Das ist nun die Sache sehr komisch pompös vorgestellt. Gott sey Dank! wir haben in der preußischen Monarchie, weder in Schlesien noch sonst wo, eine *Monarchie spirituelle*, welche die katholische Geistlichkeit gar zu gern allenthalben errichten, und sich eine Macht zueignen möchte, die von der landesherrlichen Macht ganz unabhängig seyn soll. Indessen Hr. v. Z., der den Abt Denina für einen klassischen Autor hält, hätte von ihm wenigstens lernen sollen, daß ein Vicarius generalis apostolicus kein geringer Mann ist.

Im J. 1726 setzte K. Friedrich Wilhelm I. aus landesherrlicher Macht einen Vicarium generalem in spiritualibus, dem aufgegeben ward:

"Daß er diejenigen Actus, welche der römischen Reli"gion nach qualificationem singularem erfordern, als Ordi-

„nes

*) Diese bekannte Sache bedarf keines Beweises; doch citire ich zum Ueberfluß die deutsche Encyklopädie im Artikel Bischof im IIIten Bande S. 863.

"nes zu ertheilen, Firmelungen zu thun, die Verfertigung "des heil. Oels, Einweihung der Kirchen und Altäre, Ordi- "nirung der Geistlichen, u. d. gl. wahrnehme."

Dieß sind alles Sachen, wozu die bischöfliche Würde gehöret. Ein mit der Verfassung der römischen Kirche wohl bekannter Mann versichert, es sey die Benennung Vicarius generalis apostolicus vor Errichtung der Nunciaturen üblich gewesen, und seitdem diese errichtet worden, pflege der Papst seltener diesen Titel zu geben. Der Weihbischof von Breßlau führt den Titel Vicarius apostolicus, (vielleicht weil das Bißthum Breslau unmittelbar vom Papste abhängig ist) und sein Officialat führt den Titel des Apostolischen Vikariats. In Schweden ist ein Vicarius apostolicus gesetzt, jetzt Hr. v. Ossory*); desgleichen ist dem römischen Staatskalender zufolge ein Vicarius apostolicus in Konstantinopel, welcher Bischof von Theodosiopolis in partibus ist. Daß diese apostolische Abgeordnete Bischöfe seyn müssen, giebt die Natur der Sache, und Hr. v. Z. hat also hier nur, so wie sehr oft in diesen Fragmenten, seine Unwissenheit doppelt gezeigt, indem er thun will, als wäre er wer weiß wie genau unterrichtet.

Eben so wenig ist Hr. v. Z. mit der Geschichte des Apostolischen Vikariats in Westphalen genau bekannt, welches der Abbé du Val gern zu einem neuen Etablissement für sich hätte erschaffen mögen. In seiner Erzählung S. 136 und hernach S. 328. 329 sind fast alle Umstände unrichtig erzählt.

Der König schickte den du Val nicht an den Papst, wie Hr. v. Z. S. 136 vorgiebt. Du Val machte diese Reise aus eigenem Antriebe, und auf eigene Kosten. Der König erlaubte demselben: „d'aller

*) S. polit. Journal, Febr. 1791. S. 221.

„d'aller trouver le Pape en Bavière, lorsqu'il y paſ-
„sera, *pour lui recommander ſes intérêts particuliers.*"

Dieſe intérêts particuliers waren, daß ſein Sekulariſationsbreve in Erfüllung gebracht, und er alſo von der ihm nach katholiſchen Grundſätzen noch immer anhangenden Makel der Apoſtaſie befreyet werde. Da Hr. dü Val ſein Abſehen darauf gerichtet hatte, ſich durch das apoſtoliſche Vikariat in Weſtphalen ein ſolides Etabliſſement zu verſchaffen, und da er dem Könige es mochte ſehr leicht vorgeſtellt haben, daß der Papſt wider ſeine Ernennung nichts haben würde; ſo kann es wohl ſeyn, daß der König ihm erlaubt hat, auch hievon mit dem Papſte zu reden, beſonders in ſofern es des Abbé dü Val eigenes Intérêt particulier betraf. Aber nie hat der König dieſen Abbé an den Papſt geſchickt. Davon müßten im königl. Archive die Beweiſe liegen; es ſind aber vielmehr Beweiſe des Gegentheils vorhanden. Was der Abbé dü Val auch dem Papſte mag geſagt haben, iſt für ſich ſelbſt und ſeinetwegen geſchehen. Es iſt auch völlig ungegründet, wie Hr. v. Z. S. 136 vorgiebt, daß ſich dü Val mit dem Papſte ſo übel genommen habe, daß er dadurch dem Könige äußerſt mißfiel. Dü Val rühmte vielmehr, daß ihn der Papſt ſehr freundlich aufgenommen habe, auch mißfiel damals dü Val dem Könige gar nicht; und warum hätte er demſelben auch mißfallen ſollen, da der König wohl ſehr geringen Werth auf das ſetzte, was dü Val mit dem Papſte konnte geſprochen haben, und da der Abbé dü Val überhaupt nichts dem Könige mißfälliges gethan hatte. Denn der König kannte gewiß ſein eigenes landesherrliches Recht viel zu gut, um erſt bey dem Papſte etwas ſuchen zu wollen, was Er aus landes-

herr-

herrlicher Macht selbst thun kann, und was seine Vorfahren schon gethan haben. Der König setzt einen Bischof von Breßlau, von Kulm, u. s. w. ohne vorher den Papst darum zu fragen, aus landesherrlicher Macht. Aus eben dieser Macht kann er auch in seinen magdeburgischen, halberstädtischen, westphälischen Landen u. s. w. seinen katholischen Unterthanen einen geistlichen Obern setzen. Hr. v. Z. sagt S. 128. mit völligem Mangel der Kenntniß der Verfassung der katholischen Religion im preußischen Westphalen: "Daß die Clevischen katholischen Unterthanen in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen stehen," und ein neuer Beweis seiner Unwissenheit ist, daß er S. 331 die Streitigkeiten in Geldern mit dem Bischofe von Rüremonde mit hierunter mischt, wovon bey dem ganzen Vorfall mit dem dü Val nicht ein einziges Wort vorgekommen ist, und vorkommen konnte. Denn Geldern hat eine von den übrigen preußischen Provinzen ganz unterschiedene Verfassung, die sich auf den Utrechtischen Frieden gründet. Hr. v. Z. verkennt die offenbarsten Rechte des Königs von Preußen durch seine Behauptungen. Das beste ist, daß seine Meinung hierinn von keinem Gewichte ist.

Die Jurisdiktion der katholischen Bischöfe in protestantischen Landen, ist schon durch den Osnabrückschen Frieden Art. V. §. 48. aufgehoben. Weder der Erzbischof von Mainz hat seitdem je sein vormaliges Diöcesanrecht über Magdeburg und Halberstadt, noch die Bischöfe von Osnabrück oder Paderborn dasselbe über Minden auszuüben versucht. Nur der Erzbischof von Cölln prätendirt zwar noch eine geistliche Jurisdiktion über das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark; diese ist ihm aber nie-

niemals zugestanden worden, *) weder vor noch nach der Reformation, weder ehe das Haus Brandenburg diese Länder besaß, noch nachher. Schon im Jahre 1444 eximirte Papst Eugen IV. die Herzoge von Kleve von dem Diöcesanrechte des Erzbischofs von Kölln. Papst Leo X. bestätigte die Exemtion im Jahre 1513. Bey dieser Exemtion sind die Herzoge von Kleve beständig geblieben. Im Normaljahre 1624 war der Erzbischof von Kölln nicht im Besitz seines vermeinten Rechts, ist es auch bisher nie gewesen, und es ist weder ihm noch einem andern auswärtigen geistl. Obern jemals von dem Landesherrn zugestanden worden. Schon der Churfürst Fr. Wilh. der Große setzte zweymal aus eigener landesherrlicher Macht einen Generalvikar über

*) Es ist schon in der Allg. Deutschen Bibl. XCLVIII. Bds 1s St. S. 183 erinnert worden, wie unverzeihlich es vom Hrn. Abt **Denina** gehandelt ist, daß er, als ein preußischer Unterthan, in seinem Essai sur la Vie de Fr. II. S. 356. sogar in der Residenzstadt drucken zu lassen sich nicht entblödete: Die preußischen westphälischen Lande wären in Absicht auf das Geistliche dem Erzbischofe von Kölln untergeben; welches ganz ungegründet, und den Rechten des Königs, seines jetzigen Landesherrn, nachtheilig ist. Oder sollte Hr. Denina wohl glauben, die Rechte seines Landesherrn stünden den prätendirten Rechten der katholischen Hierarchie nach? Wir hoffen doch nicht. Sehr unartig und eines preußischen Unterthanen unwürdig ist es ferner, daß Hr. Denina die Sache verstellt, indem er sagt: „le Ministère de Berlin *naturellement jaloux* de toute supé„riorité qu'une puissance rivale peut exercer sur les sujets „du roi, *avait conçu le projet* de faire séparer les provinces „prussiennes de la Westphalie du dioecèse *auquel elles „appartiennent*." Das Königl. Ministerium hat nie ein Projekt machen können, etwas zu thun, was längst gethan ist, indem der König von Preußen als Herzog von Kleve nie die Diöcesanrechte des Erzbischofs zu Kölln anerkannt hat. Auch konnte es dem Ministerium nie einfallen, hier auf eine puissance rivale jaloux zu seyn. Es kam auf ungezweifelte Rechte des Herzogs von Kleve an.

über die katholischen Unterthanen seiner westphälischen Lande. Ebenderselbe ließ d. d. Kleve den 11. Sept. 1661. ein öffentliches Edikt, wegen der geistlichen Jurisdiktion über die Katholiken in Seinen Landen ergehen, worin es wörtlich heißt: "Daß alle und jede Unsere Geistliche und Weltliche Unterthanen und Angehörigen in diesen Unsern Clevisch- und Märkischen Landen — niemanden anders, als Uns und Unsere Nachkommen die Herzogen zu Cleve und Grafen zu der Mark, in geistlichen Sachen vor ihren Oberherrn und Ordinario zu erkennen haben." Ferner: "Daß nicht allein diejenigen, welche fremde und auswärtige decreta, mandata oder rescripta zu suchen, auszubringen oder zu exequiren, oder sonsten mit Recht oder mit That sich daran pflichtig zu machen gelüsten lassen werden, nicht nur de facto ihrer habenden Präbenden, Beneficien oder Bedienungen entsetzet seyn; sondern auch diejenigen, welche dergleichen auswärtiger Potentaten oder Herrschaften decreta, mandata oder rescripta insinuiren oder publiciren würden, alsofort als Rebellen mit der von mehrhochgedachten Unsern Vorfahren dagegen verordneten leiblichen Strafe, benanntlich Steckung in den Säcken, und Werfung auf das Wasser, andern zum abscheulichen Exempel beleget, und aus dem Wege geräumet werden sollen." Es ward zugleich verordnet, daß die Säcke an den Thoren angehängt werden sollten, damit die Bothen, die dergleichen Mandate bringen möchten, gleich sehen könnten, was sie zu erwarten hätten. So ernstlich waren schon damals die Verfügungen. Man siehet also unwidersprechlich, daß der Erzbischof von Kölln niemals im ruhigen Besitze des Diöcesanrechts war. Auch sind die Könige von Preußen in diesem Jahrhunderte in eben dem Besitze des Exemtionsrechts beständig verblieben, und noch jetzt werden von der Regierung in

Kle-

Kleve diejenigen katholischen Geistlichen nachdrücklich bestraft, die sich beygehen lassen, den Erzbischof von Kölln ihren Ordinarium zu nennen, oder irgend etwas bey ihm zu suchen. Also ist es höchstfalsch, was Hr. v. Z. ohne alle Kenntniß der Klevischen Landesverfassung vorgiebt, daß die dortigen katholischen Unterthanen in Glaubenssachen unter fremden Bischöfen ständen.

Was im IIten Bande S. 328. von Errichtung eines neuen Bißthums im Klevischen gesagt wird, dessen Sitz zu Xanten hätte seyn sollen, bedarf auch einer nähern Bestimmung. Hr. dû Val hatte freylich dem Könige anfänglich eingeredet, weil es ihm irgend jemand anders mochte eingeredet haben, daß Xanten zu seinem Sitze am bequemsten wäre, aber nie ist etwas darüber bestimmt worden; es sind nachher auch andere Oerter und andere Personen in Vorschlag gebracht worden. Was das Bißthum betrift, so wäre es dem Hrn. dû Val zwar wohl ganz recht gewesen, wenn für ihn ein förmliches neues Bißthum wäre errichtet worden, und dieß möchte auch der Papst wohl ganz gern gesehen haben, besonders wenn der König dieses neue Bißthum aus eigenen Mitteln hätte dotiren wollen, wie es der Papst auch vorauszusetzen schien. Es mögen auch wohl in des Königs Sinne die Begriffe von Bischof und Vikarius generalis nicht genau entwickelt gewesen seyn, wie sie denn wirklich coincidiren. Aber der König hat niemals ausdrücklich von Evêque, sondern immer nur von Superieur und Vicaire spirituel geredet. Zu dessen Besoldung wollte der König, daß der Papst un petit couvent sekularisiren möchte. Der Abbé dû Val, oder derjenige, welcher dem dû Val

die Sache so sehr leicht hatte machen wollen, mochte dem Könige wohl gesagt haben, daß der Papst sehr leicht hierein willigen würde; aber des Papstes Gedanken waren überhaupt sehr weit von dû Vals Gedanken entfernt, und konnten auch wohl nicht mit des Königs und seines Ministerii Gedanken zusammenkommen. Diese waren auf die Rechte des Landesherrn, und zwar eines protestantischen Landesherrn gegründet, welche bekanntlich nach den ungeheuern Begriffen der katholischen Hierarchie von den vermeinten Rechten der geistlichen Gewalt sehr verschieden seyn, ja denselben in geistlichen Sachen untergeordnet seyn sollen. Aber dieß geben jetzt kaum katholische Landesherren zu, geschweige der protestantische König von Preußen.

Daran hatten diejenigen, welche dem Abbé dû Val seine Idee mochten an die Hand gegeben, oder ihn leichtsinnigerweise darin bestärkt haben, nicht gedacht; und Hr. v Z., der in Dingen dieser Art ganz unwissend ist, verwirrt in seiner Erzählung vollends alles untereinander. Es hatte, wie schon gesagt, der König so wenig an ein ausdrückliches Bißthum in Xanten gedacht, daß vielmehr nur von einem geistlichen Vikar oder Obern für die katholischen Unterthanen zwischen dem Rhein und der Elbe die Rede war. Der Vorschlag, das Kollegiatstift zu Xanten in ein Domstift zu verwandeln, ist niemals wirklich geschehen, und es ist auch gar nicht abzusehen, welchen Vortheil der König und das Land von einer solchen Veränderung hätten haben können. Und auf den Vortheil des Königs und des Landes hätte man doch wohl dabey sehen müssen, und nicht

auf

auf die bloße Etablirung eines unnöthiger Weise sehr reich dotirten katholischen Bischofs.

Der Vorschlag, die Brigittenklöster Marienwolde und Marienbaum (die nach Hrn. v. Z. viele tausend Thaler eintragen sollen) zu sekularisiren, ist auch niemals wirklich geschehen; am allerwenigsten hat der König, wie Hr. v. Z. S. 330. abermals falsch sagt, dem Abbé du Val hierüber jemals eine Unterhandlung aufgetragen. Der Redakteur dieser Anmerkungen ist in dem Falle, von den Klöstern in Kleve, Meurs und Mark und von ihren Einkünften ziemlich genau unterrichtet zu seyn; gestehet aber, daß ihm daselbst kein Kloster unter dem Namen Marienwolde bekannt ist. Auch ist das Kloster Marienbaum so reich nicht. Derjenige, der es zu Unterhaltung eines katholischen Bischofs etwa kann im Sinne gehabt haben, muß, er sey wer er wolle, die Umstände sehr wenig gekannt oder sie sehr wenig überlegt haben. Dieses Brigittenkloster hat ohngefehr 8000 Reichsthaler Einkünfte. Dieß ist an sich mehr als der König vermuthlich dem geistlichen Obern, den er für seine westphälische katholische Unterthanen bestellen wollte, an Einkünften würde zugestanden haben; wenigstens gewiß doch mehr als nöthig ist. Aber es ist auch nicht zu vergessen, daß im Jahre 1782 in diesem Kloster 43 Nonnen und 20 Mönche waren. Gesetzt, das Kloster wäre auch sekularisirt worden; so hätte man doch billigerweise diesen Personen bis an ihren Tod eine Pension geben müssen. Wäre auf jeden Kopf nur 150 Rthlr. gerechnet worden, so hätten die Einkünfte noch

nicht zugereicht, geschweige, daß zu einem andern Behufe hätte was können übrig bleiben. Das zweyte Brigittenkloster in dortigen Landen ist in der Stadt Calcar. Im J. 1782 enthielt es 29 Nonnen, 6 Priester, und 5 Layenbrüder. Gleichwohl hat dieses Kloster, wenn es auch Marienwolde heißen sollte, nebst einigen Morgen Bau- und Weideland nur 510 Rthlr. jährliche Einkünfte, und nährt sich übrigens von Ackerbau, Handwerkern und Pensionären; ist also arm. Alle Klöster in dortigen Landen, die einen ähnlichen Namen wie Marienwolde führen, sind nicht vom Brigittenorden, und sind nicht sehr reich. Das Kloster Marienwasser Franziskaner Ordens tertiae regulae, in der Jurisdiktion Weeze, hat 13 Konventualen, und ohngefehr 1600 Rthlr. Einkünfte. Das Kloster Marienthal Augustiner Eremiten Ordens im Amte Brünen hat 16 Konventualen, und etwa 600 Rthlr. Einkünfte. Das Kloster Marienfriede Kreuzbrüder Augustiner Ordens in der Jurisdiktion Ringenberg, von 17 Konventualen, ziehet seine Einkünfte aus dem Münsterschen Lande, und kann also gar nicht hier gemeinet seyn. Endlich das Nonnenkloster Marienkamp, Augustiner Ordens in der Stadt Dinslaken, hat 13 Konventualinnen, und kaum 700 Rthlr. Einkünfte. Es ist also gar nicht abzusehen, was Hr. v. Z. mit seinen zwey reichen Brigittenklöstern und mit den vielen tausend Thalern Einkünften eigentlich hat sagen wollen. So geht es fast allenthalben, wenn man die Nachrichten, welche Hr. v. Z. so dreist hinwirft, als hätte er sie aus den sichersten Quellen, etwas genauer zu untersuchen Gelegenheit hat. Welches Vertrauen kann man nun zu seinen Nachrichten

hegen, die man nicht untersuchen kann? Und muß man nicht über die Dreistigkeit erstaunen, mit der er alles in der größten Verwirrung erzählt, nur so wie es seine Einbildungskraft vorstellt, und ohne alle Untersuchung der Wahrheit?

S. 136. erzählt Hr. v. Z. vom Abbé Dü Val eine ungeheure Geschichte zum Nachtheil desselben und der katholischen Geistlichkeit in Potsdam. Er sagt: "Dü Val wollte sich selbst zum Bischofe machen, "seitdem ihn der König dazu nicht mehr tauglich fand. Er "überwältigte die katholischen Geistlichen in Potsdam so sehr "durch sein Ansehn, daß sie ihn mußten Messe lesen las"sen, ob es ihm gleich nach den Gesetzen der katholischen Kir"che nicht mehr zukam: denn sein Priesterbrief war ihm ab"genommen, und jede Priesterfunktion war ihm von "seiner Kirche verboten. Er aber las nicht nur Messe in "Potsdam, sondern ließ sich den Ornat vor dem Altare um"hängen, und ließ sich bey der Messe durch zwey geweihte "Priester bedienen; und nach den Gebräuchen der katholi"schen Kirche darf das alles nur ein Bischof." Wer einigermaßen weiß, von welcher Wichtigkeit und Heiligkeit in der katholischen Kirche die Messe ist, muß erstaunen, daß sich Hr. v. Z. von jemand, der vermuthlich ein Liebhaber vom Wunderbaren seyn muß, eine so ebenteuerliche Geschichte aufheften ließ, und sie ohne die geringste Untersuchung öffentlich bekannt machte. Was für Ansehen hatte denn wohl eigentlich dü Val in Potsdam? Welches Ansehen in der Welt würde wohl katholische Geistliche bewegen, jemand der nicht Priester wäre, ja dem sogar die Priesterfunktionen von der Kirche verboten wären, Messe lesen zu lassen? Das wäre ja nach katholischen Begriffen ein wahres Sacrilegium! Da hätten sich ja die Geistlichen in Potsdam, die so et-

was zugelassen hätten, wider die Kirche empört! Wer von dem genauen Zusammenhange der katholischen Hierarchie nur den geringsten Begriff hat, wird dieses nicht als nur möglich, geschweige als wirklich sich denken können. Welchen Grad von Unvernunft und Unverschämtheit müßte der Abbé du Val gehabt haben, wenn er so etwas nur hätte versuchen, geschweige ausführen wollen; und vollends unter den Augen des Königs in Potsdam, bey welchem sich die katholischen Geistlichen, und selbst die katholischen Einwohner, wenn du Val die Geistlichen hätte zwingen wollen, jeden Augenblick unmittelbar hätten beschweren können! Der damalige katholische Geistliche in Potsdam P. Kleinsorge, war am allerwenigsten ein Mann, welcher sich durch Drohungen überwältigen ließ, zumal vollends wenn er eine so sehr gerechte Sache gehabt hätte. Der König gestattete bey keiner Religion gewaltthätige Eingriffe in Kirchensachen. *) Der Abbé du Val konnte einen solchen Gedanken nimmermehr fassen, als ihm Hr. v. Z. zuschreibt. Er würde durch ein solches unerhörtes Benehmen die Versöhnung mit seiner Kirche, welche er doch so nöthig brauchte, beynahe ganz unmöglich gemacht haben. Auch hat derselbe niemals so unvernünftig gehandelt, als ihm Hr. v. Z. Schuld giebt. Folgendes ist die wahre und unwunderbare Geschichte seines Messelesens in Potsdam.

Da der Abbé du Val seine Absicht auf eine geistliche Beförderung in seiner Kirche, und zwar seiner

*) Man sehe wie edel und eines weisen Monarchen würdig er sich in einem Briefe an Voltairen darüber erklärt. Oeuvres posthumes, T. IX. S. 376.

seiner Meynung nach, auf eine ansehnliche Beförderung gerichtet hatte; so sah er wohl ein, es sey nöthig, daß er sich mit der Kirche versöhne, und wegen seines Fehlers der Apostasie Vergebung erhalte. Er supplicirte also unterm 18 Jan. 1783 deswegen an den Papst. Der Papst bewilligte seine Bitte, und trug einem Bischofe in den preußischen Landen auf, den Abbé a crimine apostasiae, a censuris aliisque poenis ecclesiasticis zu absolviren. Da dieses nur in persönlicher Gegenwart geschehen kann, so trug der Bischof diesen vom Papste erhaltenen Auftrag dem noch lebenden kathol. Propste in Berlin Hrn. P. Heinrich Elberfeld auf, welcher auch im September 1783 dem Abbé dü Val förmlich die Absolution ertheilte. Da dieser nun dadurch seine Priesterfunktion wiedererhalten hatte; so wollte und mußte er sie auch ausüben, um in dem Wege fortzugehen, den er sich vorgesetzt hatte. Daher las er in Berlin und auch in Potsdam Messe, und zwar überwältigte er keinesweges die katholischen Geistlichen in Potsdam, sondern sie thaten es sehr gutwillig, weil dü Val das Attestat des Hrn. Propst P. Heinrich Elberfeld aus Berlin vorzeigte, und nunmehr wieder ein Priester war der Messe zu lesen befugt war. Daß des Hrn. v. Z. Erzählung von den von dem Abbé dü Val in Potsdam gelesenen Messen bis auf die kleinsten Umstände falsch ist, beweiset folgendes eigenhändige Zeugniß des jetzigen katholischen Geistlichen in Potsdam:

"Daß der Abbé dü Val zur Zeit des selig verstorbe-
"nen P. Ludewigs Kleinsorgen, nachdem er seine Attestata
"beygebracht, daß Er wirklicher Priester sey, und wie
"auch von allen hiersonstigen Hindernissen absolvirt
"war, ungefähr zweymal Messe gelesen, bezeuge hiemit.

"Daß Er aber von zwey geweihten Priestern sey be-
"dient worden, ist falsch, sondern zwey Meßdiener haben
"ihm aufgewartet."
"Potsdam, den 27. December 1790."

"P. Ant. Wüstefeld."
"Katholischer Prediger."

Was soll man nun abermals vom Hrn. v. Z. denken, daß er eine in allen Umständen falsche Geschichte erzählt, als wenn sie apodiktisch wahr wäre! Dabey ist er äußerst unwissend in den Gebräuchen der katholischen Kirche, von welcher er doch affektirt zu reden, als ob er sie genau kennte. Was er damit will, daß sich der Abbé du Val den Meßornat vor dem Altare hätte anlegen lassen, ist gar nicht abzusehen; denn auch ein wirklicher Bischof läßt sich in der Sakristey zur Messe ankleiden, und es geht der Bischof eben so wie der Priester in Procession zum Altare.*) Die gesunde Vernunft giebt ja schon, daß ein Geistlicher nicht vor der ganzen Versammlung die Kleider anlegen könne! Gleichfalls ists ganz falsch, daß nur ein Bischof sich durch zwey geweihte Priester dürfe bey der Messe bedienen lassen. Wenn ein Priester das hohe Amt hält (denn davon und nicht von einer gewöhnlichen Messe kann hier die Rede seyn) so dienen dabey freylich nur eigentlich Geistliche, welche bloß die vier ersten Weihen erhalten haben. Wenn aber etwa dergleichen nicht vorhanden sind, so ists gar nicht verboten, vielmehr sehr gewöhnlich, daß auch Priester diese Funktion verrichten können. Wenn Hr. v. Z. nur etwa in dembenachbarten Eichsfelde oder im Paderbornischen in ein Dorf

*) Die ganzen Ceremonien eines bischöflichen und eines priesterlichen Hochamts kann man finden in der deutschen Encyklopädie im Artikel Hochamt. XV. Band. S. 692.

Dorf gehen will, wann die Messe des Heil. Patrons der Kirche mit einem Hochamte gefeyert wird, so wird er finden, daß gewöhnlich sich der Parochus von ein paar benachbarten Dörfern Priester erbeten hat, um sein Hochamt celebriren zu helfen, welchen er bey einer andern Gelegenheit gleichen Freundschaftsdienst erweiset.

Da nun also diese ganze Geschichte nicht wahr ist, so konnte du Val auch nicht das Mißfallen des Königs dadurch vermehren, wie uns Hr. v. Z. einbilden will. Daß du Val Messe las, konnte dem Könige um deswegen nicht mißfallen, weil der König die Absicht davon wußte; und der König würde sich wenig darum bekümmert haben, ob der Abbé auch wie ein Kardinal möchte Messe gelesen haben, wenn es sonst die katholischen Geistlichen gutwillig zugegeben hätten. Der König fing deswegen an, dem Abbé weniger geneigt zu seyn, weil in dem Laufe der Unterhandlungen, daß er Vicarius apostolicus in Westphalen werden sollte, durch einen sehr respektablen Kanal von dem Erzbischofe von Paris von seinem ehemaligen Aufenthalte daselbst Nachrichten einliefen, welche dem Könige mißfällig waren. Andere Umstände kamen hinzu. Als er endlich einmal ohne Königl. Erlaubniß sich der Königl. Equipage bedient hatte, nach Berlin zu fahren, und der König ihn auf dem Rapporte fand, ward er sehr unwillig, und ließ den Abbé nicht mehr rufen. Dieser erschien indessen noch mehrere Monate lang, sowohl in Potsdam, als auch während des Karnavals im Anfange des J. 1785 in Berlin, (wie es allen Personen bekannt ist, die um den König waren) täglich gegen Abend im Vorzimmer des Königs, damit man in der Stadt glauben sollte, er

käme

käme immer noch zum Könige. Endlich soll ihn der König von ohngefähr einmal daselbst gefunden, und ungnädig entlassen haben; seitdem ging er nicht mehr aufs Schloß. Hr. v. Z. sagt mit seiner gewöhnlichen schiefen Uebertreibung: "Das ihm so gefährlich gewordene Potsdam floh er auch deswegen nicht." Es war beym Abbé du Val so wenig an Gefahr zu denken, als bey Hrn. v. Z., da er zum Könige in seiner Krankheit gerufen ward, obgleich er hierüber auch in diesen Fragmenten sehr viel von Gefahr träumt. Der Abbé du Val lebte in Potsdam ganz ruhig, so wie mehrere Personen, die sonst um den König gewesen waren, und nachher nicht mehr zu ihm gerufen wurden.

Die Pension, welche der König dem Abbé du Val auf eine Präbende in Schlesien anwies, war nicht, wie Hr. v. Z. berichtet, von 2000 Rthlrn., sondern von 1000 Rthlrn. Im Anfange der jetzigen Regierung verglich er sich wegen dieser jährlichen Hebung auf ein gewisses Kapital, und verließ darauf Potsdam und die Königlichen Lande überhaupt.

S. 139. Der Bischof von Ermeland ist nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt, aus der Familie Grabowsky, sondern ein Graf Krasicki. Auch in den geringsten Kleinigkeiten ist Hr. v. Z. nicht genau. S. 140 läßt er den Bischof etwas aus der Apostelgeschichte erzählen. Aber entweder der Bischof oder Hr. v. Z. haben die Apostelgeschichte nicht recht gelesen; denn der heil. Paulus fiel nicht auf dem Wege nach Antiochien, wie Hr. v. Z. sagt, sondern nach Damaskus vom Pferde. Daß durch die Einrichtung Friedrichs II. der Zustand dieses Bischofs nicht verschlimmert, sondern verbessert worden wäre, wie

Hr.

Hr. v. Z. S. 142 behauptet, ist ganz unrichtig, und nichts von allem dem, was Hr. v. Z. von den Finanzumständen dieses Bischofs erzählt, ist wahr. Niemals ist, wie Hr. v. Z. vorgiebt, zur Zeit der polnischen Regierung eine Schuldenkommission über den Bischof gewesen, die seine Güter zum Besten der Gläubiger verwaltet, und ihm nur eine Kompetenz gegeben hätten. Das müßte ja landkundig geworden seyn. Am wenigsten ist er auf die geringe Kompetenz von 2000 Rthlr. gesetzt worden, welches Hr. v. Z. ganz und gar aus der Luft greift. Zur Zeit der polnischen Regierung wollte eine würdige Verwandtinn des Bischofs, mit seiner freyen Bewilligung, sein Schuldenwesen gänzlich reguliren, unterdessen er eine Reise nach Paris machte. Aber es kam nichts festes darüber zu Stande. Es ist einer von den seltenen Fällen, wo Mirabeau Recht hat, wenn er sagt: "daß der Bischof von Ermeland vor"her an 100,000 Rthlr. Einkünfte hatte, und hernach auf un"gefehr 24,000 Rthlr. gesetzt worden ist;" obgleich Hr. v. Z. für gut findet, hier ausdrücklich zu widersprechen.

Folgendes ist in Westpreußen sehr vielen Personen sicher bekannt: Der Bischof gab zur Zeit der polnischen Regierung den dritten Theil der baaren Einkünfte des Bißthums an das Kapitel, da blieben ihm noch über 70,000 Rthlr. baare Einkünfte. Dazu kamen noch die Einkünfte von den Forsten, und einige andere Gefälle, so daß man die Einkünfte zwar wohl nicht ganz auf 100,000 Rthlr., aber doch gewiß über 80,000 Rthlr. rechnen konnte. Bey Occupirung von Westpreußen ließ der König anfänglich den katholischen Geistlichen überhaupt die Wahl, ob sie eine fixe Kontribution von ihren Gütern geben und sie selbst verwalten; oder ob sie die Hälfte der

Ein-

Einkünfte abtreten, und sie den König verwalten lassen wollten. Sie wählten das erstere; taxirten aber die Güter so geringe, daß der König ungehalten ward, ihnen die Hälfte ihrer Einkünfte nach ihrer Taxe festsetzte, und die Güter als Domänengüter verwalten ließ. Die Einkünfte des Bischofs waren ungefähr zu 48,000 Rthlr. angegeben, und also behielt er ungefähr 24,000 Thaler. Er beschwerte sich; da schrieb der König ihm einen sehr gnädigen Brief, und schenkte ihm 50,000 Rthlr. zu Bezahlung seiner Schulden; mehr nicht. Es ist also ganz falsch, wenn Hr. v. Z. sagt: "Der "König habe der Westpreußischen Kammer befohlen, die "Bezahlung aller Schulden des Bischofs zu übernehmen." Diese beliefen sich auf eine sehr große Summe. Die westpreußische Kammer hat niemals mit dem Schuldenwesen des Bischofs von Ermeland etwas zu thun gehabt, am wenigsten sie übernommen. Aber wie Hr. v. Z. immer die Vorfälle nur halb höret, und unrichtig niederschreibt! Nicht die Kammer, sondern die westpreußische Regierung regulirte das Schuldenwesen, aber hat die Schulden wahrlich nicht übernommen. Nachdem die ebengedachten vom Könige geschenkten 50,000 Rthlr. zum Anfange der Bezahlung angewendet waren, so wurde der gütliche Vergleich mit den Gläubigern so eingerichtet, daß der Bischof bis zu völliger Bezahlung der Schulden die Hälfte seiner jährlichen Einkünfte, nemlich 12,000 Rthlr., aussetzte. *)

Hr. v. Z. sagt, der König habe des Bischofs Schlösser unterhalten. Niemals hat dieß der König gethan. Der Bischof besaß vorher dreyzehn Schlös-

ser

*) Man sehe hierüber auch Hrn. O. K. R. Büschings Beyträge zur Regierungsgeschichte K. Fr. II. im Anfange. S. 22.

ser in so viel Städten; davon behielt er bloß das Residenzschloß zu Heilsberg, und das Jagdschloß Smolaynen, zwey Meilen davon. Hr. v. Z. sagt: "Der Bischof erhielt freye Feurung und Jagd." Frey Holz hat er noch bis jetzt, aber keineswegs die Jagdgerechtigkeit. Hr. v. Z. sagt also S. 143 sehr unrichtig: "Alles was das Bißthum Ermeland da„durch verlor, daß der König Westpreußen in Besitz nahm, „waren Souveränitätsrechte, die sich die Bischöfe unter „der polnischen Regierung anmaßten." Der Bischof hatte überhaupt nichts, was man so nennen könnte, als das Ius vitae et necis, wegen dessen man aber doch noch an den Reichstag zu Warschau appelliren konnte. Also fast nicht ein Wort von dem, was Hr. v. Z. vom Bischofe von Ermeland erzählt, ist wahr.

S. 144. Vom Grafen Chazot sind auch einige kleine unrichtige Umstände erzählt. Er lebt noch, und kann sie also selbst widerlegen lassen, wenn Er es nöthig findet. Gar artig kleidet es Hrn. v. Z., daß er S. 145 diesen Herrn den guten Chazot nennet.

S. 150. Hr. v. Z. giebt vor, der Abt Denina sey, auf Befehl des Grafen v. Herzberg, der Herausgeber der Werke des Königs gewesen. Aber gewiß hat Hr. Graf v. Herzberg dem Abte Denina nichts über die Werke des Königs befohlen, und der Abt Denina hat auch nicht das geringste bey der Herausgabe derselben gethan. Daß Hr. Denina sein Leben des Königs, das voll von Unrichtigkeiten ist, auf dem Titel eine préliminaire à l'édition de ses oeuvres posthumes genannt hat, ist ein Dünkel, über welchen viele vernünftige Leute gelächelt haben. Das wäre eine Einleitung durch den Tod ins Leben!

S.

S. 155. Unter den vielen Indiskretionen, welcher sich Hr. v. Z. in diesen Fragmenten schuldig macht, findet sich hier eine der ärgsten. Der Hr. Graf v. Herzberg, dessen zuvorkommende Güte von so vielen Gelehrten ist gebraucht und zuweilen leider! auch gemißbraucht worden, hatte das Vertrauen zum Hrn v. Z., ihm einen seiner Aufsätze mitzutheilen, davon nichts öffentlich bekannt werden sollte, mit der ausdrücklichen Bedingung:

„de me renvoyer cette pièce, *sans en faire aucun „usage.*"

Und siehe! Hr. v. Z. ist unartig genug, den unerlaubten Gebrauch davon zu machen, daß er der ganzen Welt hier Nachricht giebt, was es mit diesem Aufsatze für eine Bewandtniß gehabt, und läßt zugleich den Brief abdrucken, worinn er bedeutet ward, er solle gar keinen Gebrauch davon machen. Und warum thut Hr. v. Z. das? Um die ganze Welt bemerken zu lassen, was für ein wichtiger Mann er seyn müsse, da ihm ein so großer Staatsminister so etwas im Vertrauen mittheilte. Sein liebes Ich geht ihm über alles Nachdenken, welches ein vernünftiger Mann, wie er doch sonst ist, bey einer solchen Gelegenheit anwenden würde. Der muß keine Empfindung von Ehre haben, oder sie aus Leichtsinn und Eitelkeit unterdrücken, der nicht fühlt, wie unwürdig ein solcher Mißbrauch des Vertrauens, und wie niedrig ein solcher Undank ist. Hr. v. Z. affektirt oft, von deutschen Gelehrten verächtlich zu urtheilen, weil sie seiner Meinung nach, sich links gegen Staatsmänner aufführen. Wie gut hätte er gethan, in seinen eigenen Busen zu greifen!

S.

S. 163. sagt Hr. v. Z. nach der ihm nur zu gewöhnlichen stolzen Art verdienten Leuten mit höhnischer Verachtung zu begegnen: "der gute Hr. Formey glaube, "daß er über den Akakia Dinge erzähle, die kein Mensch wisse, es "thue ihm Leid, denn er erzähle sie hier aus dem Munde des Hrn. "Ministers von der Horst, wie sie der gute Hr. Formey nicht "wisse." Es läßt sich nicht denken, ein so edler Mann wie der Hr. Minister v. d. Horst könne es billigen, daß Hr. v. Z. dessen Namen hier mißbraucht, um einem ehrwürdigen Greise auf eine zunöthigende Art verächtlich zu begegnen, und unbedachtsamer Weise den Hrn. v. d. H. selbst dabey zu kompromittiren. Denn mit aller Ehrerbietung, die man dem Hrn. v. d. Horst als einem verdienten Staatsmanne schuldig ist, muß man doch sagen, daß, so wie überhaupt in litterarischen Sachen kein Ansehen des Standes und des Ranges gilt, besonders in dieser Sache Hr. Formey für einen viel gültigern Zeugen müsse gehalten werden, und also nicht verdiene vom Hrn. v. Z. so hönisch angelassen zu werden. Hr. Formey war damals in ganz genauer Konnexion mit Voltairen und allen damals am Hofe befindlichen französischen Gelehrten. Die Umstände des Drucks des Akakia giengen ihn selbst genau an, und er mußte also wohl alles was dahin gehörte, genau wissen. Er konnte daher ohne Unbescheidenheit sehr wohl (Souvenirs, T. I. S. 265.) sagen: "Er wolle "über diese Sachen Erläuterungen geben, die bisher noch "niemand bekannt gewesen." Sie waren auch wirklich vorher nicht bekannt. Der Hr. v. d. Horst hingegen war damals noch ein sehr junger Herr; und war er vielleicht auch damals in Berlin gegenwärtig, so war er doch gewiß nicht mit den Personen, die diese Sache anging, so genau bekannt, und konnte nicht

in den Lauf aller damaligen französischen litterarischen Vorfälle in Berlin so unmittelbar verwickelt seyn, als Hr. Formey. Man muß sich übrigens beynahe zweifeln, daß der Hr. v. d. Horst diese Geschichte eben so könne erzählt haben, wie sie Hr. v. Z. drucken läßt. Denn, so wie sie da steht, ist sie im Widerspruche mit sich selbst; hingegen was Hr. G. R. Formey erzählt, stimmt im Hauptumstande mit dem überein, was davon in den gedruckten Werken des Königs steht.

S. 161. giebt Hr. v. Z. vor: "Voltaire habe die "Handschrift des Akakia schon eine Weile in Potsdam "verbreitet, und als es der König erfahren, habe er auf "dessen Verlangen ihm die Schrift vorgelesen," und S. 162 giebt er wieder vor: "nachdem der Akakia gedruckt "erschienen, habe Voltaire den König versichert, daß er der "Verfasser dieser Schrift nicht sey." Wie wäre denn möglich gewesen, daß Voltaire dieß hätte versichern können, wenn er nach Hrn. v. Z. Vorgeben, vier Tage vorher dem Könige selbst die Handschrift vorgelesen hätte? Zudem ist V. in jeder Zeile des Akakia zu erkennen, und schon deswegen hätte er dem Könige so etwas nicht sagen dürfen. Ueberdieß läßt sich leicht erachten, daß sich Voltaire wohl gehütet haben werde, eine solche Schrift, da er sie öffentlich bekannt gemacht wissen wollte, dem Könige in der Handschrift vorzulesen. Also schon dieser Widerspruch macht die Erzählung des Hrn. v. Z. verdächtig. Hingegen Hr. Formey erzählt, wie es auch noch viele Personen von der Zeit her wissen, daß Voltaire vom Könige die Erlaubniß bekommen habe, die Défense de Bolingbroke drucken zu lassen, worinn Hr. Formey angegriffen war, und daß er diese Erlaubniß gemißbraucht habe, um auch den Akakia

unter die Presse zu geben. Auf des Königs Verlangen unterdrückte er nun zwar diese Ausgabe, schickte aber ein Exemplar nach Leyden (hierinn wird sich Hr. F. vielleicht irren, und es wird Dresden gewesen seyn; oder hat es Voltaire vielleicht gar an beiden Orten drucken lassen?) und als einige Exemplarien davon (nicht einige Tausend, wie der Hr. v. Z. wieder den Mund zu voll nimmt) nach Berlin und Potsdam kamen, wollte nun Voltaire nach seiner gewöhnlichen Art, es läugnen, daß er diesen abermaligen Abdruck veranstaltet habe. Darüber ward der König mit Recht unwillig und ließ den Akakia verbrennen. Lange Jahre nachher schrieb der König selbst an Voltaire *): „vous composates un li„belle presque sous mes yeux, vous vous servites d' une „permission que je vous avois donnée *pour un autre* „*ouvrage* (dieß war die Défense de Bolingbroke) pour „imprimer ce libelle." Man sehe auch das Billet, das der König gleich damals an V. schrieb, in dem Suppl. aux Oeuv posth. T. II. S. 389. Alles stimmt mit der Erzählung des Hrn. G. R. Formey überein.

S. 164. Hier versichert Hr. v. Z.: "daß bey des "Königs Abendunterhaltungen des Königs Bedienten sel"ten oder gar nicht zugegen gewesen wären" (welches sich wohlnicht denken läßt, es müßte denn der König alle Abend an der Confidenztafel gespeist haben). S. 168 aber versichert er wieder: "diese Abend"mahlzeiten dauerten so tief in die Nacht hinein, daß "allen um die Tafel versammelten Bedienten des Kö"nigs die Beine schwollen." Da sieht man, mit wie weniger Ueberlegung Hr. v. Z. sein Buch schrieb, daß er einen offenbaren Widerspruch wenige Seiten hintereinander sich erlaubte. Und doch will er in

*) S. Oeuvres posthumes, T. X. S. 21.

allem was er hinschreibt, unbedingten Glauben verdienen, und sieht auf jeden mit Hohn herab, welcher etwas über ähnliche Materien bekannt gemacht hat.

Auch ist es sehr unbillig, hier geradezu zu sagen: "die fremden Gesandten hätten unter den Bedienten des Kö- "nigs immer Pensionaire gehabt." Wenn dieses ein Gesellschafter des Königs anders als etwa aus einer leeren Vermuthung gesagt, wenn er irgend einen wahren Grund dazu gehabt hätte; so wäre es wohl seine Pflicht gewesen, denjenigen auf welchen er Verdacht gehabt hätte, dem Könige anzuzeigen. Hr. v. Z. wird doch wohl nicht glauben, daß alle oder die meisten Kammerbediente des Königs sich einer so schändlichen Untreue schuldig gemacht hätten. Wie hätte es doch wohl zugehen sollen, daß der größere treue Theil der Kammerbedienten niemals etwas von einem so untreuen Kameraden gemerkt, und es, um sich selbst der größten Verantwortung zu entziehen, dem Könige nicht angezeigt hätte? Wie gieng es zu, daß der König, der auf so vieles in Potsdam so genau Achtung geben ließ, nicht das geringste von dem erfuhr, was doch bis an Hrn. v. Z. als eine gewisse Wahrheit gelangt ist? Nun ists aber ausgemacht, daß in den 46 Jahren, die der König regierte, niemals nur ein einziger Kammerbedienter des Königs deshalb in Untersuchung gekommen ist, daß er von einem fremden Hofe Pension bekommen hätte. Oben S. 118 hatte Hr. v. Z. die Staatsminister K. Fr. Wilh. I. ohne Grund der Bestechung angeklagt, hier beschuldigt er eben so ohne Grund die Hausbedienten K. Friedrichs II. der Bestechung und Verräthrey. Wie nennt man den Mann, der ehrlichen Leuten ohne Beweis entehrende Vorwürfe macht?

Ueber das siebente Kapitel.

Von des Königs vorgeblicher Nichtachtung der deutschen Litteratur.

Diese Nichtachtung war nicht vorgeblich, sondern wirklich. Es ließe sich darüber noch manches Interessante sagen, aber Hr. v. Z. sagt wirklich nur das Oberflächlichste und allgemein Bekannte. Allein weil er auch hier (wie er leider sehr oft in diesen Fragmenten thut) seine Leidenschaft an einigen deutschen Gelehrten auslassen will, mit welchen er etwa in Streit gerathen ist; so fällt er die schiefsten Urtheile über die deutsche Litteratur, welches hier auseinander zu setzen wirklich nicht der Mühe lohnen würde. Er nennt einen der würdigsten deutschen Gelehrten, der die tiefsinnigsten Kenntnisse in mehrern Wissenschaften mit dem feinsten Witze verbindet, und dessen große Verdienste von den ersten Gelehrten Deutschlands erkennt und verehrt werden, S. 175: "den alten Magister in Göttingen, der so oft mit seinem "Weisheitszahne knirscht," und S. 171 gar: "den alten Geck." Ob das vernünftige Deutschland diese Charakterisirung eines berühmten Mannes billigen, ja, ob es ihn nur darinn erkennen werde, ist zu zweifeln. Indessen ist Hr. v. Z. selbst nicht mehr jung, und es wäre vielleicht vorsichtig von ihm gewesen, das einsylbige Wort lieber zu vermeiden; denn es wäre doch möglich, daß hier und bey andern Stellen, wo

sich Hr. v. Z. ein wenig zu sehr brüstet, seinen Lesern eine Idea socia einfallen möchte!

S. 178. Wenn hier Hr. v. Z. erzählt, alle Berichte der Minister an den König hätten müssen deutsch geschrieben werden, so ist dieß nicht richtig. Ein sehr wichtiger Theil der Geschäfte, nämlich die auswärtigen, die ganze Korrespondenz des Königs mit seinem Kabinetsministerium und mit seinen Gesandten und alle Berichte derselben (bloß die Reichssachen ausgenommen) waren in französischer Sprache. So ist es auch noch jetzt. Daß der König übrigens mit seinem Ministern und Generalen sehr oft auch über Angelegenheiten und Geschäfte französisch sprach und korrespondirte, ist bekannt; obgleich freylich in der Regel alle Geschäftssachen, die auswärtigen ausgenommen, deutsch betrieben wurden.

S. 179. Hr. v. Z. sagt: "Vielleicht sah der Kö"nig wohl deutsche Männer, bey der persönlich mit ihnen ge"machten Bekanntschaft, stotternd und außer aller Fassung. "Aber deswegen hat er diese Männer nicht gering geschätzet, "und nicht verachtet. Ein größerer Kopf war nach Leibnitz "und Friedrich, in Berlin wohl nie erschienen, als Lambert. "Er betrug sich auch bey dem Könige mit großem Muthe "und edler Offenherzigkeit. Man gab sich die äußerste "Mühe, Herrn Lambert bey dem Könige lächerlich zu "machen: und er hatte wirklich etwas ihm ganz eigenes in "seinem Aeußern, in seiner Art zu reden, und in seiner Art "zu seyn. Dessen ungeachtet weiß ich ganz zuverlässig, "daß der König mit der größten Ehrerbietung von Lam"bert sprach, und den Spöttern antwortete: Man muß bey "diesem Manne auf die Unermeßlichkeit seiner Einsichten se"hen und nicht auf Kleinigkeiten." Was Hr. v. Z. weiß, das weiß er alles zuverlässig. Er sagt es uns so oft und so deutlich, daß, wenn er nicht so

sehr

sehr viel unzuverlässige Sachen vorbrächte, man sich fast scheuen würde, ihm zu widersprechen. Seine Zuverlässigkeit aber hindert nicht, daß er dicht daneben sehr unzuverlässig ist, indem er fast beständig Zeit und Umstände verwechselt. Es sey also dahin gestellt, ob z. B. Hr. v. Z. zuverlässig weiß, daß der König dieß Wort über Lambert einmal beyläufig gesagt habe? Es könnte nur in der letzten Zeit gewesen seyn. Aber wohl möchte man neugierig seyn, vom Hrn. v. Z. zuverlässig zu erfahren: Wie es denn eigentlich mit Lamberts persönlicher Unterredung mit dem Könige beschaffen gewesen, und wie er in derselben großen Muth und edle Offenherzigkeit habe zeigen können? Ferner: Wer sich denn die äußerste Mühe gegeben habe, diesen berühmten Mann beym Könige lächerlich zu machen, und warum es der äußersten Mühe bedurft hätte, diesen Zweck zu erlangen? Dieß scheint zu involviren, daß der König durch die persönliche Unterredung so sehr von Lambert eingenommen gewesen, daß eine gewöhnliche Mühe nicht dazu hinlänglich gewesen, und daß Leute vorhanden seyn mußten, denen so sehr daran gelegen gewesen, diesen berühmten Philosophen beym Könige lächerlich zu machen, daß sie desfalls die äußerste Mühe angewendet hätten, und dem ohngeachtet beym Könige ihren Zweck nicht hätten erreichen können. Von allem diesen hat Hr. v. Z. nicht für gut gefunden, ein armes Wort zu sagen, und es wissen selbst Lamberts Freunde in Berlin nicht das geringste davon, denen doch sonst was zwischen dem Könige und Lambert vorgieng, ziemlich genau bekannt war. Alle diese Dinge scheinen bis jetzt also nur eine Wirkung der glühenden Ein-

bildungskraft des Hrn. Ritters zu seyn, welches muthige Pferd so oft mit ihm aus dem Gebiete der wahren Geschichte ins Reich der Erdichtungen hinüber galoppirt.

Es ist wohl der Mühe werth, hier aus der von Sulzern handschriftlich hinterlassenen eigenen Lebensbeschreibung *) anzuführen, was er über Lamberts Ankunft und Aufenthalt in Berlin sagt. Sulzern hat es Berlin zu danken, daß es den vortreflichen Lambert besaß, Sulzer machte ihn mit dem Könige bekannt; und suchte die Folgen von Lamberts persönlicher Unterredung mit dem Könige, die ganz anders war, als sie Hr. v. Z. vorstellt, wieder gut zu machen. Der Hr. Ritter scheint es zwar für eine Art von Hochverrath zu halten, an seiner Glaubwürdigkeit zu zweifeln. Vielleicht giebt er aber dießmal selbst nach, und gestehet, daß hierinn Sulzer zuverlässig, er aber unzuverlässig sey; thut er es indeß nicht, so möchten es vielleicht die Leser thun. Denn so viel ist gewiß, der Kontrast zwischen des Hrn. v. Z. Erdichtung und zwischen Hrn. Sulzers Geschichte ist sehr frappant. Sulzer erzählt folgendermaßen:

"Meine potsdamsche Reise hatte noch eine andere wich-
"tige Folge. Zwey Tage zuvor, ehe ich dahin gerufen ward,
"kam Herr Lambert nach Berlin, meldete sich zuerst bey mir
"und brachte diese beiden Tage fast ganz bey mir zu. Ich
"wurde dadurch so sehr von Bewunderung von diesem für-
"treflichen Manne eingenommen, daß ich auf dem Wege nach
"Potsdam und auch an dem Orte selbst, an nichts als an das
"große Genie dieses Mannes denken konnte. In Potsdam
"sprach ich gegen einige Personen, die täglich um den König
"waren, mit solchem Feuer von ihm, daß diese sich nicht ent-
"halten konnten, mit dem Könige von meiner Bewunderung
"dieses außerordentlichen Geistes zu sprechen. Dieses hatte
"die

*) S. Nicolai Anekdoten, IIs Heft. S. 136.

"die Wirkung, daß, als ich wieder nach Berlin zurückkam, "schon ein Brief vom Herrn von Catt an mich da lag, darin "dieser Freund mir meldete: der König wolle den angekom"menen Philosophen sprechen, und ich sollte dafür sorgen, "daß er den andern Tag nach Potsdam komme, um noch an "demselben gegen Abend dem Könige vorgestellt zu werden.

"Ich übergehe verschiedene kleine, wirklich komische "Umstände, die sich hiebey ereignet haben, um nur zu sagen, "daß Se. Maj. an dem guten Manne den großen Phi"losophen nicht entdeckten, den Sie nach dem Bericht er"wartet hätten. Und dieses meldete mir Herr von Catt so"gleich und that ziemlich kläglich darüber. Lambert aber, "der zu wenig Erfahrung hatte, um zu merken, daß er "nicht gefallen habe, kam ganz vergnügt wieder. Meine "Verlegenheit dabey war nicht gering. Man hatte den "guten Mann mit dem Versprechen nach Berlin zurückge"schickt, daß er durch mich das weitere über die Folgen seiner "gehabten Audienz erfahren werde. Ich sagte ihm ganz im "Vertrauen, daß ein solcher Mann nicht wieder würde aus "Berlin gelassen werden, wenn es nur recht angefangen wür"de; daß der König gute Absichten seinethalben habe, daß "aber noch einige Zeit verstreichen könnte, ehe sie ausgeführt "würden; und dieses befriedigte ihn. Indessen schrieb ich "fleißig an Herrn von Catt und immer von Lambert mit "großem Bedauren, daß der König ihn nicht von der "rechten Seite angesehen habe. ꝛc. Damit verstrich über "ein halbes Jahr. Inzwischen hatte der russische Gesandte, "Fürst Dolgorucki, Herrn Lambert kennen gelernt, und nun "bezeigte die Akademie in Petersburg Lust, ihn dahin zu zie"hen. Dieß gab mir nun neuen Muth, in Herrn von Catt "zu dringen, dem Könige vorzustellen, daß es ewig Schade "seyn würde, wenn wir, wie es den Anschein habe, diesen "Mann aus Berlin verlieren sollten. Dies that die ge"wünschte Wirkung, und der König ließ ihm eine Pension "von 500 Thalern und einen Platz in der Akademie anbieten, "die er nach einiger Weigerung, ob er gleich gar nicht Wil"lens war nach Petersburg zu gehen, annahm. Ich will "nur noch hinzusetzen, daß doch der König in der Folge den

"vorzüglichen Werth dieses Gelehrten erkannt, und aus eige-
"ner Bewegung seine Pension nach und nach bis auf 1100
"Thaler vermehrt habe."

S. 183 u. ff. Man hat schon sonst an Hrn. v. Z. bemerkt, daß er in seinen Büchern sehr oft seinetwegen, nicht aber seiner Leser wegen schreibt. So rückt er auch hier, aus schweizerischem und hier unnöthigem Patriotismus, eine lange Tirade des hochachtungswürdigen, und scharfsinnigen Italiäners, Hrn. Denina, zum Lobe der in Berlin befindlichen schweizerischen Gelehrten ein. Dem Scharfsinne des Herrn Denina macht nun die Stelle nicht eben viel Ehre; denn bey allem guten Willen, den er haben mag, ist doch alles äußerst schielend vorgetragen. Z. B. S. 185. sagt Hr. D. "Für keine ihrer eigenen Litteratoren hatten damals die "Deutschen mehr Achtung, als für Breitinger und Bodmer. "Darum nahm auch Friedrich in die Akademie der Wis-"senschaften in Berlin mehr Schweizer auf, als Gelehr-"te von andern Nationen." Hr. D. kannte, wie man aus allen seinen Schriften siehet, weder die deutsche Litteratur noch den König recht richtig! Es ist zu zweifeln, ob der König Bodmern und Breitingern nur den Namen nach gekannt habe! Wenigstens hatte die gerechte Hochachtung der Deutschen für diese Gelehrte gewiß auf Seine Entschlüsse nicht den geringsten Einfluß.

Nachdem uns nun also Hr. v. Z. aus Hrn. Denina Munde gesagt hat, daß acht schweizerische Gelehrten vom Könige nach Berlin wären gerufen worden; so giebt er uns eine selbst in Berlin bisher ganz unbekannte Nachricht von den schrecklichen Verfolgungen, welche diese gelehrten Schweizer für diese Gnade des Königs von den berlinschen

Ge-

Gelehrten erlitten hätten, von welchen Hr. v. Z. schon so viel häßliche Seiten entdeckt hat, die vor ihm jedermann, selbst auch in Berlin, völlig unbekannt waren. Er sagt S. 186. 187: "Einige dieser braven Schweizer "mußten freylich dann auch für die Gnade, die sie bey dem "Könige fanden, den gewöhnlichen Zoll abtragen, den der "litterarische Pöbel verlanget. Sulzer zumal hatte die "Ehre: denn, er war Lehrer des Thronfolgers, dabey "ein Mann von erhabenem Geiste und Charakter, sehr offen"herzig, redlich und kühn, und ein entschlossener Schur"kenfeind. Dieß erweckte ihm in Berlin gelehrte Wider"sacher, die er verlachte, und die ihm sein Leben auf keinen "Augenblick trübten, wie sich das versteht. Aber dieß ver"droß die gelehrten Herren, die alle Künste der Schurk"heit und Arglist gegen Sulzer schon erschöpfet hat"ten. Endlich ergriffen sie andere Waffen. Als Sulzer "einst in der Nacht, auf einem ihm sehr gewöhnlichen "Wege nach Hause ging, ward nach ihm geschossen, und "die Kugel flog ganz dichte bey seinem Kopfe vorbey! — "Mir hat der redliche Sulzer selbst diese Geschichte im Jah"re 1771. in Berlin mit mitleidiger Verachtung für seine elen"den Feinde erzählet."

Dieß ist doch eine schreckliche Geschichte! Wir haben schon gelehrte Sammlungen von Gelehrten, die lange Nasen gehabt; von Gelehrten, die bucklicht waren; von Gelehrten, die mit bösen Weibern geplagt gewesen; von Gelehrten, die ihre Bibliotheken aufgegessen haben, und von andern gelehrten Seltenheiten mehr! Aber Hrn. v. Z. war es aufbehalten, den ersten Grund zu einer Sammlung von Gelehrten zu legen, welche mit Pistolen nach einander geschossen haben. So viel uns bewußt ist, ist dieses, wenigstens in Deutschland, das erste Beyspiel von einer so gräulichen That!

Wenn

Wenn man etwas unglaubliches erzählen höret; so ist wohl die erste Frage, ob es auch wohl wahr sey? Wir haben hier für diese so unglaubliche Geschichte das Zeugniß des Hrn. v. Z., daß er es von Sulzer selbst gehört habe. Freylich würde dieses Zeugniß gültiger scheinen, wenn uns nicht schon, bey näherer Beleuchtung dieser Fragmente, so starke Beyspiele vorgekommen wären von der außerordentlichen Kraft der Imagination des Herrn Ritters, ihm Dinge als wirklich vorzustellen, welche nirgends als in seiner Einbildung existirten. Es wäre abermal ein starkes Stück, wenn seine große Vorliebe für seinen Freund Sulzer, und sein bitterer Haß gegen die berlinschen gelehrten Herren, die er sich sogar gräulich vorstellt, verursacht hätten, daß er sich einbildete, dieses von Sulzern selbst gehört zu haben, oder daß seine fruchtbare Einbildungskraft irgend etwas, was Sulzer ihm im Jahre 1771. erzählte, im Jahre 1789 viel weiter ausdehnte und ausputzte, und abermals ausdehnte und ausputzte, bis daß endlich ein schrecklicher Pistolenknall daraus formirt ward! Denn freylich, daß er diesen Vorfall in seinem allgemeinen Greuel über die gräßlichen Untugenden der berliner Gelehrten, aus großem Eifer wider sie, bloß erdichtet, und sich auf Sulzern berufen habe, sollte sich billig von einem Manne wie Hr. v. Z. nicht denken lassen; obgleich freylich das 31ste Kapitel zu manchen Vermuthungen Gelegenheit geben könnte. Aber eingebildet möchte er es sich wohl haben; denn wahr kann die Geschichte nicht seyn. Wenigstens haben wir schon mehrere Beyspiele, daß der Herr Ritter vom Mord und Tod träumt, (S. oben S. 29.) wo sonst niemand dergleichen nur vermuthen könnte;

und von seiner poetischen Auszierung von Anekdoten, durch die oft aus Nichts Etwas wird, haben wir auch schon einige sehr starke Beyspiele.

Indessen ist unstreitig, daß Sulzer diese Geschichte, wofern sie wirklich jemals geschehen ist, so äußerst geheim gehalten hat, daß er sie auch keiner lebendigen Seele außer Hrn. v. Z. hat entdecken wollen. So viel man bisher hat erfahren können, hat von Sulzers vertrauten Freunden in Berlin — Schweizern und andern — niemand jemals ein Wort, weder von Sulzer noch von andern davon gehört. Sulzer hat auch seinem vertrauten Freunde Bodmer, mit welchem er alle seine Gedanken theilte, nie etwas von dieser Mordgeschichte gemeldet; sonst würden wir es in des berühmten Hirzels Denkmal Sulzers finden. Aber der allerschlimmste Umstand für die Glaubwürdigkeit dieser von Hrn. v. Z. erzählten unglaublichen Geschichte — ein sehr schlimmer Umstand, den Hr. v. Z. als er dieß schrieb, wohl nicht vermuthet hat — ist, daß Sulzer in seiner eben angeführten eignen Lebensbeschreibung, welche er im Herbste 1778 endigte, von einem solchen Anfall, den seine gelehrte Widersacher in Berlin auf sein Leben sollten gethan haben, ebenfalls auch nicht ein einziges Wort sagt. Dieß ist doch sehr sonderbar! Denn einen so unerhörten Vorfall würde er doch — sollte man denken — nicht ganz mit Stillschweigen übergangen haben, zumal, wenn er ihn schon wirklich vor einigen Jahren einem Freunde entdeckt hätte!

Ueberhaupt ist die Existenz der von Sulzern hinterlassenen eigenen Lebensbeschreibung Hrn. v. Z. in vielerley Dingen, die er von und über Sulzern in diesen Fragmenten zu sagen für gut befindet, wirklich

etwas

etwas unbequem. Es war schon von Sulzern nicht recht freundschaftlich, daß er, ohne Hrn. v. Z. ein Wort zu sagen, eine eigne Lebensbeschreibung hinterließ, und darinn, wie wir oben gesehen haben, einer Erzählung von Lambert, welche Hr. v. Z. in aller Unschuld für zuverläßig ausgab, widersprach, ohne daß sich der gute Hr. v. Z. jemals hätte können träumen lassen, seine Zuverläßigkeit könnte durch das Zeugniß seines Freundes Sulzer noch lange nach dessen Tode in eine schimpfliche Unzuverläßigkeit verwandelt werden! Eben so war es nicht fein, daß Sulzer, nachdem er im Jahre 1771 dem Hrn. v. Z. diese gräßliche Mordgeschichte, und nur ihm allein so freundschaftlich entdeckt haben soll, nachher in seiner eignen Lebensbeschreibung nicht ein Wort davon sagte. Denn nun möchte durch dieses Stillschweigen die Zuverläßigkeit des Hrn. Ritters abermals in ein ziemliches Gedränge kommen. Allerdings ist es doch sehr unwahrscheinlich, daß Sulzer in einer Lebensbeschreibung, welche er nur für sich selbst, und für seine vertrauteste Freunde aufsetzte, eine so höchstmerkwürdige Geschichte sollte ganz und gar übergangen haben. Zu leugnen ist es nicht, daß diese so große Unwahrscheinlichkeit nebst den mannichfaltigen Proben von der großen Stärke der am unrechten Orte angewendeten Erfindungskraft des Hrn. Ritters v. Z. gegen die historische Wahrheit dieser und mehrerer seiner Erzählungen nicht wenig betrübte Zweifel erregen muß.

Folgende Fragen müßte sich billig Hr. v. Z. gemacht haben, ehe er diese Mordgeschichte öffentlich drucken ließ, und wenn er nicht für einen höchstunbesonnenen Mann gelten will, muß er sie jetzt sehr befrie-

friedigend beantworten können, da diese Mordgeschichte nun öffentlich bezweifelt wird:

Was sollte denn wohl Gelegenheit zu diesem intendirten gelehrten Meuchelmorde gegeben haben?

Wer wären denn die Gelehrten gewesen, die ihn intendirten?

Der sel. Sulzer erwähnet in seiner Lebensbeschreibung überhaupt nur zwey verdrießl. Streitigkeiten in seiner gelehrten Laufbahn, beide im J. 1765. Beide aber sind so beschaffen, daß man nicht denken sollte, sie könnten sich durch Pistolenschüsse geendigt haben. Die erste ist die Veranlassung zu Bestellung der ökonomischen Kommission bei der Akademie der Wissenschaften. Sulzers Widersacher hiebey war — man erstaune — nicht etwa einer aus dem berlinischen litterarischen Pöbel, welcher, (wie in Berlin niemand, sondern nur allein Hr. v. Z. weiß,) die Schweizer verfolgte, sondern selbst ein Schweizer. — Der berühmte Euler war hierinn Sulzern zuwider, und Sulzer versichert, daß die Umstände bey diesem Vorfalle die wahre Veranlassung des Entschlusses dieses berühmten Mannes, wieder nach Petersburg zurück zu gehen gewesen sey; aber daß Euler, der gute, halbblinde, redliche Euler sollte nach ihm geschossen haben, davon sagt Sulzer kein Wort.

Der zweite Vorfall, dessen Sulzer gedenkt, ist seine Reformation des Joachimsthalschen Gymnasiums. Er klagt, daß er dabey unbeschreibliche Arbeit und Verdruß gehabt, und sich dabey den Haß fast gar aller alten Lehrer zugezogen habe. Daß aber einer dieser alten Herren oder sonst irgend ein gelehrter Widersacher alle Künste der Schurkheit und Arglist gegen ihn erschöpft habe, und nachher noch nach ihm mit einer Pistole oder

ge=

gezogenem Kugelbüchse geschossen hätte, davon sagt Sulzer selbst nicht ein Wort. Wer diese alten Herren, die ihre Fehler haben mochten so gut wie Hr. Sulzer, Hr. v. Z. und andere, gekannt hat, wird einsehen, daß sie so wenig fähig waren, meuchelmörderisch nach jemand zu schießen, als Sulzer und Hr. v. Z. selbst. Andere gelehrte Widersacher führt Sulzer nicht an, und einen solchen, der meuchelmörderisch nach ihm geschossen hätte, konnte er doch wohl nicht ganz übergehen. Was soll man nun zu Hrn. v. Z. Erzählung denken? Hat er uns Erdichtung oder Einbildung gegeben? Wahrheit auf alle Weise wohl schwerlich!

Denn wir wagen es, Hrn. v. Z. demüthig vorzustellen, daß wenn er auch einen Zeugen vorbringen könnte, daß ihm Sulzer diese Geschichte selbst erzählt hätte, welches wohl schwerlich der Fall seyn möchte; so würden doch in derselben selbst so auffallende Widersprüche und Schwierigkeiten liegen, daß sie ein unbefangener Mann, so wie er sie da erzählt, nie glaubwürdig finden kann. Hr. v. Z. wird uns erlauben, dieß hier etwas näher zu untersuchen. Da er vermuthlich, als er diese Erzählung niederschrieb, nicht aufmerksam genug auf sich war; so bitten wir uns hier seine Aufmerksamkeit aus. Der Umstand ist doch sehr wichtig. Wenn Hr. v. Z. diese Erzählung weiter verificiren könnte, wäre sie ein unerhörtes Denkmahl der Bosheit von gelehrten Leuten in Berlin. Oder könnte er sie nicht verificiren, so wäre sie eine muthwillige Verläumdung der Gelehrten in Berlin, (zumal da Hr. v. Z. von gelehrten Herren in plurali redet,) die, nachdem sie alle Künste der Schurkheit und Arglist erschöpft, zum Meuchel-

chelmord schritten. Hr. v. Z. wird hoffentlich zugeben, daß man niemand verläumden müsse, — selbst nicht einen Berliner! — Und wenn diese Erzählung auch nicht als Verläumdung, sondern nur als Muthwillen, nur als erhöhte Einbildungskraft sollte angesehen werden; so befürchten wir doch, ein solcher Muthwillen, eine solche Stärke der Einbildungskraft möchte der historischen Glaubwürdigkeit des Hrn. v. Z. sehr schaden. Daher wird er es hoffentlich wohl aufnehmen, wenn wir unsere Zweifel hier vortragen, damit er sie lösen könne.

Hr. v. Z. erzählt diese unglaubliche Geschichte so sehr unbestimmt, daß man gar nicht, auch nur von weitem vermuthen kann, wann, wo, warum und bey welcher Gelegenheit sie seiner Meinung nach vorgefallen seyn sollte. Man kann nicht einsehen, in welchem Jahre die Begebenheit vorgefallen seyn soll, und ob also Hr. v. Z. vermeint, Sulzer habe noch in seinem eigenen Hause oder schon in der Ritterakademie gewohnt. Beide Häuser aber liegen mitten in der Stadt; daher möchten die nächsten Straßen in der Gegend wohl so spät in der Nacht, wie ein Mann von Sulzers Stande und Alter nach Hause zu kommen pflegt, nie von Menschen ganz leer seyn. Wir sagen die nächsten Straßen, denn Hr. v. Z. sagt, Sulzer wäre nach Hause gegangen; nun pflegt aber in Berlin derjenige, welcher sehr weit von seinem Hause in Gesellschaft ist, und spät bis in die Nacht bleibt, wohl zu fahren. Sulzers eigenes Haus liegt zwar etwas abgelegen. Aber dicht vor demselben ist ein besonderes Wachthaus; in der Gegend um dasselbe stehen um den neuen Packhoff mehrere Schildwachten, dergleichen auch

jenseit der Spree bey dem Königl. Lustschlosse Monbijou stehen. Wäre er auch durch den Lustgarten gegangen, wo freylich in der Nacht wenig Menschen gehen, so stehen doch um das Königl. Schloß und am Dohme und jenseits der Spree am Zeughause allenthalben Schildwachten. Wäre ein Schuß von einem Feuergewehre gefallen, so wäre es unmöglich, daß, wenn auch kein Mensch weit und breit mehr auf den Straßen gewesen wäre, weder die Menschen in den Häusern noch die Schildwachten diesen Schuß sollten gehört haben; und hätten sie ihn gehört, so hätten sie es anzeigen müssen. Es ist nicht etwa so etwas gewöhnliches in Berlin, daß auf den Straßen auf die Vorübergehenden geschossen würde. Hr. v. Z., der von allen Dingen bewundernswürdige Nachrichten hat, die außer ihm kein Mensch weiß, hat zwar auch in Berlin die schrecklichste Sittenlosigkeit und Unordnung entdeckt. Es muß freylich daselbst, selbst ohne daß es die Einwohner wissen, sehr arg seyn; sonst würde Hr. v. Z. nicht so häßliche Dinge davon geschrieben haben, die, wenn sie nicht wahr wären, ihn sehr lächerlich machten. Indessen wagen wir es doch, den Hrn. Ritter zu versichern, daß Ordnung und gute Polizey in Berlin noch in so weit jederzeit beybehalten worden ist, daß die Regierung für das Leben des geringsten Menschen so sehr sorgt, als für das Leben des berühmtesten Professors. Dieß geschieht, wie wir aus zuverlässigern Nachrichten wissen, als manche sind, denen der Hr. v. Z. in diesen Fragmenten folgt, sogar noch jetzt; wieviel mehr wird es nicht damals geschehen seyn, da die Aufklärungsdragoner, die gehörnten Esel und alle

das

das garstige Geschmeiß, das, wie der Hr. Ritter in dem 31ten Kapitel des dritten Bandes dieser Fragmente umständlich berichtet, in Berlin jetzt wie der leidige Gott sey bey uns! tobet, und daselbst alles in die schrecklichste Verwirrung bringt, damals wenigstens noch nicht in dieser schönen Stadt die geringste Unordnung gemacht hatte. Wäre also in irgend einer Straße in Berlin auf irgend jemand, wäre es auch der Geringste und Aermste, geschossen worden, welches doch gewiß mehr als ein Mensch hätte hören müssen; so würde die Polizey — wir können es Hrn. v. Z. versichern, — ex officio genaue Untersuchung darüber angestellt haben. Sulzer würde doch gewiß nach einem solchen unvermutheten Vorfall in Schrecken und Agitation zu Hause gekommen seyn, würde vielleicht, (welches der Hr. Ritter nach seiner medicinischen Einsicht gewiß selbst nicht würde gemißbilligt haben) ein Temperirpulver genommen haben, oder so etwas. Seine Kinder und seine Hausgenossen müßten also gemerkt haben, daß etwas ungewöhnliches vorgefallen wäre. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er zu denselben so sehr viel weniger Vertrauen gehabt haben sollte, als zum Hrn. v. Z., und ihnen, zumal in der ersten Emotion, nicht ein Wort davon sollte gesagt haben, daß nach ihm geschossen worden sey. Wenn also auch Hr. Sulzer nicht selbst (wie es in solchem Falle seine Pflicht gewesen wäre,) der öffentlichen Sicherheit wegen es der Polizey angezeigt hätte, so würde doch ein so abscheulicher Vorfall durch seine Kinder und Hausgenossen weiter bekannt geworden seyn, und es wäre nicht möglich, daß er sogar Sulzers vertrauten Freunden in Berlin völlig unbekannt geblieben wäre.

Gesetzt aber auch, es wäre wahr, daß Sulzern, als er in der Nacht in einer von den Straßen Berlins gegangen, eine Kugel nahe beym „Kopfe vorbey geschossen worden sey; wodurch könnte man denn wohl, ohne alle fernere Untersuchung wissen, daß diese Kugel wirklich nach Sulzers Kopfe habe gerichtet werden sollen? Hätte nicht ein geladenes Gewehr von ohngefähr losgegangen seyn können? Wir hatten vor einigen Monaten auf einer Straße Berlins am hellen Tage ein trauriges Beyspiel davon. Oder wenn ja die Kugel von einem Böswicht wäre abgeschossen worden, könnte sie nicht nach einem ganz andern Manne als Herrn Sulzer gerichtet gewesen seyn? Aber hauptsächlich, woraus könnte man denn gewiß wissen, daß die Kugel von einem Gelehrten und besonders von einem gelehrten Widersacher sey abgeschossen worden? — Hiernach würde wohl jeder, der nicht Hr. v. Z. gewesen, wenn es ihm Sulzer erzählt hätte, sich genau erkundigt haben, und Sulzer würde darauf, da gar keine Untersuchung vorgegangen ist, nichts Befriedigendes haben antworten können; denn es ist ja nie untersucht worden, ob wirklich eine Kugel abgeschossen worden, noch wer die Kugel abgeschossen hat. Woher schließt denn Hr. v. Z., daß ein Gelehrter die Kugel abschoß? — Vielleicht deswegen, weil sie nicht traf! — Dieß wäre ein Schluß, nicht viel weniger bündig, als manche andere Schlüsse des Hrn. v. Z. in diesen Fragmenten. Wir hoffen aber doch, Hr. v. Z. werde auf diese Folgerung nicht zu sehr insistiren! Freylich sind die Gelehrten sehr oft schlechte Schützen. Indessen ist er ja selbst ein sehr hochgelehrter Mann; wenn nun einmal auf einer der Straßen von Hannover in

der

der Nacht auf jemand ein Fehlschuß geschähe, so könnte sich wohl gar die hannöversche Polizey unglücklicherweise an den Hrn. v. Z. als den gelehrtesten Mann Hannovers halten, und ihn darüber zur Verantwortung ziehen wollen. Das wäre schlimm!

Es steht also diese vom Hrn. v. Z. erzählte sehr erschreckliche Geschichte bis jetzt als eine durch nichts bewiesene und höchst unwahrscheinliche Legende da. Es würde daher, wie es scheint, seine Pflicht seyn, sie durch nähere Erläuterung, durch Benennung der Personen, des Orts u. s. w. einigermaßen wahrscheinlich zu machen. Wenn ihm Hr. Sulzer wirklich diese Geschichte erzählt hat, so müßte er ihm doch auch die Umstände erzählt, die Personen genannt, die Künste der Schurkheit, und besonders der Arglist entwickelt haben; wenn Hr. v. Z. diese Erzählung hätte glaubwürdig finden sollen, die so unglaublich ist. Leute, welche Sulzers Leben und alle dessen gelehrte Fehden sehr genau kennen, versichern, diese wären ganz gewöhnliche Dinge gewesen, wie sie im Laufe dieser sublunarischen Welt, wo gute und böse Menschen untereinander gemischt sind, Männern, die Geschäfte haben, sehr oft vorkommen, und daß dabey bey seinen Gegnern vielleicht wohl hin und wieder böser Willen, aber eben nicht Schurkheit und Arglist gebraucht worden. Sulzer selbst, in seiner Lebensbeschreibung, sagt nichts weiter, als daß er bey einigen Geschäften üble Nachreden, viel Arbeit und Verdruß gehabt habe. Wer hat die nicht im Laufe seines Lebens zuweilen! Wobey doch auch zur Steuer der Wahrheit angemerkt werden muß, daß der sel. Sulzer bey vielen vortreflichen Eigenschaften, doch zuweilen von einer etwas irritabeln Natur war.

Indessen man wird zufrieden seyn, wenn es Hrn. v. Z. gefiele, auch nur einige Künste der Arglist zu nennen; und man wird nicht einmal so genau darauf sehen, daß er in seinem hohen poetischen Kolorite die Bösewichter alle diese boshaften Künste erschöpfen läßt. Diese gelehrten Herren in Berlin müßten nach seiner Beschreibung wahre Ungeheuer seyn, eben so schlaue Bestien, als der berüchtigte Vergifter des Nachtmahlweins in Zürich, dessen tödtlichem Gifte diejenigen, die davon tranken, eben so unbegreiflich glücklich entrannen, als Sulzer der Pistolenkugel; so daß in beiden Fällen nicht die geringste Spur einer Wirkung dieser Bosheiten gefunden werden konnte. Der recht bübische Vergifter des Nachtmahlweins in Zürich hat, trotz aller geistlichen und leiblichen Mittel, welche der berühmte Lavater angewendet hat, eben so wenig wie die Wirkung seines Gifts können aufgefunden werden; daher einige Ungläubige sogar vermeinen, er möge wohl gar nicht existiren. Sollte es etwa nicht auch mit dem garstigen berlinischen gelehrten Meuchelmörder so seyn? Leute, welche alle berlinische Gelehrte seit 50 Jahren, und besonders die gelehrten Widersacher Sulzers sehr genau kennen, wollen nun gar versichern, daß ihnen darunter nicht ein Einziger bekannt ist, dem man solche Bosheit zutrauen könne, geschweige mehrere. Dieß macht einen abermaligen unglücklichen Zweifel gegen die Zuverlässigkeit des Hrn. Ritters v. Z. die schon leider! so sehr angefochten ist. Hat also Hr. v. Z., wie man hoffen muß, nähere Nachrichten von dieser Sache, so können wir unsern Wunsch nicht unterdrücken, daß er sie zu Beschämung der Niederträchtigen, und zu Erhaltung seiner eigenen

Ehre

Ehre bekannt machen möge. Vielleicht kann er auch eine Ursache angeben, warum Sulzer einer ganz unerhörten und doch wichtigen Begebenheit, die er ihm bey seinem Leben soll anvertrauet haben, dennoch — mirabile dictu! — in seiner hinterlassenen eigenen Lebensbeschreibung, wo er doch alle merkwürdige Begebenheiten seines Lebens anführt, nicht mit einem Worte gedenkt; welches Stillschweigen des Hrn. v. Z. Erzählung abermals sehr verdächtig macht.

Erklärt sich nun Hr. v. Z. über diese einer Legende ähnliche Geschichte näher; so werden sich alsdann in Berlin wohl Leute finden, welche diese Sache näher untersuchen, und sie, entweder zu seiner Rechtfertigung, oder (welches wir nicht hoffen wollen) zu seiner fernern Beschämung weiter ans Licht bringen werden. Bis jetzt bleibt immer der Verdacht, daß ihm Sulzer im Jahre 1771 dieß nicht gesagt haben könne, wenn er sich auch einbilden sollte, es gehört zu haben; und bey seinem bekannten etwas lächerlichen Zorn über Berlin und die berlinische Gelehrten könnte er sich noch dazu dem Verdachte aussetzen, er habe unter Sulzers Autorität denselben eine erdichtete Schande zufügen wollen; welches ihm doch auch wohl eben nicht Ehre machen dürfte.

Sollte sich aber etwa Hr. v. Z. bloß mit der Maxime eines im Alterthume berühmten Mannes trösten wollen:

Populus me sibilat! At mihi plaudo
Ipse domi —

und deshalb schweigen, so können wir zwar dagegen nichts einwenden; interessen, wenn er sich öffentlich darüber näher erklären wollte, könnte er vielleicht ein großes Unglück verhüten. Wir unterstehen

uns, ihm eine gewisse Idee vorzutragen, und stellen es seiner Weisheit anheim, ob sie nicht etwas beytragen müsse, daß er die schurkischen gelehrten Herren in Berlin, welche nach Sulzern mit Kugeln schossen, zu ihrer Schande öffentlich nenne.

Wenn man der artigen poetischen Ausbildung, welche Hr. v. Z. diesem Vorfall angedeihen läßt, trauen sollte, so müßte es in Berlin gefährlich seyn, ein Lehrer des Kronprinzen, und dabey ein Schurkenfeind zu seyn. Nun haben wir aber jetzt in Berlin, eine ganz ähnliche Lage der Sachen. Wir besitzen jetzt einen Gelehrten, der ein Professor ist, so wie Sulzer, ein Philosoph, so wie Sulzer, ein Philosoph für die Welt, so wie er, Lehrer des Kronprinzen, so wie er, und was das bedenklichste ist, er lehrt den jetzigen Kronprinzen noch wichtigere Sachen, als Sulzer den damaligen. Er wird natürlich auch kein Freund der Schurken seyn. Er wird auch wohl gelehrte Widersacher haben; denn wer hat nicht gelehrte Widersacher? Hat sie doch sogar der Hr. Ritter von Zimmermann, welcher so sanft, so lammsartig, so bescheiden ist, und von nichts spricht, als was er gründlich versteht, und untersucht hat! Dem guten Philosophen in Berlin drohet, wenn die vom Hrn. v. Z. erzählte Geschichte wahr ist, doch sehr viel Gefahr! Die gelehrten Widersacher in Berlin sind gewiß seit Sulzers Zeiten nicht besser, sondern, wenn den geheimen Nachrichten des Hrn. Ritters von Z. Glauben beyzumessen ist, sehr viel schlechter geworden. Zu Sulzers Zeiten war noch nicht in Berlin die landverderbliche Aufklärungssynagoge vorhanden, welche Hr. v. Z. im dritten Bande seiner Fragmente

so

so glücklich entdeckt, und so männlich bestritten hat; aber es ist höchstwahrscheinlich, daß ihr Ursprung seit Sulzers Zeiten an zu rechnen ist. Da nun den Bösewichtern ihr meuchelmörderisches Spiel mit Sulzern so für genossen ausging, so werden sie gewiß immer dreister geworden seyn, und wenn sie bisher nach Sulzers Nachfolger noch nicht geschossen haben, so wird es wohl daher nur kommen, weil noch nicht alle ihre Künste an ihm erschöpft sind. Wehe aber diesem Gelehrten, wenn dieß erst einmal geschieht! Alsdenn wird das Schießgewehr geladen, und wehe seinem Kopfe, wenn die Aufklärer seit Sulzers Zeiten besser haben zielen lernen, als damals. Jetzt steht es noch in des Hrn. Ritters v. Z. Gewalt, ihm das Leben zu retten, und zwar allein in dessen Gewalt; denn sonst niemand in der Welt, als Hr. v. Z. kennt die gelehrten Herren in Berlin, welche nach ihren gelehrten Widersachern schiessen! Niemand kennt überhaupt, so wie Er, die Bosheiten der gefährlichen Aufklärungssynagoge in Berlin! Er hat ja im dritten Bande seiner Fragmente, S. 282, zum Erstaunen von ganz Europa gesagt: "Vielleicht wären auch wohl einige wilde Mitglieder "der berlinischen Aufklärungssynagoge nicht abgeneigt, ge"wissen Leuten in Berlin die Köpfe abzuhakken und sie auf "Stangen zu stekken." Wenn man nicht glauben soll, er habe sich dieses auf eine lächerliche Weise bloß eingebildet, oder es gar in seinem Zorneifer erdichtet; so wird er auch wohl diese Kopfabhacker näher bekannt machen müssen. Es wäre jetzt die schönste Gelegenheit dazu. Man siehet deutlich, daß Hr. v. Z., dieser große Menschenkenner, solche Bösewichter durch und durch siehet, welches außer ihm niemand kann. Er hat, wie man

siehet, geheime und vermuthlich sichere Muthmassungen, daß diese aufgeklärte Bösewichter nun nicht mehr, wie zu Sulzers Zeiten, in finsterer Nacht schleichen, sondern ihr abscheuliches Wesen am hellen Tage treiben wollen. Da treffen, wie bekannt, die Schießgewehre viel sicherer als in der Nacht; und wenn sie vollends nach Hrn. v. Z. Vermuthung, außer dem Schießgewehre noch die arme blanche zu ihren mörderischen Angriff erwählen wollen, so weiß jeder Soldat, daß diese vielmehr Menschen wegrafft, als das Feuergewehr. Es ist wirklich eine Gewissenssache, daß Hr. v. Z. die gelehrten Meuchelmörder Sulzers namentlich, und mit allen Umständen, welche ihre Unthaten ganz ans Licht bringen können, öffentlich bekannt macht. Wie kann man anders vermuthen, als daß die wilde Aufklärungsklique, welche Hr. v. Z. so glücklich entdeckt hat, nebst den wilden preußischen Schwärmern, welche den Hrn. v. Z. mit dem Tode bedrohet haben (S. oben S. 29.) in gerader Linie von den ehemaligen gelehrten Herren in Berlin herstammt, deren Künste der Schurkheit und Arglist schon damals, wie Hr. v. Z. allein weiß, in Meuchelmord übergiengen. In Berlin selbst und in ganz Deutschland kennt ja kein Mensch dieß Geschmeiß, oder kann begreifen, was es damit für Bewandtniß haben soll, als allein der Hr. v. Z! Man siehet also, niemand als er kann die öffentliche Ruhe in Berlin, und vielleicht des ganzen preußischen Staats schützen! Wenn er itzt schweigen, und diese Sache nicht weiter erläutern wollte, und es würden nachher wirklich in Berlin Köpfe abgehackt, und auf Stangen herumgetragen; so würde er alsdann vielleicht, als ein menschenfreundlicher Mann, es sich selbst zum Vorwurfe

ma-

machen, daß er nicht früher diese Sache genauer entwickelt hätte, da es noch Zeit war. Wenigstens der Redakteur dieser Anmerkungen hat nun das seinige gethan, da er ihm seine Pflicht, über die gottlosen berlinischen gelehrten Meuchelmörder laut und öffentlich zu sprechen und ihre Namen zu entdecken, vorgehalten hat. Dixi et salvavi animam!

Da Hr. v. Z. Hrn. Sulzer S. 187 einen Lehrer des Kronprinzen nennt, so wollen wir nur, als ein historisches Faktum, aus Sulzers Lebensbeschreibung anzeigen, was zu diesem Lehramte Veranlassung gegeben, und worin es bestanden habe. Der sel. Sulzer sagt: "Ich stand zwar schon von "lange in vertrauter Freundschaft mit Hrn. Beguelin, dem "zweyten Hofmeister des Prinzen, dessen Erziehung ich von "Anfang mit angesehn hatte. Jetzt aber trug mir der Graf "von Bork auch dessen Unterweisung in der Geometrie "auf."

S. 188. Hr. v. Z. giebt vor: "Sulzer hätte sich "in dem siebenjährigen Kriege die äußerste Mühe gegeben, "durch den Ritter Mitchel und den Marquis d'Argens, bey "Friedrich Aufmerksamkeit für deutsche Litteratur zu erregen; "und daher sey es gekommen, daß Friedrich die Herren Reiske, "Ernesti, Rabener, und Gellert gesprochen?" Hr. Sulzer sagt abermals kein Wort von dieser äußersten Mühe in seiner eignen Lebensbeschreibung. Wenn sich jemand äußerste Mühe über eine wichtige Sache giebt, so pflegt er wohl in seiner eignen Lebensbeschreibung es anzuführen. Sulzer sagt hingegen, er sey damals durch den Grafen von Bork, der während des Kriegs in seinem Hause gewohnt, und durch den Marquis d'Argens dem Könige dem Namen und Rufe nach bekannt geworden. Viel später gedenkt er des Ritters Mitchel bey Gelegenheit der

Reise,

Reise, die er gegen Ende des Krieges mit demselben nach England thun wollte. Nirgend aber erwähnt er ein Wort, daß er durch einen dieser Herren oder durch sonst jemand für die deutsche Litteratur bey dem Könige habe Aufmerksamkeit und Liebe erregen wollen; noch weniger, daß es daher gekommen, daß der König in Leipzig einige Gelehrten gesprochen habe. Der Ritter Mitchel wäre auch der ungeschickteste Mann gewesen, mit dem Könige von der deutschen Litteratur zu sprechen, da er sie selbst weder kannte, noch achtete, noch liebte. Von einzelnen deutschen Gelehrten, die mit ihm französisch gesprochen hatten, z. B. von Sulzern kann er dem Könige etwas gesagt haben, aber nicht von der deutschen Litteratur. Hr. v. Z. weiß übrigens allenthalben geheime Nachrichten! Der König hätte Rabenern gesprochen? Das weiß vermuthlich Hr. v. Z. ganz allein. Aber wohl ist bekannt, daß der König Ludovici und Gottsched zu sich kommen ließ. Hat das etwa Sulzer auch bewirkt? Da hätte er Hrn. v. Z wirklich einen übeln Dienst gethan; denn er zieht in diesem Kapitel ganz unbändig wider Gottsched los.

S. 190. Hier ist wieder, wenn gleich nur in einer Kleinigkeit, ein Beweis von dem Talente des Herrn Ritters, mit einer ihm ganz eigenen Art, durch eine ganz kleine Uebertreibung, durch eine ganz kleine Verrückung der Umstände, aus nichts etwas, und aus etwas viel zu machen. Hr. v. Z. hatte sich einige Seiten lang in einen an sich ganz löblichen Eifer für die Schweiz gesetzt, und träumte nun von nichts als Schweizern. Er berichtet darauf: "daß auch derjenige, der kein Schweizer war, par tous les "diables ein Schweizer seyn mußte, wenn ihn Friedrich das "für

"für hielt. Er wählte aus dieser Ursache für den gegen-
"wärtigen Kronprinzen von Preußen einen Hrn. Behnisch
"zum Untergouverneur." Hr. v. Z setzt hinzu: "Friedrich
"habe den Hrn. Behnisch immer, königlich keck, tapfer
"und unüberwindlich für einen Schweizer gehalten."
Er führt für diese seltsame Behauptung einen sehr respektablen Zeugen an, den Hrn. Obersten von Stamford; aber es wird wohl mit dessen Zeugnisse seyn, wie mit mehrern Zeugen, welche Hr. v. Z für Behauptungen anführt, die offenbar unrichtig sind. Hr. v. St. wird ihm ein Paar Worte gesagt haben, und Hr. v. Z. macht eine ganze Geschichte daraus, die er nach einer ihm selbst beliebigen Art wendet und ausbildet; von welchem der historischen Wahrheit sehr schädlichem Talente sich in seinen Fragmenten unzählige Beyspiele finden. Auch an dieser Geschichte ist etwas weniges wahr, aber das meiste falsch. Der König kann Hrn. Behnisch nicht wohl, wie Hr. v. Z. vorgiebt, aus der Ursache gewählt haben, weil er ihn für einen Schweizer hielt; denn eigentlich hat er ihn nicht unmittelbar selbst gewählt. Hr. Behnisch war, ehe er zum Kronprinzen kam, mehrere Jahre lang erst Legationssekretair, und hernach zweymal Chargé d'Affaires in Stockholm. Der König verlangte von dem Hrn. Kabinetsminister, Grafen von Finkenstein, einen Vorschlag zu einem Hofmeister für den jetzigen Kronprinzen. Der Graf schlug Hrn. Behnisch vor, und der König nahm von einem so würdigen Minister einen so würdigen Mann sehr gern an. Es ist klar, daß wenn der König es zur Bedingung gemacht hätte, einen Schweizer vorzuschlagen, so hätte demselben Hr. Behnisch nicht vorgeschlagen werden können. Dieß widerlegt geradezu die Behauptung des

Hrn.

Hrn. v. Z. Nachdem Hr. Behnisch schon einige Zeit in Potsdam war, äußerte sich der König einmal gegen einen Geheimen-Kabinetsrath, Hr. Behnisch möchte wohl ein Schweizer seyn, worauf derselbe antwortete: er wisse nicht anders, als Hr. B. sey ein geborner Unterthan des Königs. Woher dem Könige die Idee gekommen, H. v. B. möchte ein Ausländer, oder ein Schweizer seyn, läßt sich nicht bestimmen. Als Hr. Behnisch kurz darauf den König sprach, fragte ihn der König, woher er gebürtig wäre? Auf die Anzeige seines Vaterlandes sagte der König weiter nichts. Es fiel ihm also gar nicht ein, wie es die poetische Feder des Hrn. v. Z. sogar in einem pomphaften Quasi-Hexameter ausdrückt, Hrn. Behnisch

Immer, königlich keck, tapfer und unüberwindlich,

für einen Schweizer zu halten. Vielmehr ist nicht die geringste Spur da, daß der König nachher noch geglaubt hätte, Hr. B. wäre ein Schweizer, oder daß er de par tous les diables ein Schweizer hätte seyn müssen. So schwinden fast alle wunderbare Erzählungen des Hrn. v. Z. beynahe in Nichts, wenn man sich ein wenig genauer darnach erkundigt.

Hr. v. Z. fügt hinzu, Hr. Behnisch habe ihm selbst gesagt: Er sey aus Breßlau gebürtig. Dieß hat er nun gewiß nicht selbst gesagt; denn er ist aus Militsch gebürtig, und er wird sicherlich Hrn. v. Z. nicht einen falschen Geburtsort angegeben haben. Es ist eine Kleinigkeit. Aber es erhellt doch hieraus abermals, daß Hr. v. Z. ein ziemlich ungetreues Gedächtniß habe, wovon sich freylich in seinen Fragmenten auch sonst schon unzählige Beyspiele finden. Indessen ist gerade an dieser Stelle Hrn. v. Z. Behauptung, Hr. B. habe ihm selbst etwas gesagt,

was er doch nicht kann gesagt haben, für die Glaubwürdigkeit des Hrn. v. Z. doppelt unglücklich. Denn wenige Seiten vorher hatte er auch eine eben so poetisch ausgeputzte, den sel. Sulzer betreffende, viel wichtigere Erzählung, die niemand glauben wird, dadurch glaubhaft zu machen gesucht, daß er versicherte, Sulzer selbst habe sie ihm erzählt. Wie nun! — si parva licet componere magnis! — wenn nun jemand dächte, Hr. v. Z. möchte wohl so wenig richtig nacherzählt haben, was ihm Sulzer, als was ihm Hr. Behnisch selbst gesagt haben soll; zumal da so viel andere Gründe für diese Vermuthung streiten!

Hr. v. Z. macht sich überhaupt viel mit Sulzern zu thun, und schreibt demselben mancherley zu, wenn ihm kein anderer Namen als Sulzer einfällt, was dieser nicht gethan hat, oder nur daran hat denken können. S. 197 sagt er: "Im Anfange des Jahres 1756 "ließ der König Hallern durch Sulzern die Stelle eines "Kanzlers der Universität Halle antragen." Wir haben oben gesehen, daß Sulzer selbst erzählt, er sey erst während des siebenjährigen Krieges dem Könige dem Namen nach bekannt geworden. Also konnte der König im Anfange des Jahres 1756 einen solchen Auftrag nicht wohl einem Manne geben, welchen er damals noch fast nicht kannte. Sulzers handschriftlich hinterlassene eigene Lebensbeschreibung ist doch Hrn. v. Z. bey Dingen, die er von Sulzern erzählen will, allenthalben ein wenig im Wege! — Den Auftrag, Hallern zu sondiren, hatte nicht Sulzer, sondern Euler. Dieß bezeugt ein noch lebender Freund Eulers und Sulzers, welcher die ganze Korrespondenz gelesen hat.

Ueber

Ueber das achte Kapitel.

Von Friedrichs vorgeblichem Aberglauben, und von seinen wirklichen Versuchen in der Alchemie.

Was Hr. v. Z. S. 200. von einer vorgeblichen Erscheinung der weißen Frau erzählet, ist, wie so vieles, halb richtig und halb nicht richtig. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, wer daran geglaubt haben mag oder nicht; vielleicht war mehr Scherz dabey als sich Hr. v. Z. vorstellt. Wenigstens war der Holzschnitt, den er anführt, gewiß nicht in der Absicht hervorgebracht, um, wie Hr. v. Z. sich einbildet, diese Erscheinung zu erweisen. Auch ist es eine von seinen gewöhnlichen Uebertreibungen, daß dieß ein zweyhundertjähriger Holzschnitt gewesen wäre; denn die Kenner der brandenburger Kunstgeschichte wissen sehr wohl, daß ein so altes Blatt nicht existirt. Es ward nach der vorgeblichen Erscheinung auch die weiße Frau auf einem Quartblatte in Kupfer gestochen. Schade! daß dieß Hr. v. Z. nicht wußte; er würde vermuthlich gesagt haben, dieser Kupferstich wäre von Lukas von Leiden oder von Franz Floris! Der Holzschnitt war aus des Samuel Jacobi, Rektors in Spandau, im Jahre 1725 gedruckten Programma von der weißen Frau. *) Dieß muß derjenige am besten

*) Dieses Programma ist in des sonst so vollständigen Küsters Bibliotheca Brandenburgica nicht angeführt. Aber der Ver-

besten wissen, welcher dieses Blatt, das bloß zum Spaße bey Hofe gezeigt ward, hergegeben hat.

S. 204. Was Hr. v. Z. von dem bekannten Vaticinium Lehninense vorbringt, ist, wie fast alles was er erzählt, nicht genau, sondern mit ganz falschen Umständen erzählt. Er sagt: "Diese Weißa-"gung ist kein Buch, sondern ein einzelnes Blatt." Wir wollen nicht um Worte streiten; sonst kann man sie auch ein Buch nennen, denn sie ist mehrmals besonders gedruckt, so daß sie mit beygefügter Uebersetzung, Kommentarien ꝛc. ein Buch ausmacht. Indessen fällt hier Hr. v. Z. durch seinen Mangel an Genauigkeit, und weil er bloß auf Hörensagen schreibt, wieder in einen lächerlichen Irrthum. Er sagt: "Vor mehr als zwanzig Jahren entdeckte sich in Berlin "dieser Spaß. Die Bücher eines verstorbenen Professors "am Joachimsthalischen Gymnasium wurden in einer "öffentlichen Auktion verkauft. Im Auktionskatalog "stand die wahre Urkunde dieser Weißagung unter der "Rubrik: Concept des Vaticinii Lehninensis!" — Vor mehr als 20 Jahren? Das wäre also zwischen 1765 und 1770. — Nicht doch! Sehr viel früher! Folgendes aber mag den Irrthum verursacht haben: Im J. 1746 gab ein Prediger in Lehnin das Vaticinium mit einer Uebersetzung und ganz vernünftigen Anmerkungen heraus, worinn er beweiset, daß der Verfasser zu Ende der Regierung Kurf. Friedrich Wilhelms es gemacht habe. Dieser Past. Weise schrieb also NB. schon im J. 1746, S. 14 seines Buchs: "Ich

Verfasser des Aufsatzes über die weiße Frau im 1ten Bande der Berl. Monatschrift hat es gehabt, und aus Versehen den Verfasser Brand genannt. Er schreibt sich nämlich auf dem Titel mit lateinischen Versalbuchstaben SAMUEL JACOBI BRAND. (Brandenburgensis).

"Ich erfahre von sicherer Hand, daß in des vor etlichen und "zwanzig Jahren verstorbenen Hrn. v. Seidel, Stadtrich- "ters in Berlin, Büchervorrath ein Manuscript von dieser "Weißagung, in welchem die Verse von gleicher Hand (das "heißt von Seidels Hand), gefunden worden sey, welches ohne "Zweifel das Autographum war." Hr. v. Z. hat hievon etwas gehört; bildet sich ein, es blieben immer 20 Jahre, seitdem das Manuscript gefunden worden, und macht dabey aus einem Kurfürstl. eigentl. schon 1693 gestorbenen Rath, einen Professor am Joachimsthalischen Gymnasium. In Küsters Marchiae litteratae Specimen XXmum, Berol. 1759. 4. kann man die ganze Geschichte dieses Vaticinii finden. Daß der Kurf. Rath Martin Friedrich Seidel allgemein für den Verfasser gehalten wird, ist jedem bekannt, der sich nur irgend um die märkische Geschichte etwas bekümmert hat. Sehr lustig ist noch, daß Hr. v. Z, der immer mehr wissen will, als andere, mit altkluger Mine hinzusetzt: "So kam also "an den Tag, daß der Urheber dieses Spaßes sich dieser Er- "findung bedient hatte, um vermuthlich die Landesregie- "rung jener Zeit von neuen Einrichtungen abzuschre- "cken, die dem Volke mißfielen." Das ist nun äußerst ungereimt. Hätte Hr. v. Z. dieß Vaticinium jemals gelesen, worüber er doch urtheilen will, so würde er gleich sehen, daß eine solche Vermuthung gar nicht statt haben kann. Aber es mußte doch etwas gesagt seyn!

S. 206. Bey Gelegenheit eines Urtheils über Friedrichs II. vorgeblichen Neigung zur Alchemie sagt Hr. v. Z. folgendes: "Männer von Ansehen aus Ber- "lin erwiederten: "daß sie nie dergleichen gehöret hätten, "und daß sie es nothwendig müßten erfahren haben, wenn "es wahr wäre." — Aber woher haben die gelehrten Her- "ren in Berlin das Recht zu glauben: manche Dinge

"von

"von Wichtigkeit, die Friedrich den Großen betreffen, seyen "deswegen nicht wahr, weil sie nichts davon wissen?

Man weiß es schon und sieht es besonders in diesen Fragmenten, daß Hr. v. Z. einen etwas starken Widerwillen wider die gelehrten Herren in Berlin hat. Bey allen Gelegenheiten zapft er sie an. Besonders auch will er ihnen gar nicht zugestehen, daß sie von des Königs Regierung, häuslichem Leben und so ferner, etwas wissen und davon mitsprechen sollen; wie er denn mehrmals merken läßt, daß die gelehrten Herren in Berlin nichts, aber er, der gelehrte Herr in Hannover, alles, und zwar bis auf die geheimsten Nachrichten wisse, welche verschiedene Höfe unter sich beschlossen, völlig zu verschweigen. Er sagt mehrmals in einem ihn etwas sonderbar kleidenden verächtlichen Tone, ihre Nachrichten kämen aus Bierschenken, Kliquen, Wirthshäusern, von Anekdotenhändlern, und wie seine höflichen Ausdrücke mehr heißen; hingegen von sich selbst giebt er mit größtem Bewußtseyn seiner Würde, und der Wichtigkeit seiner Nachrichten fast auf allen Blättern zu verstehen, er habe seine Nachrichten von Männern von hohem Ansehen und hoher Geburt, von Staatsministern u. s. w. erhalten. Es kann seyn, daß unserm gelehrten Herrn in Hannover (wir hoffen doch zur Ehre des Herrn v. Z., daß er das, was er als Gelehrter ist, höher schätzen wird als sein von, und als seinen Orden) bey allem angenommenen vornehmen Tone, sein Gewissen gesagt hat, es möchten manche von seinen wunderseltsamen Erzählungen unglücklicherweise von einigen gelehrten Herren in Berlin nicht für völlig richtig gehalten werden. Daher siehet es fast aus, als ob er ihnen durch diese

und ähnliche Aeußerungen im voraus das Recht, ihm zu widersprechen, streitig machen wollte. Es wird nicht unnöthig seyn, hier diese Präsumtion des Hrn. v. Z. etwas näher zu beleuchten.

Hr. v. Z. bürdet den berlinischen Gelehrten vielerley Dinge auf, woran sie nie gedacht haben. Uns ist kein Beyspiel bekannt, daß ein Gelehrter in Berlin jemals gesagt hätte: Eine Erzählung, Friedrich den Großen betreffend, sey deswegen nicht wahr, weil er nichts davon wisse. Einen ähnlichen unbescheidenen Ton möchte man wohl eher in den Fragmenten des Hrn. v. Z. zu finden glauben, als in irgend einer von den Schriften, die irgend ein berlinischer Gelehrter über das Leben Fr. II. geschrieben hat. Sollte indessen ein berlinischer Gelehrter jemals sich so ausgedrückt haben; so würden unparteyische Leser urtheilen, er drücke sich unbescheiden aus. Aber im Allgemeinen wird wohl die Befugniß, an der Wahrheit einer Erzählung deswegen zu zweifeln, weil er nichts davon weiß, mit Billigkeit demjenigen nicht können abgesprochen werden, welcher entweder eine Sache aus eigener Erkenntniß wissen müßte, oder sich darnach an solchen Orten und bey solchen Personen, wo glaubwürdige Nachrichten zu finden sind, hat erkundigen können, und sich wirklich mit Sorgfalt, Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit darnach erkundiget hat. Ein solcher ist wohl berechtigt zu sagen, gewisse Erzählungen könnten nicht richtig seyn, weil er es sonst wissen müßte. Es kommt dabey gar nicht darauf an, ob er ein Gelehrter oder ein Mann von Ansehen ist, sondern darauf, ob er im Stande ist, von dem was die

Wahr-

Wahrheit einer Erzählung betrift, gehörig unterrichtet zu seyn. Bloß auf Rang und Ansehen kann es hiebey nicht ankommen; sonst müßte der unwissendeste Lord in England oder Schottland mehr Glaubwürdigkeit haben, als Hume oder Robertson. Man muß also wohl andere Umstände dabey erwägen.

Staatsminister und Geschäftsleute sind freylich die besten Zeugen von Staatsgeschäften, besonders von den Geschäften ihres eigenen Departements. Dergleichen Männer von Ansehen, dergleichen würdige Diener des Staats sind in Berlin sehr viele, und unter denselben nicht wenige Kenner und Gönner der Wissenschaften. Wenn nun berlinische Gelehrte sich um die Geschichte und Verfassung ihres Vaterlandes bekümmern; wenn sie die gehörigen Vorkenntnisse nicht nur von der speciellen Geschichte und Statistik ihres Vaterlandes, sondern auch Kenntnisse von Handlung, Finanzwesen, militärischen Sachen, Justizsachen, u. s. w., in sofern sie dahin gehören, sich zu verschaffen gesucht haben; so wird ihr Umgang mit Geschäftsleuten, welche an ihrer Seite wieder Umgang mit Gelehrten lieben, ihnen vielfältige Gelegenheit geben, ihre Kenntniß des Vaterlandes praktischer zu machen. Ist ihnen nun daran gelegen, genauere Nachrichten einzuziehen, von vielem was Friedrich II. that, dessen Regierung sie noch dazu zum Theil selbst erlebt haben: so werden sie wohl die beste Gelegenheit haben, Geschäftsleute von so mancherley Art über dasjenige zu befragen was sie wissen möchten; und sie werden derselben Antworten besser verstehen, wenn sie selbst einige Kenntnisse von den Geschäften mitbringen, wovon die Rede ist. Ist ihnen daran gelegen, ganz genau zu wissen, wie es mit manchen ehemals vor-

gefallenen Begebenheiten beschaffen gewesen; so können sie Gelegenheit haben, in Archiven und Registraturen nachschlagen zu lassen, ja wohl selbst die Akten zur Durchsicht zu erhalten. Wenn nun ein berlinischer Gelehrter, über eine zweifelhafte Erzählung verschiedene Geschäftsleute, welche nothwendig von den Umständen unterrichtet seyn mußten, befragt, wenn er den von ihnen gegebenen nähern Nachweisungen weiter nachgegangen ist, wenn er auf diese Art unermüdet einer Sache nachgeforscht, und durch diese Nachforschung erfahren hat, wie die wahren Umstände beschaffen sind; so müßte denn doch wohl der Fall eintreten können, den Hr. v. Z. bezweifelt, daß ein Gelehrter in Berlin ohne alle Präsumtion ein Recht hätte, zu glauben, manche Erzählungen von Friedrich II. wären nicht wahr, weil er es sonst wissen müßte, indem er nämlich durch seine genaue Nachforschungen etwas davon würde haben auffinden müssen. Wenigstens wird in zweifelhaften Fällen ein berlinischer Gelehrter, welcher an allen Orten, wo Nachrichten zu finden sind, Nachforschungen angestellt hat, im Ganzen hierüber glaubwürdiger seyn, als ein hannöverscher Gelehrter, der sich vorher nie um die Verfassung und Geschichte der preußischen Staaten bekümmert hatte; der darinn ganz unwissend ist; der nur Einen preußischen Staatsmann fragte; der dessen Antworten aus Mangel von statistischen Kenntnissen leicht mißverstehen konnte, und sie, ehe er sie niederschrieb, durch seine eigne lebhafte Einbildungskraft gehen ließ, durch welche er davon und dazu that, was ihm gefiel.

Oder glaubt etwa Hr. v. Z., daß die Staatsminister und Geschäftsleute in Berlin mit berlinischen

Ge-

Gelehrten gar nicht sprechen, oder ihre Fragen beantworten? In seinem großen Zorn über die berlinischen Gelehrten, scheint er so etwas durch die verächtlichen Ausdrücke, die er sich von ihnen erlaubt, insinuiren zu wollen. Aber es ist eine Eigenschaft des Zorns, zumal wenn man sich so weit von demselben hinreißen läßt wie Hr. v. Z., daß man endlich sich selbst und andre nicht mehr kennt. Von jeher haben preußische Staatsminister und Geschäftsleute die Arbeiten preußischer Gelehrten, welche sich um die Geschichte und Statistik ihres Vaterlandes verdient machen wollten, auf eine sehr vorzügliche Art unterstützt. Bloß dadurch sind von den preußischen Provinzen genaue Topographien bekannt worden, dergleichen sich kein andres deutsches Land rühmen kann. Dem Hrn. Staatsminister v. Gaudi ist des Hrn. E. Pr. Goldbecks preußische Topographie, dem Hrn. Generallieut. und Staatsminister Grafen v. d. Schulenburg, der Herren v. Oesfeld und Heineccius magdeburgische Topographie, und dem Hrn. Staatsminister v. Voß des Hrn. Kammerdirektor Borgstede brandenburgische Topographie zu danken; denn ohne die vorzügliche Unterstützung dieser großen Staatsmänner hätten diese gemeinnützige Bücher weder zum Vorschein kommen, noch den Grad von Vollkommenheit haben können, den sie haben. Hr. v. Z. lese nur die Vorrede zu Hrn. Nicolai Beschreibung von Berlin; da wird er die große Anzahl von Staatsministern und berlinischen Geschäftsleuten mit Dank genennet finden, welche auf die edelste Art sich beeiferten, dem Verfasser die ächten Nachrichten mitzutheilen, welche dieß Werk, das dem Titel nach nur die Beschreibung einer einzelnen Stadt seyn sollte, selbst für die brandenburgische Statistik wichtig machen. Hr.

v. Z. nenne ein anderes Land, wo die größten Staatsmänner die Gelehrten, welche über Landessachen arbeiten wollen, mit so sehr zuvorkommender Güte unterstützten; und wenn er es nicht kann, so schäme er sich. Der Hr. Staatsminister Graf v. Herzberg, dieser große Beförderer der brandenburgischen Geschichte und Statistik, öffnete Hrn. Nicolai (wie er es in der Vorrede zur Beschreibung von Berlin dankbarlich rühmt), ohne daß er sich getraut hätte darum anzusuchen, aus eigener Bewegung das königl. Archiv, und hat ihm niemals auf eine seiner vielen Anfragen über die preußische Geschichte und Statistik die Antwort verweigert. Er hat denselben, wie wir zuverlässig wissen, aufgemuntert, einen kurzen Abriß der brandenburgischen Geschichte in ein paar Bänden zu schreiben, deren Hauptfaden dieser große Kenner selbst kürzlich anzeigte, und Hrn. N. dazu alle archivarische Hülfsmittel, die er nur verlangen konnte, anbot. Weil Hr. N. beständig viele Arbeiten gehabt hat, welche die Pflicht, nicht die Neigung veranlaßte, so ist dieß Vorhaben nicht ausgeführt worden. Eben dieser edle Staatsminister hat mehrern berlinischen Gelehrten zu Untersuchung der brandenburgischen Geschichte Nachrichten aus dem K. Archive gegeben, wovon wir nur die von dem Hrn. Geheimen-Forstrath Hennert angefangene brandenburgische Kriegsgeschichte nennen wollen. Es wären noch viel mehrere Beyspiele anzuführen.

Da also berlinische Gelehrten sehr wohl im Stande seyn können, vieles was den König Friedrich II. betrift, genau zu erfahren; so steht es Hrn. v. Z. sehr schlecht an, im Allgemeinen von ihren Nachrichten und Untersuchungen so verächtlich zu urtheilen. Eben so schlecht steht ihm sehr oft

der

der Ton an, mit dem er meist in diesen Fragmenten sich auf sein eignes vermeintes Ansehn beruft, fast noch mehr als auf das Ansehn der Standespersonen, die er als Gewährsmänner nennt. Man kann für diese allen Respekt haben, und dennoch, wenn man gewisse Begebenheiten aus ihren Quellen genau weiß, an der Richtigkeit der Erzählungen, welche Hr. v. Z. auf ihren Namen giebt, in etwas zweifeln. Hr. v. Z. ist an solchen Zweifeln, die einem sachkundigen Leser seiner Fragmente sehr oft aufstoßen, zum Theil selbst Schuld. Wir haben oben schon Beyspiele gesehn, daß er Sachen anführt, die ihm jemand selbst gesagt haben soll, und doch nicht gesagt haben kann. Wir werden in der zweyten Abtheilung ein Beyspiel beybringen, wo er sich rühmt, von einer Sache Akten in Händen zu haben, und sie doch auf eine unverzeihliche Art falsch erzählt. Von seinem Mangel an Genauigkeit, und von seiner muthwilligen Einbildungskraft, mit welcher er seine Erzählungen nach eignem Gefallen ausputzt, sind fast auf allen Blättern seiner Fragmente Beyspiele zu finden, und wir haben oben S. 160. aus dem IIten Bande der Fragmente eine vorsetzliche Erdichtung angeführt. Dieß muß wohl gegen Hrn. v. Z. mißtrauisch machen, selbst auch zuweilen da, wenn er Gewährsmänner anführt, gegen deren Person an sich man billig die größte Achtung beybehält. Ueberdieß sind auch in Berlin sehr viele Männer von Stande und Ansehen mit den Geschäften und mit dem häuslichen Leben K. Friedrichs II. sehr wohl bekannt, welche verdienen, daß man ihr Zeugniß höre, selbst nach den Zeugnissen, welche Hr. v. Z. für seine Behauptungen anführt. Bey der großen Anzahl derselben, welche in Berlin vorhanden sind, können gewisse unrichtige Erzählungen

des Hrn. v. Z. nirgends sicherer berichtiget werden, als in Berlin und in Potsdam, wo man Gelegenheit hat, mehrere sachkundige und glaubwürdige Personen wiederholt zu befragen.

In diesem Kapitel ist ein Beyspiel davon. Hr. v. Z. führt in demselben verschiedenes über des Königs vorgeblichen Aberglauben und Neigung zur Alchemie an, was er versichert aus dem Munde des Hrn. Staatsministers von der Horst gehört zu haben, welcher es aus dem Munde des Königs gehört habe. Hr. v. Z. sagt: "Es wären die eigentlichen "Worte des Königs— Ganz genau die Worte des Königs." Es kann seyn, daß das Resultat der hier gegebenen Nachrichten im Allgemeinen wahr ist, aber im Detail sind verschiedene sehr auffallende Unrichtigkeiten; daher man in Versuchung kommt, zu glauben, die lebhafte Einbildungskraft des Hrn. v. Z. habe ihm hier wieder einen Streich gespielt und er habe nicht ganz genau die eigentlichen Worte des Königs angeführt. Es thut uns leid, dieses sagen zu müssen; aber der Zweifel ist um so viel mehr hier erlaubt, da noch verschiedene Personen leben, welche bey diesen alchemischen Arbeiten unmittelbar zugegen waren, die alle Umstände davon ganz genau wissen und sie anders erzählen. Wo kann nun der Irrthum liegen? Entweder der König selbst könnte manche Nebenumstände einer für ihn im Grunde nicht sehr interessanten Sache, im Erzählen verwechselt haben. Oder der Hr. v. d. Horst könnte bey vielen wichtigern Geschäften, und nach so langer Zeit, verschiedene Nebenumstände nicht genau behalten, oder durch einen Gedächtnißfehler verwechselt haben; wovon wir oben S. 148 ein Beyspiel hatten. Oder vielmehr, welches, wie wir wiederholen,

uns

uns am allerwahrscheinlichsten ist, die Erzählungen haben auf dem kurzen Wege von dem Munde des Hrn. v. d. Horst bis zur Feder des Hrn. v. Z. eine etwas veränderte Gestalt angenommen. Man möchte glauben, hin und wieder die schon oft in diesen Fragmenten zu bemerkende verschönernde und ausputzende Hand des Hrn. v. Z. wahrzunehmen, welche den simpelsten Erzählungen etwas zusetzt oder abnimmt, um sie auffallender oder wunderbarer zu machen. Es ist vielleicht der Mühe nicht unwerth, diese Nebenumstände aus den sichersten Quellen zu berichtigen: nicht nur, um abermals zu zeigen, was wir schon mehrmals zeigten, wie wenig des Hrn. v. Z. Erzählungen zuverläßig und genau sind, selbst, wenn er sich auch auf die sichersten Quellen beruft; sondern hauptsächlich, weil einige Personen doch, aus dieser den König im Grunde wenig angehenden Sache, etwas auf dessen Charakter schließen wollen, den Hr. v. Z. hier mit Rechte vertheidiget, welche Vertheidigung durch nachfolgende genauere Erzählung aller Umstände nach ihrer wahren Beschaffenheit, noch mehr bestätigt wird. Hr. v. Z. sagt selbst S. 208: "Wie sorgfältig man doch alles "prüfen muß, was man auch nach der höchsten Wahr"scheinlichkeit geneigt seyn kann für Geschichte zu halten!" Dieß ist sehr richtig. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß Hr. v. Z. diese goldene Regel bey seinen Fragmenten beobachtet hätte. Sie würden sodann eine ganz andere, ihm Ehre machende Gestalt haben; seine berlinische Leser würden weniger darinn zu prüfen gefunden haben, und der Redakteur würde die so unangenehme Mühe, eine Menge widerlegender und berichtigender Anmerkungen zu machen, sehr gern gespart haben. Da Hr. v. Z. aber selbst hier die Prüfung empfiehlt, so wird sowohl Er, als

sein

sein respektabler Zeuge, es nicht übel deuten, daß wir das Resultat einer genauen Prüfung seiner Erzählung hiehersetzen:

Ebendas. Wenn Friedrich II., nach Hrn. v. Z. Vorgeben und mit seinen eigentlichen Worten, den bekannten Comte de Gabalis 1) für ein altes Buch, 2) für ein, im Ernst zu Gunsten der Kabbala und mit Gelehrsamkeit geschriebenes Buch, und 3) für Briefe ausgegeben hätte; so müßte er es auch nicht einmal nur dem Titel nach gekannt haben, welches sich kaum denken läßt. Daher kann man fast sich nicht erwehren, zu behaupten, dieß könnten nicht die eigentlichen Worte des Königs so gewesen seyn; sondern Hr. v. Z. stelle hier vermuthlich was ihm anders erzählt worden, nach seiner verkehrten Art vor. Schon der Titel des Buchs sagt, daß es in Unterredungen abgefaßt ist, (Entretiens sur les sciences secrettes) und wenn der König auch nicht das lateinische, auf dem Titel befindliche, aus dem Tertullian genommene Motto verstanden hätte, wie er es gewiß verstanden hat; so brauchte er nur die erste Seite zu lesen, um zu sehen, daß das Büchlein kein gelehrtes Werk, sondern eine feine Persiflage der Kabbala ist. Auch hat es noch kein Mensch für etwas anders gehalten. Die Schuld von allen diesen Unrichtigkeiten wird wohl nur an unserm Hrn. Ritter liegen, der, da er ein Gelehrter ist, wohl wenigstens ein so bekanntes Buch hätte kennen sollen; der aber nichts davon wußte, und doch davon sprechen wollte. Friedrich hat wahrscheinlicherweise das Buch als ein lustiges Gegengift gegen den Glauben an die geheimen Wissenschaften empfohlen. — Was die Dorfpropheten anbetrift, so mag es dahin gestellt

seyn,

seyn, ob Friedrich, wie Hr. v. Z. meint, sie um Rath fragen lassen; aber so viel zeigt sich aus den vortreflichen Briefen des Königs an d'Argens (Oeuvr. posth. T. VII. p. 273. und T. X. p. 232. und 335.) daß dieses wenigstens bey den berühmtesten dieser Propheten in Berlin und in Schlesien, dem Pfannenstiel und dem sogenannten Ziegenpropheten wirklich nicht geschehen ist, und aus diesen Briefen erhellet auch, daß der König von solchen Dingen so urtheilte, wie es sich von Ihm erwarten läßt. Vielleicht machte er aber von ihnen, oder von dem Hange der Menschen, dergleichen Dinge zu glauben, einen andern Gebrauch. — Vielleicht gebot er solchen Propheten, etwas gutes zu prophezeihen. — Man sehe in der Histoire de mon tems T. I. S. 135, welche vortheilhafte Auslegung er dem sonderbaren Vorfalle zu geben wußte, daß gerade an dem Tage, da er zu der ersten Expedition nach Schlesien abging, die große Glocke im Thurme des Doms zu Berlin herunterfiel.

S. 209. Es läßt sich, ohnerachtet des respektablen Namens, den Hr. v. Z. hier anführt, kaum glauben, der König habe positiv gesagt: "Er selbst "habe die Erfolge der alchemischen Versuche aufs genaueste "beobachtet." Dazu hatte König Friedrich II. weder Zeit, noch die nöthigen chemischen Kenntnisse, ohne welche dergleichen Beobachtungen nie genau seyn können. Aber man kann nicht einmal sagen, der König habe die Alchemisten unter genauer Aufsicht arbeiten lassen. Es war kein anderes alchemisches Laboratorium in Potsdam, als das dem sel. Fredersdorf gehörte. Nie ist der König in dieses Laboratorium gekommen, nie ist irgend ein beträchtlicher Versuch auf dem

Schlosse

Schlosse in des Königs Gegenwart gemacht worden, da der König überhaupt mit allen den Alchemisten die in Potsdam waren, eigentlich nicht unmittelbar zu thun gehabt hat. Dieß bezeugt ein noch lebender Mann, welcher mit der ganzen Folge der damaligen alchemischen Versuche und Anstalten vom Anfange bis zu Ende unmittelbar zu thun hatte, und also alle, auch die kleinsten Umstände wissen muß. Alle diese Anstalten, sowohl in Potsdam als in Berlin, gehörten dem sel. geheimen Kämmerer Hrn. Fredersdorf eigenthümlich, und gingen bloß für seine Rechnung. An eine genaue Aufsicht dabey war wohl nicht zu denken; denn es ist ausgemacht, daß der Besitzer dieser Anstalten mehrere Jahre lang gar nicht mißtrauisch gegen die Adepten war.

S. 210. Es ist ungeheuer übertrieben: "daß damals kein Fähndrich in Potsdam gewesen, der nicht hofte, "durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen." Dieß können nicht ganz genau des Königs Worte seyn. Es setzten verschiedene Personen große Hofnungen auf den Erfolg der alchemischen Versuche, und darunter waren auch einige vom Militär, welche sehr davon eingenommen waren; aber dem größten Theile des Militärs waren diese alchemischen Anstalten kaum bekannt. Dieß erlaubt uns der würdige Hr. Generallieutenant und Staats- und Kriegsminister von Rohdich hier mit Nennung Seines Namens zu bezeugen. Er kann diese Wahrheit unwidersprechlich wissen, da Er in Potsdam, die Kriegszeiten ausgenommen, fast beständig gegenwärtig gewesen ist. Wie hätten denn auch Subalternen Geld ans Laboriren wenden können! — Noch unbegreiflicher ist es, daß der König sollte gesagt haben: "Ich wollte "dem Dinge mit Gewalt steuren, aber es gelang mir nicht."

Frie-

Friedrich überlegte alles wohl, ehe er mit Gewalt angriff; aber dann gelang es auch. Es ist in seiner 46jährigen Regierung kein Beyspiel, daß er irgend einer Sache in seinem Lande mit Gewalt hätte steuren wollen, und ihr nicht gesteuret hätte. Hätte er Gewalt brauchen wollen, so hätte er die Adepten ja nur gerade zum Thore heraus weisen lassen. Wenigstens hätte doch deshalb beym potsdammischen Militär müssen bey der Parole oder sonst eine Verordnung oder Warnung wider das Goldmachen ergangen seyn. Es leben aber noch mehrere Officiere von hohem Range, welche damals in Potsdam waren, und nichts davon wissen. Wir führen nur das Zeugniß des Herrn General von Rohdich an, daß niemals eine solche Verordnung ergangen ist. Wie hätte denn der König Gewalt anbringen können, ohne daß es jedermann gewußt hätte?

S. 211. Es ist fast unglaublich, daß der König, welcher so viele Kenntnisse hatte, erst von den Adepten hätte lernen müssen: "daß sich die Metalle in "ganz andere Gestalt bringen lassen, unter denen man sie "nicht suchen sollte." Es ist ja wohl jedermann bekannt, daß Gold in Königswasser aufgelöset werden kann. Der König hat doch gewiß schon als ein junger Herr, verquicktes Gold zum Vergolden auftragen sehen. Wie hätte er denn die so leichte Kunst, Gold in Körner zu verstecken, sie mögen nun roth oder weiß seyn, für etwas sonderliches, wenn auch nicht für etwas einträgliches, können gehalten haben?

S. 210. Hr. v. Z. läßt in Potsdam: "Eine Frau "von Pfuel nebst zwey sehr schönen Töchtern als Adep"tinn erscheinen." Hier ist der Fall, wo ein berlinischer oder potsdammischer Gelehrter mit vollem Rechte sagen kann: "Dieß kann nicht richtig seyn, nicht

"des-

"deswegen, weil ich es nicht weiß, sondern weil diejenigen "Leute nichts davon wissen, welche in Potsdam damals "gegenwärtig waren und theils diese Adeptenanstalten sehr "gut kannten, theils von Anfang bis zu Ende damit zu thun "hatten, und denen also nichts was dahin gehörte, ver"borgen bleiben konnte." Zudem hätte eine Person, welche nach Hrn. v. Z. so viel Aufsehen gemacht hätte, in einer Stadt mittler Größe, wie Potsdam, mehrern Leuten bekannt seyn müssen. Aber die Quelle des Irrthums ist auch leicht gefunden. Sie ist lustig genug! Das ungetreue Gedächtniß des Hrn. v. Z. macht aus der in Potsdam genugsam bekannten hauptsächlichen Adeptinn, welche eine Frau aus Suhl in Thüringen war, eine Frau von Pfuel, und seine verschwenderische Einbildungskraft legt ihr zwey sehr schöne Töchter bey, welche sie niemals gehabt hat, wie noch sehr viel Leute in Potsdam wissen, die damals lebten. Auch ist es, selbst denjenigen Personen in Potsdam, welchen auch nur die äussern Umstände dieser Begebenheiten erinnerlich genug sind, bekannt, daß in diesen Adeptengeschichten gar keine andere Frauensperson vorkommt, am allerwenigsten aber Töchter. Es wird vermuthlich dem Leser nicht unangenehm seyn, wenn hier die vornehmsten Adepten angezeigt, und nebst ihren Anstalten aus den sichersten Nachrichten kurz geschildert werden.

1) Die Hauptperson, welche das meiste Aufsehen machte, zuerst kam, und am längsten blieb, war, wie schon gedacht, nicht eine Frau von Pfuel, sondern eine Frau aus Suhl in Thüringen gebürtig. Sie war eines Schusters Tochter aus Suhl, und soll auch einen Schuster daselbst geheurathet haben. Sie kam aber nachher an den Hof eines gewissen Fürsten,

wo

wo sie auf dessen Veranlassung in Husarenkleidung gegangen seyn, und Ihn auf seinen kleinen Reisen — wie man erzählte, mit dem Titel einer Reisebettmeisterinn — begleitet haben soll. Der Fürst war ein Liebhaber der Alchemie und hielt verschiedene Alchemisten, mit denen sie Bekanntschaft machte, und durch sie, wie es scheint, zu dem großen Werke angeführt ward. Nachdem dieser Fürst im J. 1748 gestorben war, entließ die vormundschaftliche Regierung des Nachfolgers die Adepten, und auch diese Frau. Sie kam nach manchem Herumirren ungefähr im J. 1751 nach Potsdam, und meldete sich bey dem sel. Geheimen Kämmerer Fredersdorf, dessen große Neigung zur Alchemie sie vorher schon kannte. Sie führte damals den Namen N**, entweder als väterlichen Namen oder von ihrem Manne. Sie machte viel Wesens von ihrer Wissenschaft und nahm den sel. G. K. Fr. sehr dadurch ein, der schon längst gewünscht hatte, Versuche im Großen zu machen, deren Erfolg er für unzweifelhaft hielt. Es ward ein großes Laboratorium gebaut, welches man in Potsdam noch bis vor wenig Jahren sehen konnte. Es wurden mehrere Jahre lang ungemein viel Versuche gemacht, welche großes Geld kosteten; denn, ohnerachtet niemals etwas herauskam, so war doch, wie es immer bey dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, die Hofnung von dem glücklichen Erfolge so groß und die schlaue Adeptinn wußte die Hoffnung immer so sehr zu erneuern, daß sie zu ihren Versuchen immer neues Geld bekam. Sie heurathete in Potsdam einen Hofrath D***, welcher noch bis jetzt außer Potsdam lebt, daher man hier den Namen nicht ausschreiben will. Zuletzt war sie gegen ihren großen Wohlthäter Fredersdorf sehr undankbar,

nachdem er endlich ihres Goldmachens überdrüßig ward. Dieß ging so weit, daß sie wider ihn eine förmliche Anklage wegen Untreue beym Könige machte. Sie ließ dieselbe durch einen sehr rechtschaffenen Mann überreichen, den sie durch ihre alchemische Kunstgriffe sehr eingenommen hatte, und der wirklich ihren Ueberredungen glaubte, der königliche Dienst sey in Gefahr. Es ist einer von den vielen edlen Zügen in des Königs Charakter, daß er auf diese Angabe gar nicht achtete, sondern sie vielmehr seinem treuen Diener Fredersdorf mit dem Beyfügen selbst übergab, er kenne seine Treue, und wisse, daß die Anklage ungegründet und eine ohnmächtige Rache sey. Diese Adeptinn hat der König nur einmal im Anfange, auf eine halbe Stunde gesprochen, nie aber hat sie in des Königs Gegenwart Versuche gemacht, da Er sich überhaupt nicht unmittelbar mit ihr und mit keinem andern Adepten einließ.

2) Ungefehr im Jahre 1754 erschien in Potsdam der durch die Rolle, welche er nachher eine Zeitlang in der Freymaurerey spielte, in einem gewissen Zirkel gar sehr bekannte Rosa. Er war Superintendent in Köthen gewesen, war aber abgesetzt worden. Er ging darauf nach Jena, wo schon vorher einige Leute vorhanden waren, welche in den geheimen Wissenschaften wunderbare Aufschlüsse zu finden glaubten, und nach und nach gewisse Verbindungen suchten, die eine Zeitlang in Deutschland in einem gewissen Zirkel nicht geringes Aufsehen machten. Von diesen soll er Adressen nach Wien bekommen haben, dahin gereiset seyn, und daselbst die Kenntnisse oder Unkennt-

kenntnisse zuerst geschöpft haben, welche er verschiedene Jahre nachher ausbreitete, und dadurch gleichsam der Vorläufer einer größern Revolution in den geheimen Zirkeln ward. Von Wien ging er nach Halle, wo er davon lebte, daß er eine Winkelloge errichtete, und von verschiedenen Studenten für unbrauchbare Aufnahmen sehr feyerlich — sich Geld bezahlen ließ. Als daselbst aus verschiednen Ursachen auch seines Bleibens nicht mehr war, so suchte er sein Heil in Potsdam. Er gab sich dem sel. Fredersdorf als Freymaurer zu erkennen, und zwar als einen solchen, welchem die geheimsten Geheimnisse unverborgen wären, und der ihn auf den rechten Weg führen wollte; doch gab er damals noch nicht geradezu den Titel und das System kund, durch welche er nachher in der Maurerey so bekannt geworden ist, sondern gab sich einen andern geheimnißvollen Namen. Die Hofräthinn D** hat zwar aller Wahrscheinlichkeit nach vorher nicht mit ihm zusammengehangen; da sie aber sah, welchen großen Eindruck er auf den sel. Fredersdorf machte, so fand sie für besser, sich mit ihm zu verbinden, als ihm entgegen zu arbeiten. Sie waren daher eine ziemliche Zeitlang in sehr gutem Vernehmen, und einer sprach von den Kenntnissen des andern mit großer Ehrfurcht. Unter den tiefen Geheimnissen des Rosa war die Kunst Gold zu machen, nur eine der geringsten. Er trieb sie aber auf einem ganz andern Wege, als die Hofräthinn D**. Diese gebrauchte, um zu der Verwandlung der Metalle zu gelangen, Feuer und Kohlen; hierüber aber war Rosa weit weg. Er versicherte, die prima materia des Goldes sey im

Sonnenstaube zu suchen, und die Kunst, ihn auf die rechte gehörige Art zu fangen und zu sammlen, sey, was er aus dem Grunde verstehe. Es mußte zu diesem Behufe eine besondere offene gläserne Phiole nach seiner Vorschrift angeschaft werden. Es ward in einem Garten an einem sonnigten Platze Kohlfeuer angemacht, und die Phiole darauf gesetzt, doch so, daß sie nur erwärmt wurde und nicht springen konnte. Länger als ein Vierteljahr mußte jemand Tag und Nacht bey dieser Vorrichtung wachen, theils um die Kohlen beständig brennend zu unterhalten, theils um die Phiole, des Nachts und so bald die Sonne nicht schien, sorgfältig mit einem kleinen Pelze zu bedecken; vermuthlich, damit der Sonnenstaub nicht erfrieren möchte. Man kann jetzt dergleichen Dinge schwerlich ohne Lachen lesen. Indessen scheint es nicht unnützlich, dergleichen ungereimte Dinge öffentlich bekannt zu machen, weil sie ein einleuchtendes Beyspiel sind, bis wohin die Kraft der Vorurtheile bringen kann. Der sel. G. K. Fredersdorf war ein sehr verständiger Mann. Indessen machten die Folgen einer ungegründeten Hofnung, welche anfänglich vermuthlich nur Neugierde war, und endlich durch Vorspiegelungen eine Art von Leidenschaft ward, daß er Leuten traute, die seiner gar nicht würdig waren, und ihm viel Geld kosteten.

3) Ein gewisser Jänisch in Wismar, war daselbst schon in allerley Verbindungen gewesen, und war, ob durch seine alchemischen Arbeiten, oder durch andere Ursachen, in armselige Umstände gerathen. Dieser verarmte Mann versicherte indessen im Besitze eines Partikulars zu seyn, durch welches er

von

von einer Mark Silbers zwey Loth in Gold verwandeln könnte. Er trug sein Partikular dem Könige an, der seinen Brief an Fredersdorf gab, zu dem er ungefehr im J. 1755 kam, und ihm in kurzer Zeit viel Geld kostete. Zu seinem Partikulare gehörten zwey Flüsse, ein brauner und ein anderer, mit welchem er das große Werk vollbringen wollte, aber, wie gewöhnlich, nichts zu Stande brachte. Noch im November 1758 hatte er die Unverschämtheit, abermals an den König zu schreiben und sein Partikulare anzutragen. Der König gab aber den Brief weg, ohne darauf zu achten; und man entdeckte nur aus der Handschrift, daß es eben derjenige sey, den man vorher schon hatte kennen lernen.

4) Diese Adepten in Potsdam wurden durch einen Mann entlarvt, welcher selbst den Stein der Weisen suchte, obgleich auf eine etwas vernünftigere Art, wenigstens mit mehrern chemischen Kenntnissen. Er hieß Johann Peter Schmidt, und war ungefehr seit dem Jahre 1742 Buchhändler in Berlin gewesen. Er besaß viele gelehrte Kenntnisse, und ist Verfasser verschiedener guten Bücher, besonders der im Jahre 1751 zu Breßlau in zwey Quartbänden gedruckten Allgemeinen Geschichte der Handlung und Schiffahrt. Nachdem derselbe mit dem sel. G. K. Fredersdorf bekannt wurde und dessen Vertrauen erlangt hatte, zeigte er ihm das Ungereimte in dem bisherigen Verfahren, und brachte ihn davon zurück. Er selbst arbeitete noch eine Zeitlang für den sel. Fredersdorf, wenn gleich ohne Erfolg, doch auch nicht mit den ungeheuren Kosten, welche bisher waren aufgewendet worden.

5) Nur die oben Angeführten waren die Hauptadepten in Potsdam. Ein Italiener, der im Jahre 1755 einige Monate da war, und wenig Eindruck machte, nebst vielen andern Durchreisenden, verdienen nicht weiter bemerkt zu werden.

6) Hr. v. Z. redet nur von den Adepten, die in Potsdam waren, und scheint eine sehr große Anstalt dieser Art nicht zu kennen, welche zur damaligen Zeit, auch für Rechnung des sel. G. K. Fredersdorf, in Berlin von einem Manne errichtet wurde, welcher die Ehre hatte, den Namen des Hrn. Ritters zu führen. Ein Mann, Namens Zimmermann, welcher vorher Beamter in Sachsen gewesen war, pries im Jahre 1753 seine tiefe Kenntnisse in Verwandlung der Metalle an, und fand Eingang. Es ward für ihn in Berlin, im Johnschen Hause an der Ecke der Friedrichs- und Kochstraße ein weitläuftiges Laboratorium gebauet, und eine Menge Sachen von aller Art herbeygeschafft, welche zu dem großen Werke dienen sollten. Es waren auch mehrere Personen dabey angesetzt. Der Director Hr. Z. hatte ein jährliches Gehalt von 2000 Rthlrn. Sein nächster Gehülfe war ein Tanzmeister, welcher mit 600 Rthlr. jährlichen Gehalts Arkanist bey diesem Laboratorium war. Zum Schmelzen war ein Apotheker, Namens Schulrabe angesetzt, welcher 300 Rthlr. jährlich nebst freyer Wohnung hatte. Mehrere Unterbediente waren dabey. Das Wesen währte verschiedene Jahre. Endlich schickte der Eigenthümer, der beständigen großen Ausgaben überdrüßig, jemand nach Berlin, welcher die sämmtlichen Officianten verabschiedete,

dete, und von den zurückgebliebenen Materialien und Gefäßen rettete, was noch übrig war.

Ob und wie viel Geld der König selbst zu diesen Versuchen gegeben habe, ist niemand gewiß bekannt. Aus dem, was der König an den Hrn. v. d. Horst gesagt hat, ist es freylich wahrscheinlich, daß er aus Neugierde oder einer andern Ursache, etwas dazu möge beygetragen haben; aber verschiedene Umstände machen es auch wahrscheinlich, daß dieser Beytrag weder lange gedauert habe, noch beträchtlich gewesen sey. Auf alle Weise war indessen Fredersdorf der Eigenthümer dieser Anstalten; alles was geschah, geschah auf seinen Befehl und für seine Rechnung, und der König hat nie unmittelbar sich dabey zu thun gemacht.

Ueber das neunte Kapitel.

Von Friedrichs politischem Charakter.

Nächst dem Verlieben in eine imaginäre Dulcinea, die in einem goldnen Herzen auf einem silbernen Throne sitzt, ist im gemeinen Leben kein so glücklicher Zustand des seligen Hinbrütens als das Treiben der ehrbaren politischen Kannengießerey! Alle Nerven werden durch sie so wohlthätig angespannt, daß nie Langeweile Statt findet. Man macht so herrliche Plane für das Wohl von Europa, welche, wenn sie auch nichts helfen, doch auch niemals schaden können; man schlägt 50,000 Menschen todt, und sie leben; man erobert Festungen und theilt Länder, und alles bleibt wie es ist. Ein Kaffeehaus- oder Brunnen-Politiker hat oft das Vergnügen, in einem Zirkel von Leuten bewundert zu werden, die in einem ähnlichen Hinbrüten, wie er, liegen; und wird er ja von jemand ausgelacht, so hat es doch nicht so viel zu sagen, denn ihm selbst bleibt unbenommen, den andern mit seinem politischen Plane wieder auszulachen. Ganz anders hingegen ist der Fall, wenn man dergleichen politische Betrachtungen öffentlich bekannt macht. Wenn jemand unternimmt, über den politischen Charakter eines großen Monarchen zu urtheilen, dessen Geschichte er nicht einmal aus den gewöhnlichen bekannten gedruckten Quellen richtig studirt hat; geschweige daß er einigermaßen Kenntnisse von der Beschaffenheit seiner politischen Negociationen aus ungedruckten Quellen hätte haben können,

nen; und wenn er dabey nicht etwa nur einen bescheidenen Versuch über solche kützliche Materie machen will, sondern mit der Mine eines konsummirten Politikers über Sachen abspricht, die er gar nicht richtig kennet; so macht er sich lächerlich bey allen unterrichteten Leuten, und jeder wird ihm zurufen: Ne sutor ultra crepidam! Ob dieß mit unserm Herrn Ritter in diesem so hoch politischen Kapitel nicht etwa auch der Fall sey, wollen wir, nachdem wir einige Anmerkungen darüber werden gemacht haben, den Lesern zu beurtheilen überlassen: nicht einmal etwa bloß denen, welche geheime Depeschen oder Negociationen kennen, sondern sogar auch denen, welche nur die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in den glaubwürdigsten gedruckten Quellen mit Fleiß studirt haben.

Hr. v. Z. sagt selbst in seinem Werke über die Erfahrung S. 8: "Sokrates hat es schon gesagt und "Lord Bolingbroke hat es wiederholt, man dürfe keine Wis"senschaft oder Kunst ausüben, ohne davon die geringsten "Kenntnisse zu besitzen, ausgenommen die Staats"kunst." Wenn man manche politische Tiraden unsers Hrn. Ritters lieset, so möchte man wohl auf die Gedanken kommen, Sokrates und Bolingbroke hätten bey ihm hierin ganz ernsthafte Autorität! Wollte man den Charakter seiner politischen Betrachtungen in wenigen Worten schildern, so könnte man vielleicht füglich von ihm sagen, was von einem sehr bekannten englischen Politiker gesagt wurde:

Of sundry things he talk'd; but all awry!

Wir wollen nur einige einzelne Lücken und Sprünge in diesen feinen politischen Raisonnementen bemerken. Es wird dabey abermals in die Augen

fallen, welche ihm ganz eigene Gabe unser Verfasser hat, Gegenstände schief anzusehen, und mit etwas weniger oder mehr gerade das nicht zu sagen, was er eigentlich hätte sagen sollen.

Hr. v. Z. hebt seinen politischen Sermon folgender Gestalt an: "Friedrichs erstaunende Geistesgröße lag "gar nicht in der Entwickelung eines großen Charakters, "sondern darinn, daß er auf einmal, und mit einem "Sprunge da stand, wie er war und wie er werden sollte, "in seiner vollen Reife und Kraft." Das ist sehr sonderbar! Sonst nimmt man gewöhnlich allgemein an, nichts in der Natur geschehe durch einen Sprung; wir wären also sehr begierig von dem Herrn Ritter zu erfahren, wann und wo die Seele Friedrichs einen so großen Sprung gemacht hätte. Denn gewiß war sie doch einmal im Zustande der Kindheit und der Unwissenheit der Politik. Bis es dem Hrn. Ritter gefällt, uns deutlich zu zeigen, wenn und wie in dem politischen Charakter Friedrichs ein so grosser Sprung geschehen sey, sind wir der unvorgreiflichen Meynung, er werde sich nach und nach und durch dazu gekommene vortheilhafte Umstände entwickelt haben. Wahr ist es, daß sein großer Charakter sich früher entwickelte, und früher fest ward: aber er entwickelte sich; und wer über diesen merkwürdigen politischen Charakter etwas schreiben will, muß zeigen, wie er sich entwickelte, und sich nicht mit einem Salto mortale helfen. Durch einen solchen *Salto mortale* könnte Hr. v. Z. ein Politiker geworden seyn, nicht aber Friedrich der Große!

Hr. v. Z. hat es nun überhaupt an sich, immer etwas weniger oder mehr zu sagen als wahr ist, um sich das Ansehen zu geben, als sagte er etwas Neues. Um zu verbergen, daß er etwas Tri-

viales und etwas allgemein Bekanntes sagt, nimmt er lieber den Mund etwas voll. Friedrichs Charakter war fest, seine Grundsätze waren wohlüberlegt, und er schwankte nicht darinn. Wer weiß das nicht! aber Hr. v. Z. will S. 213 etwas Ungemeines sagen, und sagt etwas Ungereimtes! Er behauptet daselbst: "Was der König in allen Dingen einmal für wahr hielt, "das hielt er sein ganzes Lebenlang für wahr." Wenn dieß von Friedrichs politischem Charakter wahr seyn sollte; so wäre es ihm doch wirklich unnütz gewesen, während seiner Regierung sechs vortrefliche Kabinetsminister gehabt zu haben: zwey Borke, Mardefeld, Podewils, Finkenstein, und Herzberg. Kann Hr. v. Z. wohl im Ernste glauben, daß Friedrich den Rath dieser Minister nie erfordert und nie nach demselben seine Meinung geändert habe? Wenn dieß Hr. v. Z. sich vorstellen kann, so denkt er sehr unwürdig von Friedrich dem Großen. Aber nicht einmal bloß von politischen, sondern ausdrücklich von allen Dingen redet hier Hr. v. Z. Wäre dieses, so müßte Friedrich von einem unbegreiflich starrsinnigen Charakter gewesen seyn. Wenn Hr. v. Z. wirklich glaubte, was er hier behauptet, so hätte er sich dessen doch wenigstens an einigen andern Stellen seiner Fragmente noch erinnern sollen; z. B. im IIten Bande S. 235. Denn daselbst berichtet er uns, daß sich der König durch die Gründe des Herrn von der Horst von seiner festgefaßten widrigen Meinung von den Gebrüdern Schwarz habe abbringen lassen, und setzt hinzu: "Völlige Gerechtigkeit "läßt Hr. Denina aber auch dem Könige in sofern widerfahren, weil er sagt: "des Königs Befehle waren doch nicht "ganz unwiderruflich, da er auch wohl unmaßgebliche "Einwendungen annahm." Da ist also Hr. v. Z weil

er

er im IIten Bande vergaß, was er im Iten Bande geschrieben hatte, in offenbarem Widerspruche mit sich selbst. So geht es: Pour vouloir trop dire, l'on ne dit rien! Friedrich änderte nicht leicht seine Meinung; deswegen glaubte er aber warlich nicht Lebenslang was er einmal geglaubt hatte. Wir möchten uns sogar beynahe getrauen, aus guten Gründen zu muthmaßen, daß Friedrich der Große die anfängliche Meinung, welche er von dem Ritter von Zimmermann hatte, in einigen Stücken geändert habe, ehe noch die neun und zwanzigste Unterredung mit ihm vollendet war.

S. 215. "Um Theilhaber an der österreichischen Erb"schaft zu werden, ergriff Friedrich die Partey von Frank"reich." Also hätte nach des Hrn. Ritters Meinung Frankreich schon Partey ergriffen, schon sich erklärt gehabt, als der König 1740 in Schlesien einbrach? Hätte er doch nur in die Histoire de mon tems gesehen, wenn er sonst nicht wußte wie es war! Friedrich ergriff damals niemands Partey, sondern spielte sein eigenes Spiel. Eher hätte man sagen können, Frankreich hätte des Königs Partey ergriffen. Die erste Eröfnung des Kardinals Fleury darüber war vom 25 Januar 1741, da der Krieg schon angefangen war. Man sehe die Histoire de mon tems, T.I. S. 145; desgleichen auch, wie der König über Frankreich dachte, ebendaselbst S. 275.

S. 217. Hr. v. Z. hat allenthalben ganz besondere Nachrichten, welche andern glaubwürdigen Nachrichten, und oft den Nachrichten des Königs selbst widersprechen. Er versichert, Friedrich habe die geheimen Artikel des Traktats von Worms von dem Landgrafen Wilhelm von Hessen erfahren. Friedrich selbst aber erzählt (Hist. de mon tems,

T. II.

T. II. der Oeuvres S. 62.), sie wären den Generalstaaten mitgetheilt worden, und er habe sie aus dem Haag erfahren. Man sollte denken, Friedrich wäre glaubwürdiger als Hr. v. Z. Warum sollte der König hier nicht den Landgrafen genannt haben, wenn er ihm diesen Dienst geleistet hätte? Er führte ihn schon vorher (S. 30.) an, und überhaupt verschweigt er nirgends die Prinzen, welche ihm dergleichen freundschaftliche Dienste leisteten. Hr. v. Z. erzählt übrigens die Sache so, als ob der König erst im Jahre 1744 von diesem Traktate Nachricht gehabt habe, da er doch nach der höchsten Wahrscheinlichkeit schon im Jahre 1743 davon unterrichtet seyn mußte. Ferner schreibt Hr. v. Z. bloß allein diesem Traktate den Krieg von 1744 zu. Friedrich selbst aber sagt ausdrücklich (Hist. de mon tems, T. II. S. 59.), daß die sehr geheimgehaltene sogenannte Defensivallianz, welche England, Oestreich und Sachsen zu Warschau schlossen, eine der Hauptursachen dieses Krieges gewesen sey. In der Histoire de mon tems, T. II. S. 159 kann man finden, daß nachher dem warschauer Traktate ein geheimer Artikel über die Theilung Schlesiens zwischen Oestreich und Sachsen hinzugefügt ward. Dieß war doch wohl Ursache zum Kriege. Die Politik des Hrn. Ritters geht freylich überhaupt ihren eigenen phantasiereichen Weg, unbekümmert um die Geschichte. Indessen wird er selbst gestehen, daß so geheime Nachrichten er auch haben mag, dennoch Friedrich II. geheimere gehabt haben möge, und daß er also nicht übel würde gethan haben, wenigstens ehe er schrieb, sorgfältig nachzusehen, was Friedrich eigenhändig von seiner Geschichte berichtet.

S. 218. Hier giebt der Hr. v. Z. wieder einen großen Beweis, sowohl von seiner Stärke in der politischen Charakteristik, als von seiner großen Kenntniß der Chronologie. Er sagt: "Der Kar„dinal von Fleury handelte hierbey (1744) so priesterhaft „und kindisch, daß er die ganze Hauptsache in eine Gefahr „setzte, die groß blieb bis zu der Schlacht bey Fontenoi." Er setzt noch sehr weise hinzu: "Fleury folgte aber „eigentlich den Grundsätzen des Kardinals Mazarin." Das ist sehr lustig! Friedrich schloß im April 1744 das Bündniß mit Frankreich, und rückte im August 1744 ins Feld, und der Kardinal Fleury starb schon den 29. Jenner 1743. Ist unser Herr Ritter nicht ein recht tiefer Politiker, daß er den Kardinal Fleury sogar nach seinem Tode noch kindisch und doch zugleich nach den Grundsätzen Mazarins handeln läßt! Wie handelte aber wohl Hr. v. Z., da er so ganz ungereimtes Zeug niederschrieb? Wäre er doch bey der Arzneygelahrheit geblieben, die er so gut versteht, und hätte sich nicht mit Politik, Geschichte, Handlung, Finanzwesen und Kriegssachen befasset, worin er so fremd ist!

S. 221. Hier nennt Hr. v. Z.: "Die beiden „Treffen bey Großhennersdorf und Kesselsdorf." Von einem Treffen bey Großhennersdorf weiß die Geschichte nichts. Es war eine kleine Aktion mit vier sächsischen Regimentern, welche in ihren Quartieren überfallen wurden. Wenn dergleichen kleine Aktionen Treffen heißen, und mit solchen Schlachten wie die bey Kesselsdorf, in eine Reihe gesetzt werden sollen; so hat Friedrich II. wenigstens funfzig Treffen gewonnen. Uebrigens ist es abermals sehr lustig, daß nach Hrn. v. Z. die östreichsche Armee bey dem vermeinten Treffen bey Großhennersdorf

wenig gelitten haben soll. Denn es waren bey Großhennersdorf gar keine Oestreicher. Diese standen bey Görlitz, wo sie der König erst den folgenden Tag angriff, und aus der Lausitz heraustrieb.

S. 223. Hr. v. Z. verirrt sich hier aus der Politik immer mehr in die Kriegskunst; zwey ihm gleich unbekannte Dinge! Er urtheilt in beiden so gar dreist weg, daß ihm Kunstverständige wohl zuweilen zurufen möchten: Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse! — Er kommt hier auf den bekannten Vorfall, daß sich Fr. II. gegen das Ende der Schlacht von Molwitz entfernte. Hr. v. Z., als ein tapferer und einsichtsvoller Kriegsverständiger, sagt: "Friedrichs damaliges Verhalten war "durch einen Zusammenfluß von Umständen so unvermeidlich, "daß auch Achilles und Alexander in solcher Lage nicht "anders hätten handeln können, als Friedrich." Die besagten Umstände erzählt denn Hr. v. Z. so, daß Friedrich den Augenblick gesehen habe, wo er entweder niedergehauen oder gefangen werden müßte, und daß ihn der Schwarm von Fliehenden so mit wegriß, daß er erst in der Nacht seine Armee wiederfand. Aber von allen diesen Umständen ist nicht ein einziger wahr, und es ist also ungewiß, ob Hr. v. Z. meint, Achilles und Alexander möchten bey solchen Umständen gehandelt haben, so wie Friedrich wirklich handelte, oder wie er träumt. Hr. v. Z. hätte schon in Schlözers Staatsanzeigen (XLIX Heft S. 63) im Berichte des Erbprinzen Leopold von Dessau finden können, daß die preuß. Kavallerie weiter nicht floh, als zwischen die beiden Treffen ihrer Infanterie. Ebenfalls hätte er in Hrn. Nicolai Anekdoten (II Heft S. 189) aus dem Munde des unverwerflichsten Zeugen, eines der größten Feldherrn

herrn unserer Zeit, der damals in der Schlacht, und nach der Schlacht, nicht einen Schritt von des Königs Person wich, auf das glaubwürdigste erzählt finden können, daß der König keinesweges, als die Kavallerie des rechten Flügels geworfen war, sich wegbegab; sondern vielmehr nachher nach dem linken Flügel zum Feldmarschall Schwerin ging. Nachdem er sich mit demselben unterredet hatte, ging er nach dem rechten Flügel zurück, und blieb noch in der Schlacht, bis es anfing dunkel zu werden. Erst alsdann begab er sich, weit gefehlt daß er von einem Schwarm von Fliehenden wäre fortgerissen worden, vielmehr bloß mit einem ganz kleinen Gefolge nach Oppeln. Auch kam er nicht in der Nacht zurück, sondern den folgenden Tag bey hellem Tage. — Aber freylich, was kümmert sich Hr. v. Z. viel, ob Sachen wirklich geschehen sind; er erzählt sie wie es ihm selbst gefällt. Dieß ist die bequemste Art; da bedarf es nicht erst des Nachforschens nach der Wahrheit einer Erzählung. Der König selbst hielt nicht sein Verhalten gar für unvermeidlich. Er sagt sehr edel: (in der Histoire de mon tems T. I. S. 167.) "Molwitz fut l'école du "Roi et de ses troupes. Ce Prince fit *des reflexions pro-* "*fondes* sur *toutes les fautes qu'il avait faites*, et il tacha de "*s'en corriger dans la suite.*" So zu denken ist eines großen Mannes würdig.

Ferner S. 223. "Er ritt auch weg von Collin, im "gestreckten Gallop, indeß seine Officire unter sich auf dem "Schlachtfelde sagten, hier ist unser Pultawa!" Hr. v. Z. schreibt dieß seinem Landsmanne, dem General Warnery (Campagnes de Fr. II. p. 169.) nach, ohne ihn zu citiren. Aber dieß gehört zu dessen ganz falschen

Vor-

Vorstellungen. Die preuß. Officiere hatten gewiß weder so sehr den Muth verloren, noch waren sie in der Kriegskunst so sehr unwissend, daß sie Kollin für Pultawa hätten halten können, wo die schwedische Armee zwischen zwey Flüssen eingeschlossen war, und sich auf Kapitulation ergeben mußte. Der General Hülsen blieb ja auf dem Schlachtfelde von Kollin bis Abends um 9 Uhr ruhig stehen, und die Preußen zogen sich zurück und gingen über die Elbe, ohne verfolgt zu werden. Hr. v. Z. läßt den König im gestreckten Gallop von Kollin wegreiten, aus Furcht gefangen zu werden. Keine Voraussetzung kann falscher seyn; denn diese Gefahr war gar nicht da. Der König hatte eine viel höhere Ursache, warum er eher nicht als "nachdem er "seinen Generalen die Disposition zum Zurückzuge der "Truppen gegeben hatte," sich eilig von Kollin wegbegab. "*Après* que le Roi eut *donné ses ordres* aux Géné-"raux *pour la retraite des troupes*, il *courut au plus pressé*," sagt Er selbst. (Guerre de sept ans T. III. S. 176.) Sein durchdringender Geist sah gleich, wie nothwendig es nach verlorner Schlacht war, die Belagerung von Prag aufzuheben. Dahin eilte er also, und führte auch die Aufhebung aufs glorwürdigste aus, ohnerachtet eine Armee von 40,000 Mann in Prag eingeschlossen war. An seine Person dachte er gar nicht, und er konnte auch gar nicht einmal in Gefahr seyn. —

S. 229. Hr. v. Z. ist in seinen Fragmenten öfter darin sehr unglücklich, daß er falsch verstehet, sowohl was er höret als was er lieset, und daß er sich viel unnöthige Mühe giebt, Dinge zu widerlegen, die wahrhaftig des Widerlegens nicht werth sind;

und dabey sind oft die Widerlegungen so ungeschickt und schielend, als die Beschuldigungen welche er zu widerlegen vermeint. Er giebt sich hier und an einigen andern Orten seiner Fragmente die ganz unnöthige Mühe, eine ganz elende längst vergessene französische Scharteke, welche ungefähr im J. 1784 unter dem Titel *Frédéric le Grand* herauskam, zu widerlegen. Es ist die elendeste Rhapsodie, die sich denken läßt. Der Verfasser giebt sich die Miene, als ob er im Jahre 1784 geschrieben habe, und doch hat er nach ganz alten verlegenen Materialien gearbeitet, allerley dazwischen geflickt, Briefe des Königs erdichtet, u. s. w. Der Anfang dieser Schrift ist fast wörtlich aus einer höchstmittelmäßigen französischen Vie du Roi de Pr. genommen, die zu Anfange des siebenjährigen Krieges in Frankreich herauskam, und nachher in Lausanne oder Neufchatel nachgedruckt ward. Eine Menge anderer Materialien ist noch viel älter. So ist z. B. von S. 23 bis 32 ein langer Brief eingerückt. Derselbe hat kein Datum; wer aber nur das A B C von Friedrichs Geschichte inne hat, kann augenblicklich sehen, daß dieser Brief nicht ins Jahr 1784, da diese Scharteke erschien, gehören kann, sondern etwa 1747 oder 1748 geschrieben seyn mag. Denn es wird in demselben S. 30. die Justizverbesserung unter dem sel. Großkanzler v. Cocceji als nächstbevorstehend angezeigt, und es wird des kürzlich geschlossenen Bündnisses Preußen mit Schweden gedacht, welches bekanntlich im May 1747 geschlossen ward; der Graf von Rothenburg, welcher im Anfange des Jahres 1752 starb, wird S. 25 noch als lebend angeführt, u. s. w. In diesem Briefe stehet unter andern S. 26. angeführt: "Der Dresdner Hof

"for-

"fordere, vermöge des Friedens — (der Verf. benennt nicht, welches Friedens) "3000 Kriegsgefangene und "noch 500 von der Landmiliz zurück, welche der preuß. Hof "zurück halte." Hier fällt Hr. v. Z. in den lächerlichsten Irrthum. Ohne zu untersuchen, von welchem Frieden der Briefsteller reden kann, zieht er dieses auf den im J. 1763 geschlossenen Hubertsburger Frieden, und widerlegt so ernsthaft als vergeblich, daß nach dem Hubertsburger Frieden zwischen den preuß. und sächsischen Ministern nichts dergleichen sey verhandelt worden. Zwar kommt der elende französische Zusammenschmierer S. 65 abermal auf diesen Vorwurf, und sagt, er sey nach dem Frieden von 1760 gemacht worden, in welchem Jahre gar kein Friede geschlossen worden ist. Wenn aber der Franzose so unwissend war, daß er Zeiten und Orte untereinander mischte; steht es denn wohl Hrn. v. Z. an, der die deutsche und brandenburgische Geschichte besser kennen sollte, da er unternimmt, über das Leben Friedrichs II. zu schreiben, eben so unwissend zu seyn, und so verkehrt zu urtheilen, als der Franzose? Hätte denn Hr. v. Z. nicht gleich sehen müssen, daß in dem gedachten Briefe, den er sehr überflüßiger Weise zu widerlegen sucht, nur vom Dresdner Frieden 1745, und ganz und gar nicht vom Hubertsburger Frieden 1763 die Rede seyn kann? Diese gar große Ungereimtheit muß auch einem Anfänger in der Geschichte in die Augen fallen. Woher hätten die Preußen am Ende des siebenjährigen Krieges 3500 Kriegsgefangene haben können? Die Sachsen waren in diesem Kriege bekanntermaßen bey der französischen Armee. Nur ein einzigesmal, im J. 1761 bey Langensalze, hatten die Preußen mit ihnen zu thun, wo 360 Kriegsgefangene gemacht wurden.

(S. Oeuvres posth. du Roi. T. IV. S. 190.) Bey der östreichischen Armee standen bekanntlich nur vier sächsische Kavallerieregimenter. Von denselben wurden im J. 1760 in Sachsen auf dem Marsche zwischen Zehaila und Radeburg 400 Gefangene gemacht. (S. Oeuvres T. IV. S. 90.) Wenn man abrechnet, was von sächsischen Kriegsgefangenen gestorben ist, oder Dienste genommen hat, so sind gewiß am Ende des siebenjährigen Kriegs in allem kaum 300 Kriegsgefangene übrig geblieben. Sächsische Landmiliz war damals gar nicht vorhanden. Hingegen im zweyten schlesischen Kriege wurden allerdings bey Hennersdorf, Kesselsdorf und in Dresden sehr viele sächsische Kriegsgefangene gemacht, und besonders auch von der Landmiliz. (S. Oeuvres posthumes du Roi T. II. S. 285—288. 310. besonders 314.) Also nach dem Dresdner Frieden war es möglich, daß eine so große Anzahl sächsischer Kriegsgefangenen zurückblieben. Friedrich erzählt selbst, daß er nach geschlossenem Frieden mit den östreichischen und sächsischen Kriegsgefangenen seine Armee rekrutirt habe; (S. Oeuvres posth. T. II. S. 350.) und allerdings äußerte damals der sächsische Hof, sie wären nicht alle zurückgegeben worden. Hr. v. Z. hätte also unmaßgeblich es hier lieber unterlassen sollen, den König zu vertheidigen; denn seine seynsollende Vertheidigung desselben kann dem Könige nichts helfen, und zeigt nichts, als seine eigene äußerste Nachläßigkeit und Unwissenheit.

Hingegen S. 234 beschließt er dieses politische Kapitel mit einer nagelneuen Nachricht von der Religion der Türken, welche außer unserm Herrn

Rit-

Ritter gewiß sonst niemand weiß, selbst sogar die Türken nicht. Wir lernen hier zum erstenmal, daß die Türken den **Propheten Mahomed anbeten**, oder anrufen. Hr. v. Z. versichert nämlich: "daß die Türken von dem Propheten Mahomed sich Fluch und Tod "und Untergang für die ganze Christenheit erbitten." Davon sagen freylich **Lüdecke** und **Muradgea** nichts; sondern, daß die Türken in allen ihren Gebeten bloß **Gott** anrufen. Indessen! freylich Hr. v. Z., der so vieles so **richtig und genau** weiß, wird dieß ja auch wohl besser wissen; und wahrscheinlich **ganz geheime Quellen** dieser Nachrichten von den Gebeten der Türken haben! Uebrigens scheint es hier beynahe, daß der Hr. Ritter den König von Preußen und seine ganze Armee nicht zu den Christen rechne; denn denselben wünschen doch die Türken gewiß nicht **Fluch, Tod und Untergang!**

Ueber das zehnte Kapitel.

Von des Königs Verhalten gegen die Abgesandten auswärtiger Mächte an Ihn, und gegen seine Abgesandte an sie. Ueber seine Blicke auf auswärtige Dinge, Verhandlungen und Begebenheiten.

Herr v. Z. hat wirklich etwas darin gethan, über seine Kapitel recht vielbedeutende Aufschriften zu machen. Sie gleichen aber mehrentheils den Apothekerbüchsen mit kräftigen Aufschriften, welche unkräftige Arzneyen enthalten. Bey dieser Aufschrift hat er überdieß nicht bedacht, daß diese wichtige Dinge wohl nicht in wenigen Seiten können abgehandelt werden, und daß ein Privatmann sich lächerlich macht, wenn er verspricht, sie vor dem Publikum zu entwickeln. Bekanntermaßen geht das Verhalten der Monarchen gegen die Gesandten seinen ganz eignen Weg, und wird durch Dinge bestimmt, die gewöhnlich sehr geheim gehalten werden. Wer also der Ueberschrift dieses Kapitels einigermaßen Genüge thun wollte, müßte im Kabinette Friedrichs lange gewesen seyn, und dessen innerste Geheimnisse gewußt haben. Vernünftige Leser werden daher über die Präsumtion des Hrn. v. Z. lächeln, und von dessen seynsollender Entwickelung von Friedrichs Blicken auf auswärtige Dinge nicht viel mehr, als ehrbare politische Kannengießerey, und bey den Nachrichten

von seinem Verhalten gegen Gesandte, nur öffentlich bekannte Dinge erwarten. Es wäre indessen allenfalls doch noch einiges Verdienst, auch diese öffentlich bekannte Dinge aus guten Quellen in guter Ordnung vorzutragen, weil sie doch Beyträge zur Charakteristik des Königs und nicht allgemein bekannt sind. Aber Hr. v. Z. hat nicht einmal das Verdienst, bekannte Sachen richtig und vollständig vorzutragen, sondern erdichtet und verstellt auch hier viele Umstände.

S. 235. Er sagt: "Bey den eigentlichen Privataudienzen fremder Gesandten war niemand zugegen, als der "Minister vom Departement der auswärtigen Sachen." Und auch dieser war gewöhnlich dabey nicht gegenwärtig, sondern, nachdem er den Gesandten präsentirt hatte, kehrte er nach dem Vorzimmer zurück.

S. 237. hier erzählt Hr. v. Z. eine gar wundervolle politische Geschichte. Er sagt: "Der Kaiser Joseph II habe dem preußischen Gesandten Baron v. Riedesel "mit Unfreundlichkeit begegnet, und nicht mit ihm gesprochen. "Darauf habe der König auch wieder nicht mit dem Kaiserl. "Gesandten Baron v. Revizky gesprochen." Dergleichen Fälle, daß wenn die Höfe etwas wider einander haben, mit den Gesandten geschmollt wird, kommen in der diplomatischen Laufbahn so oft vor, daß sie fast nicht verdienen bemerkt zu werden. Aus Friedrichs Regierung wären vielleicht zwanzig dergleichen Fälle anzuführen. Aber Hr. v. Z. erwähnt auch diese Geschichte nur, um recht schlau zu zeigen, wie genau er Friedrichs Blicke auf auswärtige Sachen kennt. Er giebt S. 238 nämlich zu verstehen, daß die Begegnung des Kaisers gegen den Baron v. Riedesel einen Einfluß auf die Wahl seines Nachfolgers gehabt habe. Er berichtet — weil er le fin du fin

weiß —: "Der König habe nach des Baron Riedesels To-"de einen Lieutenant von den Gensd'armes, den Grafen "Podewils, als Gesandten nach Wien geschickt. Der Kaiser "habe diesem Lieutenant freundlich begegnet, und einen "Generalmajor, den Fürsten Reuß nach Berlin gesendet. "Diesem Fürsten habe der König darauf eben so freundlich "begegnet, als der Kaiser dem Herrn Lieutenant von "Podewils."

Da sehen wir unsern Hrn. Ritter in seiner ganzen politischen Größe! Er weiß das Geheimniß der Kabinette; und erzählt uns hier, welchen Sieg der König über den Kaiser davon getragen hat, der es arg mit ihm machen wollte, dagegen es der König noch viel ärger machte, bis daß der Kaiser nachgeben mußte. Die ganze Art, wie Hr. v Z. obiges erzählt, zeigt, daß dieß der Blick ist, den seine tiefe Politik hier in das Verhältniß des wiener und berliner Hofes hat thun wollen. Schade freylich, daß die ganze Erzählung den kleinen Fehler hat, daß sie — so wie sie da stehet, — nicht wahr ist. Indessen kann man hierbey in einem hohen Grade das poetische Talent des Hrn. Ritters bewundern, mit dem er Umstände nach Gefallen erdichtet, damit sie die Wirkung hervorbringen sollen, die er im Sinne hat. Es wird der Mühe werth seyn, die Verdienste dieses poetischen Talents hier etwas genauer anzuzeigen; denn man hat es gewiß noch nie bey einem Geschichtschreiber in dem Grade auf die Geschichte angewendet gefunden! Schiller ist ein Dichter, zeigt aber sehr bescheiden, wenn er Geschichte schreibt, nur die Talente eines Geschichtschreibers. Hr. v. Z. ist kein Dichter. Gar nicht! Aber sobald er von historischen, politischen

und

und Finanzsachen spricht, hat er Einbildungskraft, Erfindung, seinen Plan, Verwicklung, Entwicklung, Wunderbares und poetischen Schmuck. Es ist lieblich anzusehen, wie alles unter seiner Feder eine ganz andere Gestalt bekommt!

Um einen desto größern Kontrast hervorzubringen, setzt er den Grafen v. Podewils recht schlau um einen Grad im Militär niedriger, und thut sogar als hätte er wirklich noch im Regimente Gensd'armes als Lieutenant gestanden, da er zum Gesandten in Wien ernannt ward; hingegen den Fürsten Reuß setzt er um zwey militärische Grade höher, als er zu der Zeit hatte, da er nach Berlin kam. Der Graf Podewils, welcher im Jahre 1786 als Gesandter nach Wien ging, hatte bereits den 31. May 1771 seinen Abschied vom Regiment Gensd'armes als Rittmeister genommen; hingegen der Fürst Reuß war in eben dem Jahre 1786, als er seinen Gesandschaftsposten in Berlin antrat, in der kaiserlichen Armee erst Oberstlieutenant. Es ist aber überhaupt vom Hrn. v. Z. sehr ungereimt, den militarischen Rang dieser beiden Gesandten zu vergleichen, worauf es ganz und gar nicht ankommen konnte, da der Graf Podewils schon dreyzehn Jahre vorher die Militardienste verlassen hatte. Der Graf Podewils war Kammerherr, er war schon im Jahre 1778 als Gesandter in Rußland gewesen, er ist aus einer der ältesten, reichsten und ansehnlichsten Familien im Lande, sein Vater war erster Kabinetsminister, und sein Vetter Staatsminister und Gesandter in Wien, wo er sehr beliebt gewesen war. Er war also ein zur Gesandschaft an einen Hof,

wie der Wiener, auf alle Weise qualificirter Herr. Auch nicht das geringste von dem, was Hr. v. Z. hier insinuiren will, ist wirklich wahr; alles nur una spiritosa invenzione!

S. 239. berichtet Hr. v. Z.: "Der englische Ge"sandte Elliot habe den amerikanischen Emissarien in Berlin "durch den irländischen Lord Miltown ihre Koffer er"brechen, und ihre Papiere herausnehmen lassen." Hier zeigt sich wieder die Anekdotenhäscherey und die Gabe zu erdichten, welche Hr. v. Z. ohne die geringste Rücksicht auf Personen und Stände ausübt. An der ganzen Sache ist weiter nichts, als daß den amerikanischen Deputirten unvermuthet eines Abends, man weiß nicht wie, oder von wem (denn durch die geschehene Untersuchung ist sonderlich das letztere nicht herausgekommen), ihr Zimmer im Wirthshause eröfnet, und aus demselbigen einige Papiere herausgenommen wurden. Es ist ungegründet, daß dabey ein Koffer erbrochen worden. Wer es that, hat man nie zuverlässig erfahren. Wie kann denn Hr. v. Z. mit solcher Unbesonnenheit sagen, es sey der englische Gesandte gewesen? Gesetzt aber, man hätte aus den Umständen muthmaßen wollen, dem englischen Gesandten möchte es lieb gewesen seyn, die Papiere der amerikanischen Deputirten zu sehen, und er könnte dahero wohl dieß Stückchen veranlaßt haben; woher in aller Welt will Hr. v. Z. wohl wissen, durch wen dieses Wagestück ausgeführt worden sey? Der Lord Milton (welcher, so viel man sich erinnert, damals noch Lord Roßborough hieß) ist ein reicher irländischer Pair. Ist wohl die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sich ein Mann vom Stande zu einer solchen Kommission würde brau-

brauchen lassen, wobey er, wenn er darüber betroffen worden wäre, sogar persönliche sehr üble Begegnungen hätte riskiren müssen? Hr. v. Z. überlegt gar nicht, welche arge Beschuldigung gegen diesen Lord es ist, daß er einen Koffer erbrochen habe. Wie unerhört unbesonnen! Sagt man wohl dergleichen einem ehrlichen Manne nach? Hr. v. Z. sollte sich schämen, eine solche Beschuldigung so leichtsinnig zu machen. Er überlegt überdieß gar nicht bey dieser Beschuldigung, daß wenn man bey dieser Sache auch nicht den Gesandten habe angreifen dürfen, man doch nicht die geringste Ursache gehabt haben würde, eine Privatperson zu schonen. Wenn eine glaubwürdige Anzeige wider den Lord oder wider sonst jemand gewesen wäre, würde die berlinische Polizey nicht gesäumet haben, wider denselben eine Untersuchung zu veranlassen; und da möchte es jedem sehr übel bekommen seyn, Lord oder nicht, der eines solchen Diebstahls mit Einbruch wäre überwiesen worden. Oder glaubt Hr. v. Z. etwa, ein fremder Mann von Stande dürfe in Berlin ungestraft sich das Vergnügen machen, Stuben zu öfnen und Koffer aufzubrechen? Hr. v. Z. ist auch seit Kurzem ein Mann von Stande; aber, wenn er einmal Berlin wieder mit seiner Gegenwart beglücken sollte, wird er wohl, auch einem Gesandten zu Gefallen, im Vertrauen auf seinen vornehmen Stand einen Koffer aufbrechen wollen? Gewiß nicht. Warum giebt er denn dieß dem Lord Milton Schuld? Er wird selbst einsehen, daß dieß für jeden, der es wagte, übel ablaufen könnte. — Wenn nun vollends, wie Hr. v. Z. vorgiebt, der König über diese Sache so einen gewaltigen Unwillen gehabt hätte, und es wäre auch nur ein glaubwürdiger Verdacht

dacht wider den Lord gewesen, so würde der König, wenn er auch den englischen Gesandten seinen ganzen Unwillen nicht hätte können empfinden lassen, sich doch wohl nicht lange bedacht haben, einem Privatmanne, wie dem Lord zu befehlen, innerhalb 24 Stunden Berlin zu räumen. Dieß wäre das wenigste gewesen.

Ob der König etwa, wenn er geglaubt hätte, der englische Gesandte sey Ursache an diesem Vorfalle, mit demselben einige Zeit möchte geschmollt haben, ist jetzt so genau nicht mehr bekannt. Aber völlig ungegründet ist (welches man aus den zuverlässigsten Quellen versichern kann) des Hrn. v. Z. Vorgeben S. 239, 240. daß der König den Grafen Lusi deswegen zur Gesandtschaft nach London gewählt habe, um dem englischen Hofe seinen Unwillen über diese Sache deutlicher zu verstehen zu geben; daß er gesagt, "deswegen, "weil Elliot Hauptmann bey der Landmiliz in England ge"wesen, so wolle er nun einen Hauptmann eines Frey"bataillons als Gesandten nach London schicken, und daß "der londoner Hof deswegen erst Herrn Elliot weggenommen, "weil er des Königs Freundschaft wegen Holland gesucht "hätte." In der Geschichte ist doch Hr. v. Z. äußerst unwissend. Elliot ward im J. 1782 rappellirt, da England mitten im Kriege mit Frankreich, Spanien, Holland und Amerika war. Eher Holland hätte damals die Freundschaft des Königs gegen England gebraucht. Der König hat bey einer ganz andern Gelegenheit ein ähnliches bon-mot als ein bloßes bon-mot gesagt, welches Hr. v. Z. hieher zieht, um sein Histörchen bunter zu machen. Uebrigens setzt hier Hr. v. Z. wieder zum Besten seiner weisen Erzählungen einen Gesandten um eine Stuffe

im

im Militarstande herunter; denn der Graf Lusi war im J. 1781 als er nach London ging, nicht Hauptmann, sondern trat schon 1778 als Major beym Bataillon Steinmetz in preußische Dienste. Darauf kann er sich verlassen. Daß der König den Grafen Lusi für einen verdienten Mann hielt, erhellt daraus, daß er ihn im J. 1784 zum Obersten avancirte, ohne daß er den Grad eines Oberstlieutenants passirte.

S. 241. will Hr. v. Z. wieder sehr unnöthigerweise den elenden Verfasser der elenden Schrift Frédéric le grand, widerlegen, der den Hof zu Berlin eben so wenig wie Hr. v. Z. kennt. Wozu das?

Was Hr. v. Z. S. 243 bis 245. von dem englischen Gesandten, Ritter Mitchel sagt, ist wieder auf mannigfaltige Weise übertrieben und unrichtig. Mitchel war ein sehr vortreflicher Mann, und der König schätzte ihn sehr; aber es ist die gewöhnliche übertriebene Schreibart des Hrn. v. Z., wenn er sagt: "Der König habe kaum jemals einen Menschen "mehr geliebt als diesen Herrn." Der König hat doch gewiß Mitcheln nicht so geliebt, wie Fouquet oder Lord Marshall. Daß Mitchel den König während des siebenjährigen Krieges begleitet hat, ist wahr; auch hat er seinen noch lebenden Freunden erzählt, er sey einmal in Gefahr gewesen, erschossen zu werden, indem er sich aus Neugier in einer Aktion allzunahe gewagt habe, ob er gleich sey gewarnt worden. Daß Mitchel aber in der Schlacht bey Zorndorf bey dem Angriffe des großen russischen Vierecks mitten unter den Kartätschenkugeln neben dem Könige gehalten habe, glauben Officiere nicht, welche dabey waren, und keiner erinnert sich, ihn

da gesehen zu haben. Hingegen von der Schlacht bey Liegnitz lebt ein Augenzeuge, der sah, daß Mitchel nicht um die Person des Königs, oder in dessen Gefolge, sondern in dem Gehölze ohnweit Hümeln, in einiger Entfernung vom Schlachtfelde bey den Königl. Kabinetssekretären und dem Königl. Gepäcke sich aufhielt. Auch gleich nach der Schlacht war er da noch. (S. Oeuvres posthumes du Roi, T. IV. S. 124, und v. Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges IV. Th. S. 160). Da war auch sein Platz viel natürlicher als mitten im Gefechte. Hr. v. Z. erzählt: "Der König hätte vor der Schlacht "bey Liegnitz Mitcheln gebeten, sich von ihm zu entfernen; "dieser aber habe alle seine Papiere verbrannt, und sey ge"blieben." Wenn Mitchel alle seine Papiere verbrannt hätte, so müßte er besonders seine Chiffern verbrannt haben, und alsdann wäre er eine große Zeitlang seinem Hofe und dem Könige zu nichts nütze gewesen. Hr. v. Z. versichert, der König habe von Mitchel verlangt, er sollte sich entfernen. Es müßte doch also ein sicherer Weg dazu da gewesen seyn, welcher aber wirklich nicht da war. Nun wäre wohl Mitchel ein sehr schlechter Gesandte gewesen, wenn er auf einem sichern Wege nicht lieber seine wichtigsten Papiere geretter, als sie alle unnöthigerweise verbrannt hätte. Aber Hr. v. Z. mag nur gar zu gern etwas Wunderbares erzählen.

Was er S. 246 von den Gesandten sagt, die dem Könige vorzüglich gefallen hätten, ist wieder alles unrichtig. Den östreichischen Gesandten Grafen Puebla konnte der König gar nicht wohl leiden; vielmehr mißfiel er ihm äußerst, theils wegen seines trocknen Wesens, theils weil der König sehr wohl wußte, daß dieser Gesandte starken Antheil

an

an den Intriguen hatte, die in Rußland vom wiener Hofe gegen ihn geschmiedet wurden. Hingegen den östreichischen Gesandten, Grafen Nügent, konnte er sehr wohl leiden, so wie auch eine ziemliche Zeitlang den Freyherrn von Swieten. Den Lord Tyrconel konnte er gar nicht ausstehen. Er sagt dieß in einem Briefe an Darget (Suppl. T. II. S. 468.); und die Ursachen sind in der Hist. de la Guerre de sept ans T. III. S. 43. deutlich angezeigt. Aber auch der folgende Gesandte la Touche, nicht des Touches, wie ihn Hr. v. Z. nennt, gefiel dem Könige so sehr nicht, obgleich besser als Tyrconel. Eher hätte Hr. v. Z. noch den russischen Gesandten Hrn. v. Kaiserling nennen können, der in den Jahren 1747 und 1748 am preußischen Hofe accreditirt war, und mit dem sich der König zuweilen unterhielt.

S. 250. steht wieder eine von Hrn. v. Z. ungereimten wunderbaren Erzählungen: "Der französische "Gesandte wählt einen berlinischen Schurken zum Spion. "Dieser verspricht einem Kabinetssecretair des Königs, wenn "er ihm die Copey der Instruktion des Königl. Gesandten in "Warschau verschaffen könne, tausend Louisd'or. Der Ka"binetssecretair meldet es dem Könige, der König läßt sich "gefallen, daß der Kabinetssecretair eine ganz falsche Depe"sche ausfertige, diese dem Schurken zustelle, und sogar "die 1000 Louisd'or annehme." Wir können aus den gläubwürdigsten Quellen versichern, daß diese Erzählung von Anfang bis zu Ende ein bloßes Mährchen ist, und daß nicht einmal irgend sonst etwas vorgegangen ist, das zu einer solchen Erzählung könne Anlaß gegeben haben. Was für seltsame Begriffe muß Hr. v. Z. von den königlichen Kabinetssekretairen haben, wenn er glaubt, sie gingen mit Schurken um, die Spione sind, oder sie wären Leute, denen man

so

so ohne weitere Umstände 1000 Louisd'or für eine Verrätherey bieten könne. Er hat vielleicht eine andere Geschichte erzählen hören, und verwechselt, da kurz vor dem Kriege 1778 der Legationssekretair eines gewissen Hofes einem Officianten des Kriegskommissariats sehr unbesonnener Weise für eine Designation der Oerter, wo die Magazine angelegt werden sollten, auf einem Koffeehause 20 Louisd'or bot, und auf Befehl der Obern des Officianten eine falsche Designation erhielt. Als die Sache publik ward, wollte der Gesandte die 20 Louisd'or nicht zurücknehmen, mit dem Versichern, es sey nicht möglich, daß es sein Legationssekretair gewesen, der die Designation empfangen, und das Geld gegeben hätte.

S. 251 und 252, So wie sonst sehr oft, muß man über die vermeinte politische Weisheit des Hrn. Ritters die Achseln zucken. Was er von einem Herrn Ellermann erzählt, verhält sich auch etwas anders.

S. 254 berichtet Hr. v. Z.: "Mit den fremden "Gesandten an seinem Hofe betrieb Friedrich am liebsten "selbst seine Unterhandlungen." Freylich, Leute in Berlin, welche unmittelbar mit den auswärtigen Geschäften zu thun gehabt haben, versichern, die Fälle wo der König über Unterhandlungen sich mit den Gesandten selbst eingelassen habe, wären sehr einzeln. Es möchte dieses uns Uneingeweihten auch schon deswegen wahrscheinlich scheinen, weil der König fast das ganze Jahr in Potsdam und die Gesandten in Berlin waren. Aber Hr. v. Z. muß es ja wohl besser wissen. Oben S. 242 hatte er gesagt: "Mit solchen Gesandten ließ sich der König gar nicht ein, "denen man es gleich an der Nase ansah, sie treiben ihr na"türliches Kundschafterhandwerk mit List." Aus dieser

poli-

politischen Nachricht des Hrn. v. Z. erhellet, daß wenn nach seiner Meinung der König am liebsten selbst mit den Gesandten gehandelt hätte, er ihnen vorher hauptsächlich sehr genau nach der Nase werde gesehen haben: Ob sie auch listig aussähen?

S. 256 heißt es: "In Konstantinopel hatte der Kö"nig schon vor dem siebenjährigen Kriege einen Gesand"ten, Namens Rexin, und außer ihm niemand. Aber "gleich bey dem Anfange dieses Kriegs schickte er den "Oberstlieutenant, Marquis de Varenne mit geheimen Auf"trägen dahin." Hr. v. Z. spricht hier wieder so apodiktisch, als ob er die Sache ganz genau wüßte, und doch ist abermals keine einzige von den obigen Angaben richtig. Folgendes ist die wahre Geschichte des Anfangs der türkischen Missionen aus den sichersten Nachrichten:

Gottfried Fabian Haude war eines Kaufmanns Sohn aus Schweidnitz, und war in östreichischen Diensten Lieutenant bey einem Kavallerieregimente, welches an der türkischen Gränze in Garnison stand, wo er ziemlich diese Sprache erlernt hatte. Auf die erlaßnen Avokatorien, wodurch die Landeskinder aus fremden Diensten zurückberufen wurden, verließ er ohngefähr im Jahre 1751 den östreichischen Dienst, und kam nach Potsdam. Der König nahm ihn in seine Dienste, als Lieutenant unter seiner Suite, und stellte ihn bey der in Potsdam liegenden Schwadron der Garde zu Pferde, als aggregirten Lieutenant an, um den preußischen Dienst zu lernen. Er unterhielt sich öfters mit ihm, und es scheint, daß seine Kenntniß der türkischen Sprache und Verfassung bey dem Könige die Idee einer nähern Verbindung mit der Pforte erregt, oder befestigt habe.

Der König schickte ihn im Jänner 1755 nach Konstantinopel. Er legte ihm deshalb den Namen und das Wapen der ausgestorbenen Familie von Rexin bey, und sein Paß ward für den Geheimenkommerzienrath v. Rexin ausgefertigt. Er hielt sich nur wenige Monate in Konstantinopel auf, und kam schon im December 1755 wieder. Also war seine damalige Mission nur vorübergehend, und er konnte eigentlich nicht ein Gesandter genannt werden, weil er als ein solcher von der Pforte noch nicht angenommen, auch solches damals nicht gesucht ward. Auch ists gleich unrichtig, daß der König außer Rexin niemand vor dem siebenjährigen Kriege an die Pforte gesendet habe, und daß Varenne gleich bey Anfange des siebenjährigen Krieges nach Konstantinopel geschickt worden wäre. Denn der Flügeladjutant v. Varenne ging schon im December 1755 ab, und kam im Anfange des siebenjährigen Kriegs wieder. Nun ward Rexin den 21 August 1756 zum zweytenmal an die Pforte abgesendet, da er denn bis nach dem siebenjährigen Kriege beständig da blieb, nach verschiedenen Schwierigkeiten endlich als Gesandter erkannt ward, und im J. 1761 den merkwürdigen Traktat mit der Pforte schloß, der in der zweyten Ausgabe des 1ten Theils der Deduktionen des Grafen von Herzberg gedruckt ist. Die ganze Negociation des Hrn. v. Rexin erzählt Hr. v. Z. S. 257. 258. sehr verstümmelt, ohnerachtet er dabey des Königs Werke citirt. Seltsam ist es, daß Hr. v. Z. meint, es würde unglaublich seyn, wenn es der König nicht selbst sagte, daß der englische Minister Porter dieser Negociation sich widersetzte. Warum denn unglaublich? Hat denn etwa der engli-

englische Hof die Absichten Preußens jemals weiter befördert, als bloß so weit es seine eigenen Absichten erfoderten? Der König sagt es ja selbst in eben der Stelle seiner Geschichte. In der Histoire de mon tems, T. I. S. 52. sagt Er ferner von Holland: „A la suite de l'Angleterre se range „la Hollande, comme *une chalouppe qui suit l'impression „d'un vaisseau de guerre auquel elle est attachée.*" In eben dieser Abhängigkeit hätte England gern Preußen erhalten; aber der König setzte sich selbst zur Zeit seiner größten Kalamitäten dawider, und blieb unabhängig.

S. 259. Hr. v. Z. sagt, der Hr. Oberste von Zegelin sey gegen Ende des siebenjährigen Krieges nach Konstantinopel als Gesandter gegangen. Er ging aber länger als ein Jahr nach geschlossenem Frieden, nachdem er vorher zum Major war ernennet worden, im May 1764 mit dem zurückgehenden türkischen Gesandten Achmet Effendi dahin ab. Fast nichts, selbst das bekannteste nicht, erzählt Hr. v. Z. richtig.

Der Redakteur dieser Anmerkungen stimmt darinn sehr mit Hrn. v. Z. überein, daß es zu wünschen wäre, daß der Hr. Graf v. d. Golze die Geschichte seiner Gesandtschaft an den Tartar Chan bekannt machen sollte. Aber von S. 260 bis 262. erzählt Hr. v. Z., der nichts von dieser Gesandtschaft richtig weiß, dieselbe ganz verkehrt, welches der Redakteur dieser Anmerkungen um so viel sicherer sagen kann, da er das Glück gehabt hat, die Geschichte dieser merkwürdigen Gesandtschaft von dem Hrn. Grafen v. d. Golze selbst vorlesen zu hören. Sogar das, was H. v. Z. aus des Königs Werken nimmt, verkehrt er willkürlich. Der Hr. Graf

v. d. G., welcher jetzt bekanntlich Königl. Dänischer Generallieutenant ist, war zu der Zeit nicht Oberster, wie ihn Hr. v. Z. betitelt, sondern bloß Lieutenant. Seine kühne Unternehmung würde, wenn die Kaiserinn Elisabeth nicht gerade damals gestorben wäre, wahrscheinlich die größten Folgen gehabt haben. Herr Hofrath Frese in Potsdam war nicht der Gesandtschaftskavalier des Hrn. v. Golze, wozu ihn Hr. v. Z. auf eine abenteuerliche Weise macht. Er giebt sich das Ansehn, als ob er Mirabeau widerlegen könne, welcher seiner Meinung nach dem Gesandtschaftsdolmetscher Biskamp zu viel Einfluß bey dieser Gesandtschaft zuschreibe. Aber er ist so unwissend, daß er nicht einmal weiß, daß ein Gesandtschaftsdolmetscher Biskamp nie existirt hat, den er sogar im Register ganz treuherzig anführt. Wenn er gar nicht einmal weiß, wer der Mann war, oder was er war, wie kann er denn von dessen Einflusse urtheilen? Der jetzige Hr. Geheimerath v. Boskamp war Resident des Königs beym Tartar Chan und nicht Dolmetscher, war auch schon vor dem Hrn. v. Golze in Batschiserai. Hievon hätte Hr. v. Z. schon etwas in der Hist. de la Guerre de sept ans, T. IV. S. 275 finden können.

Diese Stelle hat Hr. v. Z. nicht beherzigt, welches doch so nöthig gewesen wäre. Aber eine andere Stelle S. 274 ist ihm destomehr zu Herzen gegangen, wo der König bey der Gelegenheit, daß der Chan seinen Barbier als Gesandten an ihn sendete, halb im Scherze sagt: „chés les peuples orientaux, où „la noblesse est inconnue, ceux-ci sont censés les premiers, „qui approchent le plus de la personne du souverain. Hr. v. Z. drehet sie wider den Wortverstand so, daß er S. 261 versichert: "Bey den Tartaren hat der "Arzt

"Arzt des Chan den ersten Rang nach dem Chan." Diese Naivität des Herrn Ritters, wenn man seine bekannte große Bescheidenheit, und daß er selbst ein Leibarzt ist, erwäget, muß einiges Lächeln erwecken. Offenbar ist es übrigens, daß nach der angegebenen Rangordnung der Tartarn der Leibarzt nicht, wie Hr. v. Z. meint, den ersten, sondern höchstens nur den Rang nach dem Barbier haben könne. Es wäre also einem Arzte nicht zu rathen, etwa auf des Hrn. v. Z. Behauptung, nach der Tartarey zu gehen, um beym Chan einen noch höhern Rang zu erhalten, als den, welchen selbst Hr. v. Z. beym Könige von England hat.

S. 264 und ff. schwatzt Hr. v. Z. wieder ins Leere über den Grafen v. Seckendorf, sieht nicht, daß der König durch einen bloßen Schreibfehler in seinen Oeuvres, T. I. S. 119 l'Empereur schrieb, welches ihm schon die Ueberschrift des Kapitels hätte zeigen können, die S. 117 so lautet: Raisons de faire la guerre *à la Reine d' Hongrie, après la mort de Charles VI.* Er sucht auch hier S. 269 die Nachricht des Königs, über Seckendorfs Papiere, die Jülichsche Erbschaft betreffend, wider die Natur des ganzen Zusammenhangs dessen was der König sagt, auf seine schon oben widerlegte Träumerey, daß der König als Kronprinz nach Wien habe flüchten wollen, mit Gewalt zu ziehen, gerade als ob er es besser wissen müßte wie der König. Es geht dem Hrn. v. Z. auch sonst noch zuweilen so, daß er das, was er erst beweisen sollte, zum Beweisgrunde braucht.

S. 266. schilt er ganz unvermuthet recht sehr auf die Epigrammen. Es muß wohl dem Herrn Ritter etwa manchmal übel mit Epigrammen gegangen seyn! — Der Herr Ritter ist

— tremblingly alive all o'er;

daher schmerzen ihn die Epigrammen so sehr. Wäre es aber für ihn nicht besser so zu handeln, daß er sich den Epigrammen nicht aussetzte, als auf die Epigrammen zu schelten; wobey denn die Lacher immer mehr lachen!

S. 270 u. ff. erzählt er allerley Anekdötchen, und macht allerley unmaßgebliche Reflektionen, welches alles gar nicht in dieses Kap. der Ueberschrift nach gehöret. Er geräth S. 275 auf die jetzige franz. Revolution und sagt: "Daß Montesquieu, Rousseau und Voltaire "in die Herzen der Franzosen jenes unauslöschliche Feuer "trugen, das jetzt den Thron der Bourbone so gewaltig "erschüttert." Also käme doch nach Hrn. v. Z. Meinung die Revolution in Frankreich von Kultur und Aufklärung über bürgerliche Rechte her. Diese seine Meinung hat er übrigens im IIIten Bande dieser Fragmente schon so weit vergessen, daß er daselbst S. 290 in der Anmerkung über Herrn Campe spottet, welcher eben dieß sagte. Dergleichen Widersprüche nimmt sich Hr. v. Z. nicht übel. Minima non curat Praetor!

Eine kleine Probe der Bescheidenheit des Hrn. Ritters zeigt sich S. 276. Er sagt da seine unmaßgebliche Gedanken über den Erfolg der französischen Revolution, legt sie aber dem Könige in den Mund, indem er anhebt: "Friedrich würde vielleicht sagen:" — Unmaßgeblich hätte der Hr. Ritter diese politische Weißagung lieber in seinem eignen Namen sagen sollen; denn wenigstens in Friedrichs Charakter ist sie nicht gedacht! —

Ueber das eilfte Kapitel.

Von den geheimen Quellen der Berichte, die der König von Vorfällen an auswärtigen Höfen und von andern wichtigen Dingen erhielt.

Es wird warlich immer ärger mit der Präsumtion in den Ueberschriften der Kapitel des Hrn. v. Z. Er muß gar keinen Sinn dafür haben, daß ein Privatmann sich lächerlich macht, wenn er Dinge zu beurtheilen übernimmt, welche nur derjenige wissen kann, der zu den innersten Geheimnissen des Kabinets zugelassen ist. Und Hr. v. Z. weiß sogar die bekannten Dinge, von welchen er spricht, nicht einmal recht richtig.

S. 281. Was Hr. v. Z. daselbst von dem Amte Biegen (denn das ist es, ob er es gleich nicht zu nennen weiß) erzählt, ist schief und unrichtig. Niemals hat es der Kanzler Bestuchef besessen, wie Hr. v. Z. vorgiebt. Noch in den sechziger Jahren hat der jetzige Herzog von Kurland einige Schritte zu dessen Wiedererlangung gemacht.

S. 284. Hr. v. Z. thut hier verzweifelt geheimnißvoll; aber Leute, welche die Geschäfte kennen und diese Seite lasen, lächelten über seine Legenden und Grillen, und sahen, wie er alles unter einander verwirrt, um den Anschein zu haben, als ob er wichtige Geheimnisse wüßte, welche doch nur in seinem

Gehirne existiren. Aus zuverlässigen Quellen ist zu versichern, daß der König niemals dem Hrn. v. Saldern (denn den meint Hr. v. Z.; verglichen mit Oeuv. posth. du Roi, T. V. S. 23. 24.) hat 20,000 Thaler auszahlen lassen, am allerwenigsten wegen Danzig (denn eine andere Stadt kann er doch nicht meinen), wegen welcher Stadt 1765 noch gar nichts verhandelt ward. Was das für ein preußischer General ist, den der Hr. v. Z. nach Petersburg schickt, um den Herrn von Saldern zu stürzen, und ob er ihn gestürzt hat, versichern Leute in Berlin, die doch sonst die auswärtigen Geschäfte genau kennen, nicht zu wissen. In St. Petersburg weiß man gewiß am besten, wie es mit der Ungnade des Hrn. v. Saldern zugieng, und lächelt vermuthlich daselbst, so wie in Berlin, über die politische Weisheit des Hrn. v. Z.

S. 284. Es ist wirklich sonderbar, daß Hr. v. Z. über die bekannte Geschichte des Menzel in Dresden, der dem preußischen Hofe die Korrespondenz wider denselben mittheilte (und nicht geheimer Archivarius in Dresden, wie Hr. v. Z. sagt, sondern nur Kanzellist war) das unzuverlässige Werk des Hrn. Denina citiret, da doch des Königs Oeuvres posth., T. III, S. 75, und des Grafen Herzberg Mémoire sur la dernière année de la Vie de Fr. II. S. 17 eher anzuführen gewesen wären, und da sonst noch durch andere Schriften die Sache umständlich genug bekannt, und richtiger erzählt ist, als sie Hr. Denina erzählt; denn nicht aus einer *chambre* où l'on renfermait les depêches du ministre, wie Hr. D. sagt, sondern aus dem Archive wurden die Kopien genommen. Als bekanntermaßen im Anfange des siebenjährigen Kriegs die Originalien aus dem Archive

chive zu Dresden geholt wurden, wußte man ja genau den Ort, wo sie lagen. Nun will noch Hr. v. Z. als ganz etwas neues die Geschichte des östreichischen Legationssekretärs von Weingarten erzählen, die aber aus vielen Büchern, und besonders aus den Streitschriften beyder Höfe schon seit 1756 bekannt genug ist. Der Hr. v. Z. hätte nur die Danziger Beyträge zur Staats- und Kriegsgeschichte Ir Band S. 725, und IIr Band S. 447 nachsehen dürfen, so würde er gefunden haben, wie sehr überflüssig seine Belehrung ist. Uebrigens erzählt er auch hiervon nicht einmal alle Umstände völlig richtig.

Nun bringt er einige Seiten lang Anekdötchen vor, von Mitteln, welche der König angewendet haben soll, Geheimnisse zu erfahren. Seine poetische Ausbildung ist auch hier nicht zu verkennen. S. 290 sagt er selbst: "Solche und tau"senderley andere diplomatische Künste, werden an allen "Höfen, und von allen Höfen in Europa angewendet." Nun! wenn alle Höfe dergleichen thun, wenn sie können; so war es wohl nicht der Mühe werth, hier erst darüber so viel Worte zu machen; denn es war ja nichts charakteristisches von Friedrich. — Und ob alles so ganz genau, so unverschönert wahr wäre? — Schwerlich! wir mögen uns aber nicht weiter darauf einlassen.

S. 290 erzählt Hr. v. Z. wieder eine gar wunderseltsame Geschichte, die nur in einem Kopfe existiren kann, wie der seinige, der nichts näher untersucht, und sich die unwahrscheinlichsten Dinge als wahr vorstellen kann. Er sagt: "Indeß der Ge"neral Hülsen (im Junius 1760) von Meißen nach dem "König eilte, der bey Radeberg stand, erschien bey Son-

"nenaufgang ein österreichischer Officier mit einem Trompe-
"ter vor der äußersten preußischen Feldwache, und verlangte
"den commandirenden General zu sprechen, in einer Ange-
"legenheit, die den König in Preußen selbst beträfe.
"Der General Hülsen kommt, der Oesterreicher erzählt ihm
"die allergenauesten Umstände des Gefechts bey Landshut in
"Schlesien, wo Fouquet gefangen ward. Hülsen bittet sich
"den wertheſten Namen des Officiers aus. Der Oester-
"reicher erwiederte: Er möchte dem Könige nur melden, der
"österreichische General, der sein Freund sey, habe ihm diese
"Nachricht gebracht; und so ritt er weg." Die ganze Geschichte trägt offenbar das Zeichen einer Legende an sich. Hr. v. Z. giebt vor, in die geheimen Quellen der Berichte, die der König erhalten habe einzudringen, und liefert lauter widersprechende und grundfalsche Dinge. Wenn ein östreichischer General, welches wahrlich bloß auf Hrn. v. Z. Autorität niemand glauben wird, vom Könige bestochen gewesen wäre, würde er sich wohl auf solche unsinnige Weise genommen haben, um dem Könige eine wichtige Nachricht zu bringen? Wenn ein östreichischer General an die preußischen Vorposten kommt, den kommandirenden General zu sprechen verlangt, laut sagt, es sey eine Angelegenheit, die den König betreffe, und wohl eine halbe Stunde bey den Vorposten wartet, bis der kommandirende General kommt; so wäre es unmöglich, daß man nicht, sowohl bey der preußischen, als bey der östreichischen Armee erfahren hätte, wer dieser General gewesen wäre, wenn er auch gleich nicht seinen wertheſten Namen sagte. Was hätte nicht dieser General riskirt, wenn es bekannt worden wäre, daß er in geheimer Verbindung mit dem Könige stände? Was hätte er antworten wollen, wenn er bey seiner eigenen Armee hätte Rechenschaft geben

sollen,

sollen, warum er den preußischen kommandirenden General zu einer Unterredung habe rufen lassen? Hr. v. Z. ist indessen von dieser Legende so eingenommen, daß er hinzu setzt: "Es sind gewiß noch hundert "Personen am Leben, die diese sonderbare Anekdote wissen." Dieß ist aber in die Luft hinein geredet. Man fordert Hrn. v. Z. hiemit auf, nur fünf damals bey dem Hülsenschen Korps gegenwärtige glaubwürdige Personen herbeyzuschaffen, welche diese Anekdote unter ihrer Namensunterschrift, als wahr bezeugen wollten. Er findet gewiß nicht Einen; denn, wohl zu merken, es ist nicht möglich, daß diese wunderbare Anekdote wahr ist. Der General Hülsen stieß den 18ten Junius zum Könige bey Radeberg (S. Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Kriegs IVter Th. S. 48.), und das Gefecht bey Landshut in Schlesien geschah erst den 23ten Junius. Der vermeinte östreichische Freund des Königs hätte also in Sachsen von diesem Gefechte die genauesten Umstände fünf Tage früher wissen müssen, als es in Schlesien vorfiel! — Das laß mir einen Freund seyn, der geheime Berichte früh bringt! — Das laß mir einen Fragmentenschreiber seyn, der wunderbare geheime Nachrichten zu Markte zu bringen weiß! — Es leben gewiß noch hundert und mehr Personen, welche bezeugen können, daß der König die erste Nachricht von dem Unglücke bey Landshut, durch das Freudenfeuer erhielt, welches die östreichische Armee den 25ten machte, und daß er sich bey den feindlichen Vorposten erkundigen ließ, was es bedeute. Hr. v. Tempelhof berichtet dieses auch ausdrücklich im IVten Theile seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges, S. 51.

Es ist eine ekelhafte und undankbare Bemühung, die Menge grundloser Anekdoten, wie diese, welche die politische Weisheit des Hrn. v. Z. für geheime Berichte ausgiebt, mühsam zu untersuchen, um sie in ihrer ganzen Blöße und Ungereimtheit zu zeigen. Aber es ist auch zuweilen lustig genug, bey dieser genauen Untersuchung zu finden, auf welchem Wege er sich wohl möge verirrt haben, indem er alle Augenblicke die Geschichten und ihre Umstände verwechselt, weil er gar nichts untersucht und, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Glocken hat läuten hören, aber nicht weiß, wo sie hängen. Hier läßt er den König die Schlacht bey Landshut durch einen östreichischen General erfahren, der sein Freund ist. Hingegen im IIIten Bande S. 386, läßt er die einen Monat darauf erfolgte Einnahme von Glaz dem Könige durch das Jubelfeuer der Oestreicher bekannt werden. Gerade umgekehrt! Der König erfuhr das Treffen bey Landshut durch das Freudenfeuer der Oestreicher, und hingegen die Einnahme von Glaz durch den östreichischen General, Grafen Nugent, welcher in der Nacht vom 21ten Julius bey dem Ausfalle aus Dresden gefangen ward. Der König erzählt dieses selbst in der Histoire de la guerre de sept ans, T. IV. p. 101. Dieser General könnte, wenn man will, ein Freund des Königs genannt werden; denn der König konnte ihn, als er nachher von 1764 bis 1770 kais. Gesandter in Berlin war, sehr wohl leiden. Aber, welches wohl zu merken ist, er war nicht ein Verräther, wozu Hr. v. Z. einen östreichischen General machen will. So findet man bey unzähligen andern Erzählungen des Hrn. v. Z., daß ein ganz klein wenig wahr davon ist, aber das meiste ist denn nachher hinzugesetzt, ver-

verwechselt, untereinander geworfen, mit willkührlich erfundenen Umständen aufgepuzt, entweder vom Hrn. v. Z. selbst, oder von denjenigen, von denen er dergleichen leere Erzählungen als bisher geheim gehaltene Wahrheiten hörte, oder von beiden.

Eben so ist es mit der S. 292 erzählten Geschichte beschaffen, von einem östreichischen 1757 gestorbenen General, in dessen Schatulle man "eine ganz "ungeheure Summe preußischer Friedrichsd'or von der "lezten Ausmünzung," gefunden haben soll. Hr. v. Z. will allenthalben Verräther finden. Aber er muß sich doch einen Verräther nicht so gar dumm vorstellen, daß er sich in einer Geldsorte wird bestechen lassen, die in dem Lande, wo er wohnt, gewöhnlich nicht gilt. Wenn von preußischer Seite ja ein östreichischer General zu bestechen gewesen wäre, so würde man natürlicherweise eine ungeheure Summe lieber durch Wechsel übermacht haben, welches damals so sehr leicht war, und geheimer geblieben wäre, als wenn man eine ganz ungeheure Summe in einer in allen östreichischen Landen nicht gangbaren, und also sehr auffallenden Geldsorte auf Wagen einem feindlichen Generale zugeführet hätte. Allenfalls würde man ja doch lieber holländische Dukaten genommen haben, als Friedrichsd'or, die der Bestochene nicht ausgeben, und durch die er sich etwa verdächtig machen konnte. Aber gesetzt, es wären auch die Friedrichsd'or in der Schatulle gefunden worden; was beweiset das für die geheimen Berichte? Wenn ein preußischer Officier eine große Summe kremnitzer Dukaten oder Souverainsd'or im siebenjährigen Kriege besessen hätte; würde er bloß desfalls für einen Verräther

zu

zu halten gewesen seyn? Konnte er sie nicht im Spiele gewonnen, konnte er sie nicht erbeutet haben?

Eben so wenig zuverläßig ist, was Hr. v. Z. S. 293 von einem preußischen General und Ingenieur-Hauptmann erzählt, auf die er auch den Verdacht der Bestechung wälzen will. Er führt sie auf die Autorität des Generals v. Warnery an, dem er überhaupt allenthalben ganz getrost alles nachschreibt, vielleicht bloß weil er sein Landsmann ist. Daß die Campagnes de Frédéric II. welche unter dem Namen dieses sonst braven Generals herausgegeben sind, höchst unzuverläßig und oft sehr unbillig und parteyisch sind, ist schon gar zu bekannt. Hr. v. Z. hätte nur dürfen nachsehen, was Hr. von Tempelhof, den er doch wohl für einen gültigen Richter erkennen wird, davon urtheilt, z. B. in der Geschichte des siebenjährigen Krieges IVr Theil S. 12 und 41. Dieser IVte Theil eines klassischen Werks, (das wie man leider! siehet, Hr. v. Z. überhaupt niemals nachgeschlagen hat,) war schon fast ein Jahr heraus, ehe Hrn. v. Z. Fragmente herauskamen. Eben so lange war auch schon die öffentliche Erklärung des Hrn. Lieutenant v. Warnery, des Sohnes des sel. Generals, erschienen, eines edlen Mannes, dessen kindliche Liebe zwar wünschte, daß seinem sel. Herrn Vater nicht zu viel zur Last gelegt würde, der aber dieser schätzenswürdigen innern Empfindung nicht die Wahrheit aufopfern will; sondern mit einer Unparteylichkeit urtheilt, die ihm die größte Ehre macht. Er sagt ausdrücklich: *) "Ich bin überzeugt, "daß mein Vater, wenn er noch lebte, nicht ohne äußer- "sten Unwillen sehen würde, daß ein solches Quodlibet, so "viel

*) S. Wahrheit und Freymüthigkeit in schwesterlicher Umarmung von Kausch. 1s Bändchen, Nürnberg 1789. S. 153 ff.

"viel es auch gutes enthält, als seine Waare dem Publikum "aufgetischt worden." Er zeigt auch ferner die Ursache an, warum dieses Buch seines Herrn Vaters das nicht ist, was es seyn sollte. Es ist nämlich dieß Buch ein bloßes Brouillon oder erster Entwurf, welchen sein Hr. Vater verloren hat. Er wünscht, nicht unbillig, man möge seinem Herrn Vater nicht persönlich "zur Last legen, was sich in einem verloren "gegangenen und ohne seinen Willen ins Publikum ge"kommenen Brouillon von Manuskripte befindet; in einem "Brouillon, der ohne seines Herrn Vaters Wissen in ei"nes Wiener Buchhändlers Hände gekommen, und den er "unverbessert nie hat ins Publikum treten lassen wollen." Durch diese Erklärung ist zwar die Ehre des sel. General v. Warnery gerettet, aber der Werth des Buchs ist auch so bestimmt, daß man es als Autorität wohl nie anführen darf, am wenigsten bey Anekdoten zum Nachtheile eines Dritten. Auch ist wohl zu bemerken, daß der sel. General v. Warnery bereits zu Ende des Jahres 1757 oder im Anfange des J. 1758 seinen Abschied nahm. *) Daher ist er für alle folgende Jahre nicht für einen Augenzeugen anzunehmen, sondern erzählt nur aus andern Nachrichten und Ueberlieferungen.

Es ist überhaupt sehr ungereimt, daß Hr. v. Z., der sich zu Anfange S. 5 gerühmt hatte, "seine Denk"würdigkeiten sollten nicht aus Büchern oder auswärtigen "Ueberlieferungen genommen seyn," sogar wo er von geheimen Berichten zu reden sich die Mine giebt, ganze Seiten voll Anekdoten aus einem so bekannten Buche wie des Generals v. Warneri Schrif-

*) Sein Regiment würde im März 1758 an den Obersten v. Möhring gegeben.

Schriften sind, abschreibt, und wieder abdrucken läßt. Noch ungereimter ist es, daß er S. 293, mit angenommener großer Wichtigkeit sagt: "Ich erzähle diese Geschichten von Treulosigkeit so pünktlich und genau, damit man überall gute Wache halte." Das ist sehr lustig! Wahrhaftig die Höfe bedurften auch wohl die kahlen Geschichten des Hrn. v. Z., um überall gute Wache gegen die Spionen zu halten! Und die Pünktlichkeit und Genauigkeit dieser Geschichten!! Unpünktlicher und ungenauer ist gewiß kein Geschichtschreiber, kein Anekdotenschreiber und kein Fragmentist als unser Ritter!

Ueber das zwölfte Kapitel.

Von der englischen Allianz im siebenjährigen Kriege und ihren Folgen. Von der Theilung von Polen, und vom deutschen Fürstenbunde.

Dieß Kapitel ist 17 Seiten lang über drey wichtige Begebenheiten, und von allen ist so viel als nichts gesagt. Ueber die englische Allianz streitet sich Hr. v. Z. mit dem Abt Denina. Denina kannegießert, ohne den preußischen Staat, dessen Geschichte und dessen politische wahre Lage zu kennen; und Hr. v. Z. kannegießert eben so dagegen. Man kann ihnen die Freude lassen. Beide dachten: Stulta est clementia perituraе parcere chartae! Aber der Leser, der sich wirklich unterrichten will, gewinnt durch alle diese unmaßgeblichen Reflexionen gar nichts.

Uebrigens muß doch Hr. v. Z. immer einen Seitensprung machen, der seine große Wichtigkeit zeigen soll, und mehr nicht zeigt, als daß er von sich selbst sehr viel hält, und von der Geschichte und Verfassung des preußischen Staats sehr wenig weiß. S. 300. erzählt er eine kleine Anekdote, die wir doch etwas näher beleuchten müssen. Er versichert, im fünften Kapitel die Ursachen angegeben zu haben, warum Lord Bute Friedrichs Feind gewesen sey. Diese geheime Angabe ist aber nichts als eine leere Voraussetzung des Hrn. v. Z. (S. oben S. 171.) Nun will er wieder die Ursachen angeben, warum Lord Stor-

mont nicht Friedrichs Freund gewesen. Er sagt sehr wichtig: "die Geschichte der Zeit erwähne nichts von "den Ursachen davon." Aber Hr. v. Z. weiß sie. Wir wollen hören wie genau sie Hr. v. Z. weiß! Er sagt: "Der englische Gesandte zu Dresden, Lord Stormont, der ei- "ne sächsische Gemalinn hatte, bat den König, die sächsische "Armee aus dem Pirnaischen Lager weg zu lassen. "Friedrich fand dieß gar nicht zuträglich. Lord Stor- "mont wollte darauf den König bereden, sich mit Oestreich "und Sachsen zu vergleichen! Schnurstracks gegen das "Interesse von England ging diese Rede des englischen "Gesandten. Der König antwortete nichts, aber der Rit- "ter Mitchel ergriff den Lord beym Arme, ging mit ihm ans "Fenster, gab ihm die heftigsten Verweise, drohete, kam "dann wieder zum Könige, und sagte ihm etwas ins Ohr, "das ich weiß und verschweige."

Daß Lord Stormont eine sächsische Gemahlinn gehabt hat, mag immer einigen Einfluß bey seiner menschenfreundlichen Bemühung den König mit Sachsen zu vergleichen, gehabt haben. Indessen der holländische Gesandte Hr. Calkoen arbeitete eben so unermüdet an diesem Vergleiche, und der hatte doch keine Gemahlinn aus Sachsen; also muß das Ding wohl außerdem noch an einem andern Haken gehangen haben!

Hr. v. Z., weil er die Geschichte des Königs so wenig studirt hat, hat öfter das Unglück, daß er etwas als eine ganz neue und geheime Nachricht erzählt, was die ganze Welt schon längst weiß, und besser weiß als er. Es scheint, er glaubt, er sey der erste, der berichtet, daß Lord Stormont die Preußen und Sachsen hat vergleichen wollen. Er weiß aber nicht, daß in damals herausgekommenen Staatsschriften und öffentlichen Berichten davon genugsam

geredet worden ist. Hr. v. Z. schlage nur die bekannten Danziger Beyträge auf. Daselbst kann er im 1ten Bande S. 242 u. ff. die Vergleichsversuche des englischen und holländischen Gesandten umständlich beschrieben finden. Daß dergleichen Vergleichsversuche schnurstracks gegen das Interesse von England gewesen wären, muß man einem Manne von so großen politischen Einsichten, wie dem Hrn. v. Z. schon glauben, weil er Kabinetsgeheimnisse so sehr anschaulich pünktlich und genau weiß. Wir wollen ihm also hierin weiter nicht widersprechen; sonst möchte er uns etwa mit Nachrichten widerlegen, die er unmittelbar aus dem englischen Kabinette erhalten hätte! Ob Hr. Calkoen dabey etwa auch wider das Interesse der vereinigten Provinzen gehandelt habe, sagt Hr. v. Z. nicht, der überhaupt vom Hrn. Calkoen gar nichts zu wissen scheint. Wir wissen es nicht, und sind überhaupt über das Interesse der europäischen Potentaten und Republiken nicht so genau unterrichtet, wie Hr. v. Z.! — Nur unterwinden wir uns zu glauben: der Vergleich mit Sachsen sey nicht gegen das Interesse von Preußen gewesen, und Friedrich habe es damals allerdings für zuträglich gehalten, die sächsische Armee aus dem Lager bey Pirna gehen zu lassen, ja der König habe es sogar selbst zur Bedingung seiner Unterhandlungen mit dem Könige von Polen gemacht, daß die sächsischen Truppen das Lager bey Pirna verlassen sollten. Wir glauben daher ferner, wenn auch gleich der Hr. v. Z. von dem damaligen Interesse Englands sehr genau, etwa vom Könige von England selbst, oder vom Lord Stormont, oder vom Ritter Mitchel unterrichtet worden wäre,

er hingegen von dem damaligen Interesse von Preussen sehr schlecht unterrichtet sey. Wir würden uns nicht unterstehen, dieß zu behaupten, wenn es nicht zufolge der eigenen Erklärungen des Königs an den Lord Stormont und an den sächsischen Hof geschähe. Hr. v. Z. wird schon so gefällig seyn uns zu vergeben, daß wir hierin dem Könige mehr glauben, als ihm!

Hr. v. Z. hat hier abermals das Unglück, daß er die bekanntesten Dinge aus Friedrichs Geschichte nicht weiß In den gedachten Danziger Beyträgen S. 243. kann Hr. v. Z. in einem authentischen Berichte finden: daß wegen dieses Vergleichs nebst dem Lord Stormont auch noch der Kursächsische Minister, Graf v. Salmour, zum Könige gekommen, Welcher ihren Vortrag sehr gnädig angehört, und nicht etwa — wie uns Hr. v. Z. berichtet — nichts geantwortet, sondern ihnen vielmehr folgende ausführliche Antwort ertheilen lassen, welche leider! der Meinung des Hrn. v. Z. ganz entgegen ist:

"Se. Maj. der König von Preußen wünschten nichts "mehr, als den König von Polen in denen Gesinnungen "zu sehen, die Ihren Erklärungen gemäß wären. Die "Neutralität, welche der König von Polen gern beob"achten wollte, wäre eben das, was der König von "Preußen verlangt hätte. Damit aber diese Neutra"lität auf einen gewissen Fuß gesetzt werden möchte, und "nicht verändert werden könnte, so wäre der König "von Preußen zufrieden; daß der König von Po"len Seine Armee auseinander gehen und die bey "Pitna versammleten Truppen ihre Quartiere "wieder beziehen ließe. Ein solcher Schritt würde "den König überzeugen, daß die Neutralität gewiß wä"re, und nicht das geringste Bedenken mehr verursache."

Hr.

Hr. v. Z. kann ferner S. 244. finden, daß der König von Polen diese Bedingung schlechterdings verwarf, und bey seiner Armee dagegen eine kriegerische Erklärung bekannt machen ließ, welche daselbst *in extenso* abgedruckt ist. Ferner S. 245. daß die fremden Minister (das heißt, Lord Stormont und der Hr. Calkoen) sich abermals zum Könige begaben, um die zu einem gütlichen Vergleiche gemachten Versuche zu wiederholen, und daß der König sich geneigt dazu bezeigte. Endlich S. 246. daß sich auch der Kurprinz von Sachsen zum Könige von Preußen begab und mit demselben eine lange Unterredung hatte, von deren Erfolge man vernahm:

"Daß Se. preußische Majestät noch immer als eine "Hauptbedingung verlangten, daß sich die sächsische "Armee auseinander begeben und nach ihren Quar"tieren verfügen sollte, in welchem Fall die preußi"schen Völker Sachsen verlassen, oder wenn ja Se. "Majestät Ihrer Sicherheit wegen einige Truppen zu"rück zu lassen für nöthig fänden, solche dennoch auf "ihre Kosten zehren, und dem Lande nicht zur Last fallen "sollten."

Es wird uns also Hr. v. Z. auch erlauben, ob er gleich nach seiner ihm beywohnenden politischen Weisheit, sehr weite Blicke an dem politischen Horizont thun kann, dennoch der Meinung zu seyn, er habe S. 302. folgendes sehr ungereimt gesagt: "Stormont "kam dessen ungeachtet, — (nämlich Hr. v. Z. meint, ungeachtet er Preußen mit Sachsen hatte vergleichen wollen! — Freylich hätte das nach langen Jahren ein wichtiger Grund seyn sollen, nicht ins Ministerium zu kommen!) — "nachmals ins englische Ministerium. "Wäre er Minister geblieben, so hätte sich England mit

"Preußen niemals vereinigt:" — (und nun höre man, warum) — "weil Friedrich im siebenjährigen Kriege der "Lady Stormont den Gefallen nicht thun wollte, die "sächsische Armee entwischen zu lassen." Der König hatte ja, so lange er mit Lord Stormont negociirte und bis zum 11ten September 1756 allen möglich guten Willen, — wir wissen nicht, ob der Lady Stormont zu gefallen oder aus andern Ursachen, — die sächsische Armee aus dem Lager von Pirna ungestört in ihre Quartiere gehen zu lassen. Also hätte die Lady sehr unrecht gehabt, auf den König von Preußen böse zu seyn. Und — mit Wohlnehmen der politischen Einsicht des Hrn. Ritters — woher weiß er, daß sich England mit Preußen nie vereinigt hätte, wenn Stormont Minister geblieben wäre? Hat es ihm Lord Stormont gesagt? Oder schließt er es bloß aus obigen ganz falsch von ihm erzählten Anekdoten? So schließt er es eigentlich aus nichts. Glaubt er in der That, daß ein Staatsminister ein vor 20 Jahren vorgefallenes pourparler nie vergessen und alle andere Staatsgründe deshalb hintansetzen werde? Würde wohl Hr. v. Z. selbst so unversöhnlich seyn? Wir hoffen doch nicht! Zu der Zeit da Lord Stormont im englischen Ministerium saß, war gar keine Gelegenheit zur nähern Verbindung Preußens und Englands. Des Hrn. v. Z. weise politische Bemerkung ist gerade so schlau, wie die im Vten Kapitel über den Lord Bute, dessen Gunst der König verscherzt haben sollte, weil er 15 Jahre vorher einen mit einer Tänzerinn gemachten Kontrakt hätte wollen gehalten wissen. S. oben S. 170.

Von der ganzen seynsollenden Anekdote bleibt nichts übrig, als: 1) daß der Lord Stormont irgend

gend etwas gesagt hat, was dem Könige und dem Ritter Mitchel mißfiel. Dieß könnte wohl etwa noch was anders als die bloßen Vergleichsvorschläge gewesen seyn, zu denen sich der König, wie aus der authentischen Relation zu ersehen ist, offenbar so willig erzeigte. Und nun 2) der sehr wichtige Umstand, daß der Ritter Mitchel dem Könige irgend etwas ins Ohr sagte, was Hr. v. Z. weiß, und verschweigt. Dieser letzte Umstand ist freylich in sofern sehr merkwürdig, weil es Hrn. v. Z. sehr sauer anzukommen scheint, irgend etwas zu verschweigen, was er nur irgend woher zu wissen glaubt. Verschiedene arge Indiskretionen in seinen Fragmenten bezeugen genugsam, wie sehr er zum Ausschwatzen geneigt ist, und man findet so gar sehr oft, daß er mehr sagt, als er wirklich weiß. Indessen, kann nicht leicht etwas lächerlicher seyn, als die Wichtigkeit, welche Hr. v. Z. hier auf sein Wissen und Verschweigen legt. Was Mitchel dem Könige ins Ohr sagte, sollte doch, wie es scheint, Lord Stormont nicht wissen; sonst hätte es Mitchel nicht dem Könige ins Ohr gesagt. Es hat also offenbar nicht die geringsten Folgen gehabt; denn daß Lord Stormont nachher als Minister nie mit Preußen würde einen Allianztraktat geschlossen haben, ist eine leere Voraussetzung des Hrn. v. Z. um sich wichtig zu machen, die durch nichts bewiesen ist, und durch nichts bewiesen werden kann. Der Fall einer Allianz hätte erst müssen vorhanden seyn, um zu sehen, wie Lord Stormont würde gehandelt haben; und wäre denn auch eine Allianz mit Preußen nicht zu Stande gekommen, woher hätte man wissen können, daß die Negociation über Pirna Schuld daran gewesen? Also wird wohl sehr wenig

nig daran gelegen seyn, ob man genau weiß, was Mitchel dem Könige über den Lord Stormont eigentlich ins Ohr sagte. Und was weiß denn nun eigentlich der Leser, wenn er weiß, daß es Hr. v. Z. weiß? Wozu wird dieß ihm gesagt? Wir wollen ein Beyspiel geben, si parva licet componere magnis! Hr. v. Z. erzählt (im IIIten Bde der Fr. S. 37.) "daß er "an dem ägyptischen Obelisk vor Sanssouci mit höchster In"brunst betete." Wenn nun jemand in einer gedruckten Schrift sehr geheimnißvoll sagte: "Ich weiß genau "die Worte, mit denen er betete, aber ich verschweige sie!" Was hätte nun dieser Schriftsteller seinen Lesern wohl eigentlich gesagt? —

S. 303 u. ff. wird über die Theilung von Polen sehr viel gekannegießert und verschiedene Nachrichten gegeben, die ganz neu sind; z. B.: "Daß der preußische "Gesandte in Warschau, Hr. v. Benoit, alle NB. alle Vorschrif"ten unmittelbar aus der Hand des Königs bekommen — "Daß Preußens Antheil von Polen mehr werth sey, als der "ganze Antheil Rußlands und der ganze Antheil Oest"reichs zusammengenommen — Daß die dem Kaiser bey "der Theilung von Polen zugefallene Salzwerke nicht den "großen Vortheil gaben, den man davon vermuthete — "Daß Frankreich bey der Theilung von Polen, erschrecklich "bange ward — Daß es einen Emissar nach Berlin schick"te, welcher Frankreichs Garantie für ein von dem Könige "nach eignem Belieben gewähltes Stück von Polen, "anbot." — Hr. v. Z. sagt S. 308 sehr ernsthaft: "Man kann denken, wie Friedrich einen solchen Emissar an"blickte." — Wir setzen hinzu: Man kann denken, wie Friedrich den Hrn. v. Z. würde angeblickt haben, wenn er ihm in seiner ersten oder ein und dreyßigsten Unterredung diese Wunderdinge erzählt hätte!

S. 308.

S. 308 giebt Hr. v. Z. auch ganz neue und unerhörte Nachrichten über den deutschen Fürstenbund, welche seine sublime politische Einsicht, und wo nicht die Richtigkeit, doch die völlige Neuheit seiner geheimen politischen Nachrichten ins hellste Licht setzen. Er berichtet: "Seit 1780 und "1781, seit Entdeckung des Projekts, Rußlands Fahnen "auf die Mauern Konstantinopels zu pflanzen, war "Friedrich mit dem Kurfürsten von Mainz, wegen des "Deutschen Fürstenbundes in eigenhändiger Korrespondenz; "und diese Korrespondenz umhüllte die Nacht des tief"sten Geheimnisses." Es war Hrn. v. Z. aufbehalten, die Eroberung von Konstantinopel mit dem deutschen Fürstenbunde in Verbindung zu bringen, welches wohl sonst noch keiner menschlichen Seele eingefallen ist! Jedermann glaubte sonst, die Theilung von Baiern habe Veranlassung dazu gegeben! Es ist auch wirklich viel, daß die Nacht des tiefen Geheimnisses dieser Korrespondenz, NB. seit 1780, blos allein für Hrn. v. Z. erhellet worden ist; denn bis jetzt haben die größten Staatsleute, auch die preußischen, geglaubt, in den Jahren 1780 und 1781 habe weder der König, noch sonst jemand an den deutschen Fürstenbund gedacht. Aber Hr. v. Z. weiß mehr, als sie alle. Er sagt ausdrücklich: "Dieser Brief"wechsel liegt nun ganz im geheimen Archiv zu Berlin." Man sollte (wie sonst bey den Fragmenten mehrmals) glauben, was Hr. v. Z. so sehr apodiktisch sagt, müsse er doch ganz gewiß, und aus den sichersten Quellen wissen; aber er hat diese Nachricht ganz aus der Luft gegriffen! Wir können aus der glaubwürdigsten Quelle versichern, daß im geheimen Archive zu Berlin von diesem angeblichen Briefwechsel nicht ein Blatt lieget. Daß

noch bis jetzt jemand in Berlin etwas von einer solchen angeblichen Korrespondenz wisse, möchte kaum zu glauben seyn; daher es dem nach Hrn. v. Z. (S. 309) für allwissend gehaltenem französischen Staatsminister v. Vergennes desto weniger übel auszudeuten ist, daß er (wie Hr. v. Z. versichert) nicht den Schatten einer Muthmaßung davon hatte. Von dem was nicht existirt, läßt sich schwerlich etwas muthmaßen! Wenn es mit der Existenz dieses Briefwechsels von 1780 und 1781 überhaupt, eben so beschaffen ist, wie mit der Existenz desselben im geheimen Archive zu Berlin, — die doch Hr. v. Z. so sicher zu wissen vermeint, — so existirt er gewiß gar nicht; und Hr. v. Z. wird wohl nur in seinem Eifer sich politischer Geheimnisse zu rühmen, das Jahr 1785 mit dem Jahre 1780 verwechselt haben, um ein Anekdötchen mehr zu erzählen! — Eine Betrachtung, die sich ganz natürlich darbietet, macht sein Vorgeben noch unwahrscheinlicher. Hätte der König von Preußen, wenn es auch später als im J. 1780 geschehen wäre, dennoch eher mit dem Kurfürsten von Mainz als mit allen andern deutschen Kurfürsten korrespondirt; so sollte man fast denken, der Kurfürst von Mainz würde, zumal da er der erste Kurfürst des Reichs ist, auch an den ersten Berathschlagungen wegen des deutschen Fürstenbundes Theil genommen haben. Es ist aber bekannt, daß Sachsen, Brandenburg und Hannover eigentlich den Fürstenbund schlossen, und daß hernach der Kurfürst von Mainz nebst andern deutschen Fürsten zu diesem Bunde auf ihre Einladung hinzutraten.

Des Hrn. v. Z. Eifer für den deutschen Fürstenbund hat auch hier seine politische Einbildungskraft

so

so sehr angeflammt, daß sie einen Schwung nimmt, den man ihr kaum zutrauen sollte. Nachdem er zu verstehen gegeben hat, welche Verbindung der Fürstenbund mit einer neuen Revolution im Osten gehabt habe; so wendet er sich ferner noch nach Westen und Süden, und sagt S. 310: "Das große Geheimniß des deutschen Fürstenbundes, seine wahre und "tiefe Grundursache beruhet wohl, außer allem Zweifel, auf der für Deutschland gefahrvollen Verbindung "Oestreichs mit dem ehemaligen Frankreich. Preußen "zeigte diese Gefahr. Georg III. fühlte es, was aus diesem Uebergewichte von Frankreich entstünde." Es war abermals dem Hrn. v. Z. — und ihm allein — vorbehalten, in das große Geheimniß der wahren und tiefen Grundursache des Fürstenbundes einzudringen, und der erstaunten politischen Welt zu zeigen, daß er wider die Gefahr des Uebergewichts von Frankreich durch das Bündniß mit Oestreich gerichtet gewesen sey. Man könnte freylich glauben, wenn nach der tiefen politischen Einsicht des Hrn. Ritters, Preußen erst zum Behufe des Fürstenbundes diese Gefahr gezeigt habe; so möchte dieß etwas spät geschehen seyn. England selbst würde diese Gefahr erst etwas sehr spät erkannt haben; da doch beide Höfe schon einige zwanzig Jahre vorher wider das Bündniß zwischen Oestreich und Frankreich mit einander verbunden waren. Aber was hilfts! Hr. v. Z. sagt: "Seine Entdeckung der tiefen Grundursache des "Fürstenbundes sey außer allem Zweifel." Also wer darf zweifeln?

Selbst einen gar sehr wichtigen Zweifel, der sonst einen uneingenommenen Leser beynahe auf die Gedanken bringen möchte, alles neue was Hr. v. Z. über

über den Fürstenbund entdeckt zu haben glaubt, sey eitle politische Kannengießerey und Chimäre, wird man schon unterdrücken müssen! Dieser Zweifel könnte daher entstehen, daß der Graf v. Herzberg, von welchem man beynahe glauben sollte, er wisse etwas mehr vom Fürstenbunde als Hr. v. Z., die Geschichte dieses Bundes im IIten Bande seines Recueil de Déductions ganz anders erzählt, als Hr. v. Z. Er sagt daselbst: "Der jetzige König habe als Kronprinz zu"gleich mit dem hochsel. Könige, die erste Idee des "Fürstenbundes gefaßt." In seinem Memoire historique de la première Année du Roi Fréderic Guillaume II. sagt Er S. 18 ausdrücklich: „Il a eu *la* „*première Idée* de la celebre Union Gérmanique *dès l'An*„*née 1784.*" Es scheint also, der Graf v. Herzberg glaube nicht, es sey schon 1780 oder 1781 etwas darüber verhandelt worden. Noch mehr, der Graf v. Herzberg hat in der angezogenen Stelle seiner Déductions den eigenhändigen ersten Entwurf Königs Friedrich II. zum Fürstenbunde vom J. 1784 abdrucken lassen, ferner S. 367 das darauf folgende raisonnirte Schreiben des Königs an sein Kabinetsministerium über den Fürstenbund, und endlich des Grafen v. Herzberg eignes Memoire über diesen Bund, welches Er aufsetzte, nachdem Er mit dem Könige eine vertraute mündliche Unterredung über diesen Gegenstand gehabt hatte. In allen diesen wichtigen geheimen, nun gedruckten Schriften steht doch nicht ein Wort von allem, was uns Hr. v. Z. in diesem Kapitel vom Deutschen Fürstenbunde vorsagt. Es möchte also scheinen, Sachen, wovon K. Friedrich II. seinen vertrauten Kabinetsministern, in dem kritischen Zeitpunkte da dieses

ses wichtige Bündniß geschlossen werden sollte, weder mündlich noch schriftlich ein Wort gesagt hat, möchten wohl nichts als non entia seyn, und man dürfe also zweifeln, ob ein Wort von allen den neuen Wunderdingen, die Hr. v. Z. über den Deutschen Fürstenbund sagt, wahr sey. — Aber freylich! Hr. v. Z. hat in seinen Fragmenten schon so oft gezeigt, daß er von politischen Sachen viele Dinge weiß, wovon Friedrich und der Graf von Herzberg nichts wußten! Daher wird man denn hier auch wohl die Hand auf den Mund legen, und wenigstens Ihm selbst schon die Einbildung lassen müssen, daß seine geheime Nachrichten vom Fürstenbunde, ja selbst, daß alle seine hohe und tiefe politische Einsichten außer Zweifel sind!

Ueber das dreyzehnte Kapitel.

Von Friedrichs Gesinnung für die Jesuiten. Von dem katholischen Bißthume, das er im Klevischen errichten wollte. Von der spöttischen Hofnung, die Friedrich dem Papste Klemens III. geben ließ, er wolle katholisch werden.

Wie schief Hr. v. Z. den Vorfall wegen des sogenannten Bißthums oder wegen des geistlichen Vikariats in Kleve erzählt, haben wir oben schon gezeigt. — Wir verweisen dieserhalb auf S. 188 u. ff.

Ueber die Jesuiten erzählt er allerley Dinge, die er recht hübsch aufgeputzt hat, und die sich daher ganz artig lesen lassen; aber noch besser wäre es, wenn sie alle **wahr** wären.

S. 313. erzählt er uns etwas **von den Jesuiten in Portugall.** Dieß gehört nun freylich **gar nicht** in dieß Kapitel, indem es auf die Gesinnungen Friedrichs **für die Jesuiten** nicht den geringsten Einfluß hat. Aber Hrn. v. Z. Absicht ist eigentlich auch nur hier, der Welt zu zeizeigen, mit was für vornehmen Leuten er umgehet! Denn er läßt diese Nachricht drucken, um zu sagen, daß er dieselbe aus dem Munde des portugiesischen Gesandten, Grafen Sousa, gehört habe. Dieß ist wieder eine von den sehr tadelnswürdi-

gen

gen Indiskretionen, deren sich Hr. v. Z. so oft schuldig macht. Wer den geringsten Begriff von der Lage in Portugall hat, wird empfinden, wie unverzeihlich Hr. v. Z. sich wieder hier beträgt, da er von Sachen schwatzt, die nicht einmal zu seinem vorhabenden Zwecke gehören, bloß um seine Eitelkeit zu befriedigen, ohne daß er dabey im geringsten daran denkt, ob er den würdigen Mann, den er dieß erzählen hörte, dadurch in Verlegenheit setzen könne.

Der Graf Sousa hat sich darüber in Gesellschaft laut beklagt; er hat versichert, daß er mit Hrn. v. Z. weiter nicht in Konnexion sey, und ihm auch nichts besonders anvertraut habe. Er erzählte an einer Tafel wo Hr. v. Z. auch zugegen war, von der Geschichte der Jesuiten in Portugal und von dem sogenannten Königsmorde Umstände, welche zum Theil auch schon bekannt sind. Er hatte sich dabey gar nicht vorgestellt, daß am andern Ende der Tafel ein Schriftsteller lauerte, welcher diese Erzählung, so gut er konnte, auffschnappen würde, um sie sogleich drucken zu lassen, und mit unverzeihlicher Indiskretion, des Grafens Sousa Namen dabey zu nennen. Noch mehr aber beklagte er sich, daß Hr. v. Z. dasjenige, was er erzählte, entweder nicht recht gehört, oder nicht recht behalten, daher er Dinge in die Erzählung mische, die er (der Graf Sousa) nicht gesagt habe, und die ganz unrichtig wären. Dieß ist abermals ein Beyspiel von der dem Hrn. v. Z. anklebenden Ausputzungssucht, worüber wir ihn schon so oft betroffen haben. Welchen Namen soll man aber dem Betragen des Hrn. v. Z. geben, das er sich hier gegen den Grafen Sousa zu Schulden kommen läßt? Unbescheidenheit und Verletzung

der

der Gastfreundschaft möchte ein unbefangener Mann hier wohl wahrnehmen. Hr. v. Z. spricht hin und wieder in seinen Fragmenten, mit einigem Hohnlächeln, von dem Mangel an Lebensart, dessen sich die deutschen Gelehrten, seiner Meinung nach, schuldig machen. Hätte er hier doch in seinen eigenen Busen gegriffen! Wenn Männer vom Stande aus andern Nationen glauben könnten, alle deutsche Gelehrten handelten so; so würden sie von der guten Lebensart und Diskretion derselben eben nicht die vortheilhaftesten Begriffe haben müssen.

S. 323 erzählt er ferner etwas von der Aufhebung der Jesuiten in Oestreich, welches abermals eben so wenig wie das vorige von den Jesuiten in Portugall, in dieß Kapitel gehört. Er weiß davon doch auch alles! Er weiß, "daß der Pater Ricci dumm "gehandelt," woraus man ziemlich deutlich sieht, daß Er viel klüger würde gehandelt haben, wenn er Ricci gewesen wäre. Er weiß, "was der Papst Ganganelli "an die Kaiserinn Maria Theresia geschrieben hat, und er "weiß genau den Zeitpunkt, da sich der Zorn der Kaiserinn "gegen den römischen Stuhl gelegt, aber sich in den bitter"sten Haß gegen die Jesuiten verwandelt hat," so daß er, wenn er im Kabinette des Fürsten Kaunitz gesessen hätte, kaum mehr wissen könnte. Er sagt sehr ernsthaft und mit vieler Wichtigkeit: "Niemand be"griff in Wien die Härte, mit der man bey Aufhebung des "sonst so zärtlich geliebten Ordens der Jesuiten verfuhr." Wir hoffen, es werde es jedermann in Wien begreifen, nachdem nun die geheimen Berichte des Hrn. Ritters v. Z. ans Licht gekommen sind! Sehr merkwürdig ist hierbey die Offenherzigkeit, mit welcher ein Mann wie Hr. v. Z., der so ungemein viel geheime

me Sachen weiß, hier gesteht: "Er wisse nicht, ob "die Jesuiten Hosen tragen." Hingegen hat er wieder die ganz geheime Nachricht: "es sey gewiß, daß "ihnen sogar ihre Hemden genommen worden, und daß sie "zur Wiedererstattung derselben mit Suppliken einkommen "mußten." Es geht dem guten Hrn. Ritter oft so, daß das gewiß ist, was er für ungewiß hält, und dasjenige ungewiß, was er für sehr gewiß ausgiebt. Wegen der Hosen der Jesuiten können wir ihm nun sehr sicher dienen. Obgleich der Jesuitenorden in der der berühmten Monachologia, wo die Hosen zum Linnäischen Kennzeichen der Orden angegeben werden, nicht angeführt ist; so ist doch gewiß, daß alle Jesuiten, vom P. Ignaz Lojola und P. Lainez an bis auf den P. Weißenbach, Hosen getragen haben; den P. Sailer nicht ausgeschlossen. Nicht so gewiß möchte es seyn, daß den Jesuiten bey ihrer Aufhebung in Oestreich die Hemden genommen worden sind. Es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß nur ein Spottvogel dem geheimnißbegierigen Hrn. Ritter aufgebunden habe, die Jesuiten in Oestreich hätten nach der Aufhebung gehen müssen wie die Kapuziner. Eben so hat man dem Hrn Ritter aufgeheftet, daß Maria Theresia den bittersten Haß gegen die Jesuiten gehabt habe. Denn wenn diese Monarchinn gleich mit den Jesuiten nicht zufrieden war, und die Aufhebung derselben für nöthig hielt; so ließ sie doch ganz und gar nicht, wie Hr. v. Z. vorgiebt, diesen Orden mit Härte behandeln. Die Jesuiten wurden nicht aus den östreichischen Landen ausgetrieben, wie in Portugall, Spanien und Frankreich geschah. Verschiedene Institute blieben noch theils ganz in den Händen der Jesuiten, wie z. B. die orientalische

Akademie und das Parhammersche Waisenhaus in Wien, das Pazmannsche Alumnat u. s. w., theils doch zum Theile, wie z. B. das große Institut des Theresianum in Wien. Die Jesuiten bekamen sämmtlich gute Pensionen, Professorstellen, Bibliothekariate und andere gute Bedienungen, ja sogar Prälaturen und Bischofthümer. Die Jesuiten behielten unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia, selbst nach ihrer Aufhebung, — wir trauen es uns gewiß zu behaupten, — immer noch genug Hemden und genug Einfluß bey Hofe und im ganzen Lande. Hr. v. Z. frage nur jemand, der Ungarn in den letzten Jahren der Kaiserinn Maria Theresia genau gekannt hat.

S. 325. kommt Hr. v. Z. auf die Neigung, die Friedrich der Große für die Jesuiten gehabt haben soll. "Sie entstand," sagt er, mitten unter den Schre"cken und Gefahren des siebenjährigen Krieges, als Schwär"merey und wilde Religionswuth bey dem katholischen Pöbel "so mächtig gegen ihn wirkten, und stritten. In diesem "Kriege zeichneten sich die Jesuiten in Breslau durch wah"ren Edelmuth und preußischen Patriotismus aus. Nach "der von dem Herzog von Bevern verlornen Schlacht bey "Breslau, ward eine große Anzahl von verwundeten "Preußen nach Breslau gebracht. Diese Unglücklichen "waren gänzlich verlassen. Die Jesuiten baten bey der "östreichischen Generalität um die Erlaubniß, alle "preußischen Blessirten aufzunehmen und zu verpfle"gen. Sie erhielten diese Erlaubniß, räumten sodann "fast ihr ganzes weitläuftiges Kloster, um es mit diesen "Blessirten anzufüllen, für die sie auf das allerbeste sorg"ten. Vor der Schlacht bey Leuthen geschahe dieß. Also "in einer Zeit, da niemand glaubte, daß der König wieder "Herr von Breßlau werden könnte."

Hr.

Hr. v. Z. citiret zwar die Autorität des Hrn. Ministers v. d. Horst für diese Erzählung. Es läßt sich aber fast nicht denken, daß sie von diesem Minister dem Hrn. v. Z. auf diese Art erzählt worden wäre. Oder wenn dieses geschehen wäre, so müßten dem Hrn. v. d. Horst, welcher in Breßlau nicht gegenwärtig war, von andern alle Umstände ganz unrichtig erzählt worden seyn. Denn es leben noch sehr viele Personen, sowohl solche, welche damals bey der Bevernschen Armee waren, als auch Einwohner von Breßlau, welche folgendes bezeugen können:

Die Jesuiten in Breßlau mußten schon vor der Schlacht nicht ihr Kollegium (welches Hr. v. Z. ihr Kloster nennt), sondern ihr Konvikt zum preußischen Lazareth hergeben, welches sie nicht aus besonderm Edelmuthe, sondern, wie jedermann bewußt ist, auf Befehl, und eben nicht gern, thaten. In einem andern ihnen gehörigen Gebäude waren damals schon östreichisch Kriegsgefangene. Beym Abmarsche der Preußen, nach der Schlacht, ward keinesweges eine große Anzahl Kranke und Blessirte zurückgelassen, am allerwenigsten eine so große Anzahl, daß fast das ganze ungeheuer große Jesuitenkollegium hätte damit gefüllet werden können.

Es ist aber besonders eine unverzeihliche Verunglimpfung des damaligen würdigen Gouverneurs von Breßlau, des sel. Generals von Lestewitz, der die Kapitulation schloß, daß Hr. v. Z. sich nicht entblödet, diese kleine Anzahl von Kranken, Unglückliche zu nennen, die gänzlich verlassen waren. Es ist unmöglich, daß der Hr. Minister v. d. Horst, der gewiß weit entfernt ist, das Andenken

eines so verdienten Generals beleidigen zu wollen, dem Hrn. v. Z. gesagt haben kann, daß die zurückgelassenen Blessirten unglückliche Verlassene gewesen wären. Wir haben aber schon mehrere Beweise, daß Hr. v. Z. nach seinem Gefallen die Erzählungen verändert, und nichts ordentlich untersucht. Wenn Hr. v. Z. nur die Kapitulation, vermittelst welcher Breßlau an die Oestreicher übergeben ward, in dem IIIten Bande der Danziger Beyträge, S. 22 f. f. nachgeschlagen hätte; so würde er gefunden haben, daß der sel. rechtschaffene General von Lestewitz im ersten Artikel der Kapitulation, und im fünften des Nachtrags, so väterlich für die zurückgebliebenen Blessirten und Kranken gesorgt hatte, daß sie 1) nicht nur von den Oestreichern verpflegt, sondern 2) auch nicht einmal Kriegsgefangene seyn, vielmehr nach Erfolg der Genesung nach Glogau transportiret werden sollten. Preußische Generale verlassen nicht ihre blessirten Soldaten. Schon als die Armee von Breßlau abmarschirte, wurden, wie es allemal in solchen Fällen geschiehet, die nöthigen Chirurgen zum preußischen Lazarethe zurückgelassen. Diese blieben nicht nur während der Blokade, sondern auch nach der Okkupation durch die Oestreicher bey ihnen. Es würde warlich eine Verunglimpfung der östreichischen Generalität seyn, wenn man voraussetzen wollte, daß sie die preußischen Kranken nicht der Kapitulation gemäß verpflegt hätte. Diese bedurften also der Verpflegung der Jesuiten nicht, welche auch die sowohl vor als nach der Schlacht bey ihnen eingelegten preußischen Kranken und Verwundeten so wenig jemals verpflegt, als sich ausgebeten haben, dieselben aufzunehmen und zu verpfle-

gen.

gen. Ob gleich alle diese **Umstände** noch bey der Armee und in Breßlau bekannt genug sind; so wollen wir doch darüber, daß sie sämmtlich **wahr**, und hingegen alle vom Hrn. v. Z. angeführte **Umstände unwahr** sind, hier noch das Zeugniß des durch Alter und Verdienste ehrwürdigen Königl. ersten Generalchirurgus Herrn **Theden** beyfügen. Sein Zeugniß ist um so vielmehr unwidersprechlich, da er dazumal selbst die oberste Direktion aller chirurgischen Geschäfte bey der Armee des Herzogs von Bevern, und folglich auch die **Direktion des Hauptlazareths in Breßlau** hatte:

"Auf Dero Anfragen erwiedere ich ergebenst, daß die Je-
"suiten in Breßlau 1757, als ich aus Sachsen dahin kam, in
"ihrem Kollegio ein ansehnliches Magazin von Mehl hatten,
"und mir das Convict für das Regiment von Queiß und Prinz
"Franz von Braunschweig einräumen mußten, welches sehr un-
"gern geschah; daß nach der bey Breßlau verlornen Schlacht
"äußerst **wenige** im Convict zurückblieben, dagegen aber
"östreichische Gefangene im Collegio Jesuitarum neben der
"Kirche (ich weiß nicht mehr, wie der Ort heißt) aufbehalten
"wurden. Das weiß ich gewiß, daß **wenige Kranke** im Je-
"suitenconvict bey Uebergang an die Oestreicher vorhanden
"waren, welche sie hätten verpflegen und sich für sie hätten
"verwenden können, und daß jene östreichischen Gefangene
"Platz gemacht haben, bevor sie von den Oestreichern heraus-
"genommen. Ich ward den Tag nach der Bataille von Leu-
"then gefangen genommen, und kam im April 1758 wieder
"nach Breßlau, fand abermals östreichische Gefangene bey
"den Jesuiten einquartiert, und preußische Kranke im Con-
"vict. Da der östreichischen Gefangenen sehr viel waren,
"und hernach Meuterey daselbst erregen wollten, so wurden
"Kanonen gegen das Collegium gestellet, um es mit den Ge-
"fangenen in den Grund zu schießen, wenn Tumult entste-
"hen würde. Ob dieser allein, oder durch Mitwirkung an-

"derer Katholiken oder der Jesuiten selbst zu fürchten war, "lasse ich an seinem Orte gestellt seyn.

"Die Jesuiten haben also 1) den Platz im Convict her- "geben müssen, folglich nicht auf ihr Gesuch die Kranken "aufgenommen. 2) Haben sie die preußischen Soldaten nicht "verpfleget. 3) Wurden von mir selbst Ober- und Laza- "rethchirurgen bey den Kranken und Blessirten zurück- "gelassen, können also nicht verlassene Unglückliche ge- "nannt werden. 4) Waren die Jesuiten bey unserm Ab- "marsch im Collegio mehr trotzig als gefällig; folglich "kann man auch hieraus schließen, daß ihre Verwendung "bey den Oestreichern für die preußischen Kranken und "Blessirten nicht, noch weniger aber die Verpflegung "Statt gefunden haben wird. Doch muß ich den beiden "Patribus im Convict nachsagen, daß sie nicht, wie jene im "Collegio, trotzig waren. Ob es aber von Herzen gegangen, "ist eine andere Frage. Für die Wahrheit des Gesagten stehe "ich ein."

"Berlin, den 3ten Januar 1791."

Theden.

Da nun also kein einziger von den allen von Hrn. v. Z. angeführten Umständen richtig ist; so können sie auch unmöglich die Ursache der Neigung seyn, welche der König für die Jesuiten gehabt haben soll. Könnte das vom Hrn. v. Z. Angeführte die Ursache einer Neigung des Königs für die Jesuiten seyn, so müßte er höchstens nur die Jesuiten in Breßlau geliebt haben; denn der König war überzeugt, wie es auch Hr. v. Z. anführt, daß die Jesuiten die Festung Glaz an die Oestreicher verrathen hatten. Diese hätte er also doch hassen müssen. (S. Oeuvres posthumes, T. IV. S. 103. Desgleichen v. Tempelhofs Geschichte IVter Theil, S. 84.) Wären die Gesinnungen des Königs aus dem siebenjährigen Kriege hergenommen gewesen, so hätte

er

er den Jesuiten nirgend sehr trauen können. Denn er wußte ja sehr wohl, daß die Jesuiten unter blindem Gehorsam stehen, und sich müssen verschicken lassen, wohin es die Obern befehlen. Er konnte ja also nicht sicher seyn, daß einzelne Jesuiten, die vor einigen Monaten in Glaz oder Wien waren, nicht bald darauf in Breßlau oder Glogau sich aufhalten könnten. Der König war auch sehr weit davon entfernt zu glauben, daß er den Jesuiten Dankbarkeit schuldig wäre. Er schrieb noch 1774 an d'Alembert,*) der ihn vor den Jesuiten gewarnt hatte: „Ces gens, il est vrai, ont *tergiversé pendant la dernière* „guerre, mais reflechissés à la nature de la *clemence*. On „ne peut exercer cette admirable vertu à moins que „d'avoir été *offensé*. Also beleidigt hielt er sich von den Jesuiten, von denen er glaubte, daß sie im siebenjährigen Kriege auf beiden Achseln getragen hätten; aber verzeihen wollte er ihnen, als ein großmüthiger Monarch. Hätte er hier nicht gegen d'Alembert nothwendig von der Treue der Jesuiten, von dem wohlverdienten Danke, den er ihnen schuldig wäre, sprechen müssen, wenn er so über die Jesuiten gedacht hätte, wie Hr. v. Z. vorgiebt? Kurz man siehet hier einen abermaligen Beweis, wie wenig man sich auf Hrn. v. Z. verlassen kann, selbst alsdenn, wenn er die respektabelsten Autoritäten anführt.

Lustig ist es übrigens, daß hier Hr. v. Z. dem Könige eine übergroße Neigung zu den Jesuiten zuschreibt, die sogar auf Dankbarkeit gegründet gewesen seyn soll. Dagegen der scharfsinnige Hr. Abbé Denina, welchen Hr. v. Z. sonst für einen so großen

*) Oeuvres posthumes, T. XI, S. 178.

Historiker und Politiker hält, in seinem Essai sur la vie de Fr. II. S. 302, versichert, daß der König *n'etoit pas disposé en la faveur des Jesuites*, wovon er die Ursachen in der Korrespondenz des Königs mit d'Alembert sucht. Also Hr. Abt Denina, so sehr er ein Jesuitenfreund, und so scharfsinnig er auch ist, weiß doch nichts von der besondern Treue der Jesuiten, und von der Dankbarkeit, die der König ihnen nach Hrn. v. Z. schuldig gewesen wäre! —

Der König haßte die Jesuiten so wenig, wie Er sie liebte. Er dachte vermuthlich über die Jesuiten so wie über die Mönche überhaupt. Er sagt in einem Briefe an d'Alembert (Oeuvres posthumes, T. XII. S. 6.) „Que *des moines ambitieux* „persécutent les philosophes & s'élévent contre les veri„tés les mieux prouvées par les apôtres de la raison, je „ne l'approuve pas; cependant je vois quils agissent selon „les principes de leur intérêt, qui veut *qu'ils dominent* „*seuls sur les hommes.*" Friedrich kannte sehr gut die weit aussehenden Absichten des Jesuitenordens, glaubte aber vielleicht, daß durch die Aufhebung, die Macht und innere Konsistenz desselben weit mehr geschwächt, und die Absichten desselben weit mehr gehemmt wären, als bis jetzt die Erfahrung gezeigt hat. Auf jeden Fall glaubte er zu mächtig und zu wachsam zu seyn, als daß die Jesuiten jemals in seinem Lande Unordnung anfangen könnten. Dieß war bey ihm die Hauptsache; um alles Uebrige bekümmerte er sich sehr wenig. Er sagt am angeführten Orte S. 19: „pourvu que *par de justes entra„ves* on empêche les moines de troubler la societé, *il „faut les tolérer*, parceque le peuple les veut." Daß er eine so sehr vorzügliche Liebe zu den Jesuiten gehabt, oder gar geglaubt hätte, ihnen Dank schuldig zu seyn,

kann

kann man, wir wiederholen es, auf keine Weise sagen. Was er für sie that, war eine Folge seiner edlen allgemeinen Toleranz, vermöge der er jeden seinen eigenen Weg gehen ließ, sobald er die Ruhe im Staate nicht störte, und außerdem auch seiner Regierungskunst, vermöge deren er jedes Individuum zum Besten des Staats, wenn es seyn konnte, zu nützen suchte. Er glaubte also die Jesuiten beybehalten, und das was die einzelnen Mitglieder gutes hätten, nützen zu können. Er glaubte, die Jesuiten wären gute Schulmeister,*) so wie sie es immer zu verbreiten gesucht haben, ohnerachtet keine Schulverfassung elender, und zur nützlichen Erziehung der Jugend schädlicher ist als die Jesuitenerziehung. Außerdem suchten die Jesuiten noch andere Mittel, sich bey dem Könige beliebt zu machen. Der P. Zeplichal, welcher bekanntlich, durch Gebrauch anderer Bücher, seinen Büchern einen gewissen Anschein von Werthe zu geben weiß, gab im Jahre 1771 den ersten Theil einer Einleitung zur Bergmännischen Kenntniß des Erdballs heraus, gerade zu einer Zeit als der König ernstlich daran dachte, die schlesischen Bergwerke besser kennen zu lernen und zu nutzen. Dieß ward geltend gemacht, und er ward dadurch dem Könige bekannt. Der König trug ihm darauf die Untersuchung der Berge in der Grafschaft Glaz auf. Zwar kam, wie es bey dem Königl. Bergdepartement bekannt ist, aus dieser Untersuchung eben nichts heraus, weil der P. Z. nicht die praktischen dazu gehörigen Kenntnisse hatte. Indessen ward P. Z. doch dadurch dem Könige näher bekannt, und hatte verschiedenemale persönliche Audienz bey

*) S. Oeuvres posthumes, T. XI. S. 182, 191.

demselben. Daß er dieses werde genützt haben, auch von seinem Orden dem Könige einen vortheilhaften Begriff beyzubringen, läßt sich wohl denken. Ob man etwa bey dieser oder einer andern Gelegenheit dem Könige die Idee beyzubringen gesucht habe, daß die Jesuiten das preußische Lazareth, welches sie auf Befehl in ihr Konvikt aufnehmen mußten, aus Patriotismus oder Edelmuth freywillig aufgenommen hätten, und ob der König etwas davon geglaubt habe, mag dahin gestellt seyn. Daß aber der König alle die Umstände, so wie sie Hr. v. Z. erzählt, geglaubt habe, läßt sich nicht wohl denken. Dazu kannte er die Geschichte seiner Armee besser, kannte besser den rechtschaffenen General v. Lestewitz, der nicht blessirte Soldaten als unglückliche Verlassene zurückzulassen fähig war; und kannte auch wohl die Jesuiten zu gut, um zu glauben, daß sie zu einer Zeit, da niemand glaubte, daß der König wieder Herr von Breßlau werden würde, sich durch einen so besondern preußischen Patriotismus bey ihren eigenen Glaubensgenossen würden verdächtig gemacht haben. Er kann es nicht geglaubt haben, sonst hätte er an d'Alembert nicht geschrieben: „ces gens ont *tergiverſé* pendant la dernière „guerre."

Es leben noch genug Einwohner von Breßlau, welche sehr wohl wissen, daß die Jesuiten sich damals unter der kurzen östreichischen Herrschaft nach der feinen Politik betrugen, die man von ihnen erwarten kann, aber doch eher wider als für die Preußen waren. Sie konnten auch in den Fall eines preußischen Patriotismus gar nicht kommen, da, wie oben deutlich bewiesen worden ist, sie die preußischen Blessirten,

sirten, die ihnen schon vorher auf Befehl eingelegt waren, sich nicht erst ausbitten durften. Hätten sie dieses aber, wie Hr. v. Z. meint, wirklich gethan, so würden sie es doch wohl am ersten gleich beym Einmarsche des Königs geltend gemacht haben, und der König müßte es gleich damals gewußt haben. Alsdann würde er doch wohl bey den Leuten, denen er eine so große Dankbarkeit schuldig gewesen wäre, nicht sogleich die sehr große Anzahl östreichischer Kriegsgefangenen einquartirt haben, die ihnen wirklich sehr beschwerlich wurden, so daß sie mit Kanonen mußten im Zaum gehalten werden. — Nun dürfte ein östreichischer Fragmentenschreiber nur noch sagen, die Jesuiten hätten sich die östreichischen Kriegsgefangenen ausgebeten, um ihre Anhänglichkeit an Oestreich zu zeigen! —

Die Negotiation eines gewissen Hrn. v. Dobrilugk, deren Hr. v. Z. S. 321 erwähnt, große Kapitalien der Jesuiten in preußischen Landen anzulegen, ist nicht so ganz unbekannt, wie er zu glauben scheint. Ob dieser Hr. v. D. ein kaiserlicher Oberster gewesen sey, wie Hr. v. Z. sagt, sey dahin gestellt. Einige wollen ihm eine ganz andere Existenz geben; welches indessen im Grunde nicht viel zur Sache thut. Aber Hr. v. Z. erwähnt nicht die Mission eines andern Abgesandten, zum Besten der Jesuiten, der ein kaiserlicher Major gewesen war. Dieser kam nach Berlin, entweder kurz vor, oder kurz nach der Aufhebung des Ordens. Er meldete sich erst schriftlich bey dem Obr. Quintus, und hatte nachher mit demselben verschiedene Unterredungen. Er sprach sehr vorsichtig und nennte seine Kommittenten nicht ausdrücklich, ohnerachtet er sie so genau

beschrieb, daß sie nicht zu verkennen waren; so, daß sie auch Quintus ihm nannte, dem er nicht widersprach. Sein Vortrag ging nicht direkte auf Etablirung einer großen Handlung; sondern er sagte im Allgemeinen: Es sey eine Gesellschaft, welche große Kapitalien besäße, und sie in die preußische Lande bringen wollte, wenn sie gewiß wäre, bey dem Besitze derselben geschützt zu werden, und daß sie dieselben auch hernach suchen würde zum Nutzen des Landes anzuwenden. Näher wollte er es nicht bestimmen. Der König, welcher vermuthlich einer solchen Gesellschaft nicht ganz unbedingt in seinen Landen freye Hand lassen, sondern sie in einiger Aufsicht behalten wollte, verlangte, daß die Gelder bey der kurmärkischen Landschaft sollten belegt werden. Dieß war vermuthlich den Absichten der Gesellschaft nicht gemäß; denn der Emissar reisete weg, und man hat nachher weiter nicht von ihm gehört.

Wenn man den Jesuitengeneral Ricci über die Vorschläge des Dobrilugk direkte befragt hat, und dieser hat evasorisch geantwortet; so möchte er diese Antwort wohl nicht, wie Hr. v. Z. S. 322 meint, wie ein wahrer Mönch, sondern nach der gewöhnlichen feinen Politik seines Ordens gegeben haben. Die Jesuiten wollten damals als höchstelend und bedrängt angesehen seyn. Welches Aufsehen würde es an allen katholischen Höfen gegeben haben, wenn die Jesuiten unter Autorität ihres Generals große Summen nach Preußen gebracht hätten, um einen Handel nach China anzufangen! Die Jesuiten pflegen sich wohl in solche Lage zu setzen, daß sie einen Emissar, den sie gesendet haben,

öffent-

öffentlich nicht erkennen, sondern ihn desavouiren können, wenn es ihr Vortheil erfordert. So ganz geradezu und offen pflegen sie in so wichtigen Sachen sich eben nicht zu nehmen oder sich bloß zu geben. Der P. Romberg war übrigens nicht, wie Hr. v. Z. sagt, Assistent der deutschen Nation; dieses war bekanntlich P. Schwarz. Man hielt den P. R. für den Vicarius generalis. Indessen ists wohl aus der ganzen Verfassung des Jesuitenordens klar, daß wenn der Hr. v. D., wie Hr. v. Z. vorgiebt, von dem Assistenten der deutschen Nation geschickt ward, er auch auf ausdrücklichen Befehl des P. Generals ist gesendet worden. Es ist ja bekannt, daß ohne Beystimmung des P. Generals, kein Jesuit einen solchen Schritt würde thun können, wollen oder dürfen, am wenigsten ein P. Assistent. Der P. Vicarius Generalis war P. General eo ipso, nachdem der P. General Ricci ins Gefängniß kam, und die allgemeine Meinung ist, er sey schon vorher dazu erklärt worden, welches mit der Politik des Ordens sehr wohl übereinkommt.

Hr. v. Z. zeigt allenthalben einen merklichen Groll gegen Hrn. Nicolai, und auch gegen andere berlinische Gelehrten, besonders gegen die Herausgeber der berlinischen Monatsschrift. Er ergreift alle Gelegenheit sie in einem verächtlichen Lichte darzustellen, auf sie von oben herabzusehen, oder gar sie zu beschimpfen. Dieses Bestreben ist so ohnmächtig, daß diese Herren nun wohl darüber keinen sonderlichen Gram oder Betrübniß haben werden; es müßte denn die Betrübniß seyn, daß ein Mann von Hrn. v. Z. anderweitigen Ver-

dien-

dienſten ſich ſelbſt dabey in einem ſo ſehr nachtheiligem Lichte zeigt. Alſo gedenkt er auch hier, bey Gelegenheit der Jeſuiten, deſſen was in der B. Monatsſchrift und in Herrn Nicolai Reiſebeſchreibung von den Machinationen der Jeſuiten geſagt worden; wirft alles, ob es gleich Dinge von ſehr verſchiedener Art ſind, zuſammen; nennt es die in Berlin erregte Exjeſuitenjagd, und verſichert, der König habe davon gar keine Notiz genommen. Das konnte nun wohl ſehr natürlich zugehen, weil der König überhaupt von allen deutſchen Büchern wenig oder gar keine Notiz nahm.

Indeſſen berichtet er, der König habe ſchon lange, ſehr lange vorher von dem Hrn. Miniſter v. d. Horſt Nachricht von dem, was über den eigentlichen und erſten Urſprung dieſes Lärms wiſſenswerth war, erhalten. Iſt dieß wirklich geſchehen; ſo ſcheint der König davon gleichfalls gar keine Notiz genommen zu haben: wenigſtens iſt in funfzehn Jahren, die er noch regierte, nachdem er dieſe Nachricht ſoll erhalten haben, in ſeiner Regierung und in ſeinen Verordnungen nicht die geringſte Spur davon bekannt worden; ja aus des Königs gedruckter Korreſpondenz iſt, wie wir unten zeigen werden, deutlich zu erſehen, daß Er die ihm vom Hrn. Miniſter v. d. Horſt gegebenen Nachrichten in kurzem muß vergeſſen haben. Die gedachten berliniſchen Gelehrten könnten ſich alſo allenfalls tröſten, daß es ihren Gedanken beym Könige nicht ſchlimmer gegangen wäre, als den Gedanken des Hrn. v. d. Horſt. Sie haben aber überhaupt wohl nie darauf rechnen wollen, daß ihre Schriften beym Könige Eindruck machen ſollten.

Dieſe

Diese Nachricht, so wie sie Hr. v. Z giebt, ist übrigens, wenn sie wahr ist, so beschaffen, daß sie das, was in der berlinischen Monatsschrift und sonst über Jesuiten gesagt worden ist, sehr bestätigt, und daß sie jede Besorgniß, welche Protestanten über die geheimen Machinationen der Jesuiten haben könnten, wohl rechtfertigen kann. Hr. v. Z. hat diese Besorgnisse durch die komische Benennung der Jesuitenriecherey lächerlich zu machen vermeint; die Nachricht aber, die er hier selbst liefert, ist von einer sehr ernsthaften Natur, und die geheime Macht der Jesuiten hätte, wenn Hrn. v. Z. zu glauben wäre, schon seit langer, sehr langer Zeit, die ernsthaftesten Folgen gehabt. Erzählt er also hier nicht ein Mährchen, so ist das was er an andern Orten unter dem Namen Jesuitenriecherey lächerlich machen will, so wichtig, daß das vernünftige Publikum denen wohl danken müßte, welche auf eine so verborgene und doch so wichtige Sache aufmerksam gemacht hätten, zumal zu einer Zeit, wo Dinge dieser Art öffentlich noch ganz unbekannt waren. Hr. v. Z. scheint selbst nicht recht überlegt zu haben, was aus seiner Erzählung nothwendig folgt, indem er sie niederschrieb; wie denn Ueberlegung bekanntlich eben nicht sehr seine Sache ist. Ist seine Erzählung wahr, so sind, wir wiederholen es nochmals, alle die wohlgemeinten Warnungen für die geheime Macht der Jesuiten bey allen Vernünftigen ganz gerechtfertigt.

Wir wollen daher diese merkwürdige Erzählung hieher setzen, und sie mit einigen Anmerkungen begleiten, zumal da wir wirklich einige Zweifel hegen, ob alles, so wie es Hr. v. Z. hier erzählt, wohl so ganz völlig richtig seyn möchte. Hr. v. Z. sagt S. 318: "Gar keine Notiz nahm Friedrich von der in

"sei-

"seinen letzten Lebensjahren in Berlin erregten Exjesuiten-
"jagd. Er wußte was über den eigentlichen und ersten
"Ursprung dieses Lärms wissenswerth war, lange, sehr
"lange vor dem Geschrey des Herrn Buchhändlers Nicolai,
"und seiner Gehülfen. Schon im Jahre 1771 erzählte dem
"Könige der Hr. M. v. d. Horst: die Exjesuiten haben in
"Frankreich Freymaurerlogen errichtet, und die Veranlas-
"sung hierzu sey sehr natürlich, denn auf das allerschärfste
"war von der französischen Regierung verbothen, daß sich
"niemals mehr als drey Exjesuiten heimlich an einem
"Orte versammlen. Der erste Zweck bey Veranstaltung
"dieser Konventikeln war wohl, wie der König gleich einsah,
"aus dem Schiffbruche ihres Ordens dasjenige zu retten,
"was sie etwa auf die Seite gebracht haben konnten, und un-
"ter sich hierüber Abrede zu nehmen. Vermuthlich dachten
"sie in der Folge auch wohl andere Absichten durch diese
"Mischung von Freymaurerey und Jesuiterey zu er-
"reichen. Alle diejenigen wenigstens, die sie in ihre Logen
"aufnahmen, erhielten die Tonsur, und wurden eigentli-
"che Jesuiten. Sie behielten aber übrigens die Erlaub-
"niß, sich zu verheurathen. So erhielt der Herzog von
"Orleans und der Herzog von Chartres die Tonsur,
"so wie man sagt, der Churfürst von Bayern, und so
"auch seitdem mancher Freymaurer in Deutschland.
"Dieß alles wußte also Friedrich viele Jahre vor dem be-
"kannten berlinischen Antijesuitenlärm. Aber deswegen
"war er für die protestantische Kirche nicht bange."

Dieß letztere könnte auch wohl ganz natürlich zugegangen seyn, weil alle bisher genannte Personen katholisch sind, und es dahin gestellt seyn mag, ob Friedrich von der innern Beschaffenheit der neuern Freymaurerey sonderlich unterrichtet war, und ob ihm der Hr. v. d. Horst gesagt habe, oder habe sagen können, wie weit diese von demselben neu entdeckte ganz jesuitische Freymaurerey (welche wahrhaftig alles übertrift, was man jemals von ei-

nem

nem bedenklichen Freymaurersysteme gehört hat) auch in deutsche protestantische Länder gedrungen wäre oder nicht. Denn sonst, wenn es wirklich Freymaurerlogen giebt, worin nicht nur die Jesuiten mitwirken, worin nicht nur die Tonsur ertheilt wird, (worüber in dem bekannten Starkischen Streite so viel ist gestritten worden,) sondern worin sogar alle Mitglieder zu eigentlichen Jesuiten gemacht werden; so verdient dieß doch wohl die größte Aufmerksamkeit. Es müßte doch wohl eine solche heimliche Wiedereinführung des Jesuitismus und des Katholicismus (oder glaubt Hr. v. Z. man könne ein eigentlicher Jesuit und doch nicht katholisch seyn?) durch die Freymaurerey, jedem Protestanten, besonders jedem rechtschaffenen protestantischen Freymaurer sehr bedenklich seyn. Von der Freymaurerey wird öffentlich gesagt, daß die Religion nichts damit zu thun habe; und gleichwohl versichert uns Hr. v. Z., es wären unter dem Mantel der Freymaurerey eigentliche Jesuiten gemacht worden. Das ist doch mehr als sich jemals jemand in öffentlichen Schriften, selbst in dem heftigen und merkwürdigen Starkischen Streite zu sagen getraut hat. Und welche Jesuiten! Sogar ein deutscher Kurfürst und so mancher andrer deutscher Freymaurer sollen auf diesem Wege die Tonsur erhalten haben, und sogar eigentliche Jesuiten geworden seyn, wenn Hrn. v. Z. zu glauben ist. Sogar daß sie eine besondere Erlaubniß zu heurathen erhalten haben, weiß Hr. v. Z. Wie genau!

Und der Herzog v. Orleans und der Herzog v. Chartres hätten auf eben diese Art die Tonsur empfangen, und wären dem Orden der Jesuiten einverleibet worden? Es mag nun der da-

malige Herzog von Orleans gemeint seyn, oder der jetzige; so hat immer der jetzige Herzog von Orleans, wenn Hrn. v. Z. zu glauben ist, in einer von Jesuiten errichteten Freymaurerloge nicht nur die Tonsur erhalten, sondern ist zum eigentlichen Jesuiten gemacht worden. Und dieser Herzog von Orleans ist bekanntlich das Oberhaupt der ganzen französischen Freymaurerey. Also wäre ja fast nicht zu zweifeln, daß durch ihn die Jesuiten die unbekannten Obern der französischen Freymaurerey wären; denn aus keiner andern Absicht können sie doch einen königl. Prinzen zum eigentlichen Jesuiten gemacht haben, als um durch ihn unsichtbar zu wirken. Das wäre doch wohl etwas sehr wichtiges! Wenn man sich auch nur aus den Starkischen Streitigkeiten erinnert, daß die französische Freymaurerey auf die deutsche mancherley Einfluß gehabt hat, so muß man es sehr befremdend finden, daß das Oberhaupt der französischen Freymaurerey ein Jesuit seyn soll, und zwar eben durch die Freymaurerey zum eigentlichen Jesuiten soll seyn gemacht worden. Kurz nach der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich ließen sich verschiedne Personen in Deutschland sehen, welche das Chapitre de Clermont einführen wollten. Im Konvente zu Wilhelmsbad waren bekanntlich mehrere französische Freymaurer, welche sogar ein neues System, les Chevaliers bienfaisans de la Cité sainte, auch in Deutschland, selbst in protestantischen Landen einführen wollten, und vielleicht auch eingeführt haben. Nun ist der Herzog von Orleans ganz unstreitig an der Spitze der französischen Freymaurerey, und die starke Bemühung zu Einführung dieses neuen Systems muß also mit seinem Vorwissen und unter seiner Autori-

torität geschehen seyn. Wofern nun, wie Hr. v. Z. geradezu behauptet, — und auch verantworten mag — dieser Herr ein eigentlicher Jesuit ist; wofern die Jesuiten in Frankreich ganze Logen haben, worin die Mitglieder die Tonsur empfangen, und zu eigentlichen Jesuiten gemacht werden; so muß doch wohl die Einführung eines solchen neuen französischen Systems in Logen, wo protestantische Mitglieder eben so gut Zugang haben, als katholische, und die sogar bis mitten in protestantische Länder verbreitet würden, rechtschaffnen Protestanten nicht gleichgültig sondern vielmehr sehr bedenklich seyn. Denn wenn es sonst wirklich den Jesuiten gelungen ist, solche geheime Gesellschaften mit so großem Erfolge zu errichten, daß dadurch selbst ein französischer königl. Prinz und ein deutscher Kurfürst dem Orden der Jesuiten wären einverleibet worden; wer würde sich trauen, wenn so unglaublich scheinende sichtbare Wirkungen gewiß wären, zu bestimmen, wie weit wohl die unsichtbaren Wirkungen gehen möchten? Nichts könnte wohl mehr die bekannte in der Berlinischen Monatsschrift erzählte Geschichte von einem protestantischen Diakonus, welchem in einer geheimen Gesellschaft die katholische Priesterweihe wäre gegeben worden, wahrscheinlich machen, als des Hrn. v. Z. neuentdeckte jesuitische Logen in Frankreich, wofern sie wirklich so beschaffen sind, wie er sie beschreibt. Hr. v. Z. rechtfertigt also selbst durch die Erzählung der neuen Entdeckung, welche von dem Hrn. Minister v. d. Horst schon im J. 1771 soll gemacht worden seyn, mehr als jemand, die Warnungen vor den mancherley Machinationen der Jesuiten, die er durch die spöttischen Namen der Exjesuitenjagd oder Jesuiten-

cenriecherey an den Berliniſchen Schriftſtellern ſo ſehr lächerlich machen will. Alle dieſe Schriftſteller hatten übrigens einen Zweck, und einen edlen Zweck, bey ihren Warnungen, den man wohl reſpektiren kann, wenn man auch glauben ſollte ſie wären allzubeſorgt geweſen. Hr. v. Z. hat gar keinen Zweck, als eine Anekdote zu erzählen, und denkt nicht einmal nach, was aus der Anekdote folgen muß, wenn ſie wahr iſt. Auch waren dieſe Schriftſteller viel beſcheidener, wie Hr. v. Z. Niemand von ihnen hat ſich erkühnet ſolche Namen zu nennen, wie Hr. v. Z. zu nennen ſich unterfängt, noch weniger Fürſten namentlich für eigentliche Jeſuiten auszugeben. Dieß war Hrn. v. Z. vorbehalten. Es giebt freylich Leute in der Welt, denen alles was ſie ſagen, übelgedeutet wird, und andere, die glauben alles ſagen zu dürfen, was ihnen beliebt, ohne daß man ſie antaſten darf. Hr. v. Z. ſcheint auf ein ſolches Privilegium Anſpruch machen zu wollen. Die Berliniſchen Schriftſteller wurden von Hrn. D. Stark Fürſtenſchänder genannt, ohngeachtet ſie nie einen Fürſten nannten, oder ſpeciell beſchuldigten, ſondern nur im Allgemeinen Aufmerkſamkeit auf geheime Proſelytenmacherey empfohlen hatten; und auch Hr. v. Z. legt ihnen gleichfalls (III. Bd. S. 322) ſehr ungerechterweiſe alle Gerüchte und Geſchwätze zur Laſt, welche jemals von Fürſten oder fürſtlichen Perſonen im Publikum herumgingen, wovon ſie aber nie etwas geſagt haben. Und er ſelbſt beſchuldigt namentlich Fürſten, daß ſie eigentliche Jeſuiten geworden ſind! Welche Benennung würde ihm wohl Hr. D. Stark geben müſſen?

Hr. v. Z. iſt alſo wirklich durch die Erzählung ſeiner Jeſuitenfreymaurerey und durch ſeine ſpöttiſche Beſchuldigungen in ziemlichem Widerſpruche mit ſich

ſelbſt.

selbst. So findet man ihn oft, wie wir schon bemerkt haben: denn gemeiniglich ist, wenn er von einer Materie spricht, seine Einbildungskraft von dem was er jetzt davon sagen will, so sehr erfüllt, daß er gar nicht daran denkt, was er an andern Orten davon gesagt hatte. In seinem Werke über Friedrich den Großen (S. 95 der großen Ausgabe) versichert er: "Jesuitenriecherey, oder Argwohn einer "unter der Herrschaft und Leitung unbekannter Obern, "allenthalben, unsichtbar wie die Pest, im Finstern schlei"chenden Allmacht — ist die Erfindung eines Hrn. Leuch"senring." Auch noch im IIIten Bande seiner Fragmente S. 119 spricht er auf nämliche Art, obgleich unter einem witzig seyn sollenden fremden Namen: Hr. G. R. L. habe geeifert, "daß allenthalben Jesuites en "tapinois steckten, und daß man vor diesem im Finstern "schleichenden Natiergezüchte warnen müßte." Nun sollten wir denken, wenn wirklich dergleichen Dinge unsichtbar und im tiefsten Geheimnisse von den Jesuiten in Frankreich vorgenommen, und bis nach Deutschland ausgedehnt worden sind, wie uns Hr. v. Z. aus dem Munde des Hrn. Ministers v. d. Horst erzählt; so wären die Jesuiten zwar nicht, so wie die vergrößernde Einbildungskraft des Hrn. v. Z. sagt, allmächtig, aber doch insgeheim sehr mächtig. Es wäre sodann doch der Argwohn, daß die Jesuiten unsichtbar sehr mächtig wirken, keine Erfindung des Hrn. G. R. Leuchsenring, d. h. eine bloße Einbildung, wie Hr. v. Z. erst vorgegeben hatte, sondern eine Wahrheit, die ein Minister Friedrichs II. schon im J. 1771 für Wahrheit erkannte, und sie für wichtig genug hielt, um sie als Wahrheit dem Könige zu hinterbringen. Ferner, wenn die Jesuiten "hinter dem Herzoge von Orleans,

"hinter dem Kurfürsten von Baiern, und hinter man„chem Freymaurer in Deutschland steckten, welche alle "eigentliche Jesuiten wären," so steckten sie doch wohl auf eine sehr merkwürdige Art *en tapinois*, und es wäre wohl nicht unbillig, wenigstens nicht lächerlich, wie Hr. v. Z. so oft sagt, vor ihnen zu warnen!

Endlich wenn diese Dinge in Frankreich wirklich vorgegangen und bis nach Deutschland ausgebreitet wären; so könnte man doch nicht vermuthen, daß nur ein einziger Mann, und sonst niemand, etwas davon könne erfahren haben. Es ist ferner nicht glaublich, daß nur Ein Mann, (Hr. v. d. H.) der noch dazu damals so weit von Frankreich entfernt war, schlechterdings alles von einer so geheimen Sache wissen könnte, ohne daß sonst jemand, zumal jemand der in Frankreich gegenwärtig war, möglicherweise auch noch mehrere Umstände wissen könnte. Es wäre also nicht nur leicht möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß Hr. G. R. Leuchsenring eben das und mehr gewußt haben könnte, was der Hr. v. d. Horst wußte. Ja, fast möchte man sagen, Hr. G. R. Leuchsenring könne vielleicht eher noch mehr und manches viel sicherer gewußt haben, und könnte vielleicht hierin ein noch glaubwürdigerer Zeuge seyn, als der Hr. v. d. Horst; denn damals hielt sich Hr. L. ja viele Jahre lang selbst in Frankreich auf, und der Hr v. d. H. war damals selbst nicht gegenwärtig. Wußte nun etwa Hr. L. auch nur eben das was Hr. v. d. H. wußte, so hätte er ja, selbst nach Hrn. v. Z., die Wahrheit gewußt, und so waren ja wohl seine Besorgnisse, die er auch Hrn. v. Z. entdeckte, sehr zu entschuldigen. Wie konnte also Hr. v. Z. vorgeben, eben dasjenige sey eine Erfindung des Hrn. L., und eine belachenswürdige Thorheit,

heit, wovon er doch selbst sagt, der Hr. v. d. H. habe es schon vor langen Jahren als Wahrheit dem Könige mitgetheilt?

Das ist doch, man mag es betrachten wie man will, ein seltsamer Widerspruch, und zeigt, wie wenig Hr. v. Z. überlegt was er schreibt. Eben dieselbe Sache kann doch nicht in dem Munde des Hrn. v. d. Horst seit dem Jahre 1771 schon Wahrheit, und in dem Munde des Hrn. Leuchsenring im J. 1786 Erdichtung seyn. Will Hr. v. Z. sagen, die Nachrichten und Besorgnisse wegen der Jesuiten wären übertrieben; so müßte er erst beweisen können, daß es so wäre. Dieß kann er aber am wenigsten sagen; denn keine der gedruckten Nachrichten, so viel uns bewußt, ist so sehr stark, als diejenige, die hier Hr. v. Z. auf die Autorität des Hrn. v. d. H. erzählt. Niemand noch hat Kurfürsten und Prinzen namentlich genannt, die eigentliche Jesuiten geworden wären.

Es mag indessen dahin gestellet seyn, ob alles dasjenige, was der Hr. Minister v. d. Horst dem Könige von den Jesuiten soll erzählt haben, völlig eben so und mit eben den Umständen wahr sey, wie es Hr. v. Z. nacherzählt. Die Sache ist sehr wichtig, und verdient unparteyisch von beiden Seiten erwogen zu werden; zumal wenn der Hr. Minister v. d. Horst schon im J. 1771, und also viel früher als deutsche Schriftsteller davon sprachen, Nachrichten gehabt hat, die er für würdig hielt, dem Könige mitgetheilt zu werden. Ob sie Hr. v. Z. genau eben so erzählt, wie sie Hr. v. d. H. dem Könige erzählt hat, wird dieser Minister am besten wissen. Folgende Zweifel sind uns bey der Erzählung des Hrn. v. Z. aufgestoßen:

1) Niemals, so viel man hat erfahren können, ist von der französischen Regierung ein Befehl ergangen: "Daß sich nicht mehr als drey Jesuiten versamm"len sollten." In den sogenannten Memoires de Bachaumont, die doch von 1762 angehen, stehen eine Menge Partikularitäten über die Jesuiten in Frankreich und über ihre Intriguen um sich daselbst wieder einzuschleichen; aber von einer solchen Verordnung ist keine Spur. Auch war wohl die französische Regierung allzuweise, als daß sie aufs schärfste verboten hätte: "Es sollten sich niemals mehr als drey "Exjesuiten heimlich an einem Orte versammlen." Denn was heimlich geschieht, kann die Regierung nicht wohl wissen, und wenn nicht jedem Exjesuiten ein Polizeydiener gegeben ward, der ihn nie verließ; wie hätte man verhindern wollen, daß nicht sechs oder mehr Exjesuiten in einem Zimmer zusammen gekommen wären! Wäre aber wirklich ein so scharfes Verbot ergangen; so würde ja die pariser Polizey, die so wachsam ist, die großen geheimen Versammlungen haben bemerken müssen, worin man darauf ausging, eigentliche Jesuiten zu machen. Sollten aber die Jesuiten bey einem so strengen Verbote die Wachsamkeit der pariser Polizey gegen solche große Versammlungen haben unthätig machen können; so wäre dieß abermal ein starker Beweis von ihrer geheimen Macht und Schlauigkeit.

2) Es ist unmöglich, daß man in Freymaurerlogen jemand die Tonsur gebe, noch weniger, daß man darin jemand zum eigentlichen Jesuiten mache, am allerwenigsten daß man alle dazu mache, die aufgenommen werden. Diese ganze Erzählung verräth, daß sie von jemand herkommt, der nicht

weiß,

weiß was Freymaurerey ist und was Logen sind; dieß wird jedermann erkennen, der nur einige Kenntnisse oder Erfahrung von der Freymaurerey hat. Wenn so etwas möglich ist oder irgendwo geschehen sollte, so müßte es in einem innern Orden geschehen seyn, welcher sich auf die Freymaurerey gründete, und sie mißbrauchte. Der Unterschied ist sehr wichtig, theils, damit die Freymaurerey nicht verläumdet werde, wo sie unschuldig ist, theils, wenn wirklich ein so heilloses System bis nach Deutschland verpflanzt seyn sollte, daß man es nicht suche, wo es nicht zu finden seyn kann, in den Logen.

3) Hr. v. Z. mag es mit dem Kurfürsten von Pfalzbayern ausmachen, daß er entweder Denselben oder dessen nächsten Vorfahren zum eigentlichen Jesuiten macht. Wir nehmen an dieser sonderbaren Behauptung keinen Antheil; aber ein sehr seltsamer Widerspruch scheint auf irgend eine Art darin zu liegen.

Einen von den beiden Kurfürsten muß er doch gemeint haben. Ob der vorige Kurfürst von Bayern ein Freymaurer gewesen ist, wissen wir nicht; aber daß er den Jesuiten gar nicht gewogen war und daß er ihnen in seinem Lande den größten Theil ihrer Gewalt nahm, ist bekannt. Wie das zugehen sollte, wenn er selbst ein eigentlicher Jesuit gewesen wäre, ist nicht recht abzusehen; es müßte denn seyn, daß er, nachdem er ein eigentlicher Jesuit geworden, solche sehr unzuläßige nnd abscheuliche Dinge von den Jesuiten selbst erfahren hätte, daß er ihnen deswegen so viel ihre Macht zu benehmen suchte, als er konnte. Der jetzige Kurfürst von Bayern ist gewiß kein Freymaurer; hingegen

so viel man höret, ist er den Jesuiten nicht ungewogen, und hat mehrere um sich. Will Hr. v. Z. von diesem Fürsten sagen, er habe die Tonsur empfangen, und sey ein eigentlicher Jesuit geworden? Wenn er dieß behauptet, so wird er es beweisen und verantworten müssen. Aber wenigstens durch die Freymaurerey könnte dieser Fürst nicht ein Jesuit geworden seyn; denn er ist ja kein Freymaurer, und hat die Freymaurerey sogar in seinen Staaten verboten. Wir glauben also, bis uns Hr. v. Z besser belehrt, er habe hier, wie es ihm so oft widerfährt, gar nicht überlegt, was er schrieb.

4) Die Frage ist auch wohl erlaubt: Wie kam der Hr. Minister v. d. Horst zur Gewißheit in einer so dunklen Sache? Ist er selbst Freymaurer, und zwar so genau mit dem Innern bekannt, daß er es aus eigener Erfahrung wissen konnte? Billig müßte es wohl so seyn; denn wenn er selbst nicht Freymaurer ist, und nicht das Innere ganz genau kennt, so ist es unmöglich, daß er diese Sache glaubwürdig wissen und dem Könige als Wahrheit erzählen konnte. Sollte er aber eine so wichtige Sache dem Könige nur als vom Hörensagen erzählt haben; so wäre es eben kein Wunder, daß der König weiter gar keine Notiz davon nahm. Aber seltsam genug wäre es in diesem Falle, daß Hr. v. Z. ein solches leeres Hörensagen nacherzählen wollte, als dasjenige, "was über den eigentlichen und ersten "Ursprung der Exjesuitenjagd wissenswerth wäre," und daß er dabey sogar Namen nennet, welche ein vernünftiger und billiger Mann doch ohne die sicherste Ueberzeugung nicht öffentlich auf diese Art nennen sollte.

Die

Die Möglichkeit, daß der Hr. v. d. Horst diese neue Entdeckung hat glaubwürdig wissen, und mit Kenntniß der Sache beurtheilen können, beruhet darauf, daß er ein Freymaurer, und zwar ein erfahrner Freymaurer ist; denn sonst bedeutet alles nicht viel. Daher entsteht natürlich die Frage: Hatte Er dem Könige, als Freymaurer, und also unter dem Siegel der Verschwiegenheit diese Sachen entdeckt? Das wäre zu begreifen. Aber weniger ist zu begreifen, daß er es dem Hrn. v. Z. einem Nichtfreymaurer und zwar in der Absicht entdeckt haben sollte, es öffentlich bekannt zu machen. Es könnte indessen seyn, daß Hr. v. d. H., wegen der großen Wichtigkeit der Sache, und weil er geglaubt hätte, sehr großen Nutzen zu stiften, oder sehr großen Schaden zu verhüten, in foro conscientiae sich berechtigt gehalten hätte, in Kollision von Pflichten, nach einer höhern Pflicht zu handeln. Wir wollen sein Gewissen auch gar nicht anklagen. Aber Er wird es nicht übel deuten, wenn wir Ihm hier zu überlegen geben, ob eine solche Sache wohl Nutzen stiften könne, wenn sie nur halb gethan ist, und ob es nicht Pflicht sey, sobald man Personen, und zwar solche, hat öffentlich nennen lassen, auch das näher zu bestimmen, was man von ihnen behauptet; wenigstens nähere Umstände anzugeben, woraus die Wahrscheinlichkeit sicherer beurtheilt werden kann. Wir geben dieß bloß zur Ueberlegung, bescheiden uns aber gern, daß die Gründe, die den Hrn. v. d. Horst bewogen, in einer so delikaten Sache so zu handeln, vielleicht fürs Publikum nicht seyn können. Indessen ist die Sache so wichtig, daß, nachdem sie einmal fürs Publikum gebracht worden, ein Wahrheitsfreund wohl wünschen könnte, gewiß zu seyn, ob Hr.

v. d. Horst diese Erzählung als Wahrheit wissen konnte, ob Er sie für gänzlich wahr hält, besonders aber ob er Hrn. v. Z. wirklich aufgetragen hat, sie als Wahrheit zu erzählen und diese Namen zu nennen. Denn, sollte Hr. v. Z. alle diese Dinge ohne ausdrückliche Erlaubniß des Hrn. v. d. Horst haben drukken lassen; so wäre es die unverzeihlichste Indiskretion, und er hätte seinen Gönner abermals durch eine vorschnelle Erzählung auf alle Weise kompromittirt.

5) Weder in den öffentlichen Verordnungen des Königs Friedrichs II. noch in dessen Oeuvres posthumes findet man die geringste Spur, daß Er auch nur einige Notiz von dieser Entdeckung genommen hätte. Wenn ihm auch die Geschichte nicht für die protestantische Kirche gefährlich schien; so sollte man denken, es müßte ihm doch als König sehr wichtig gewesen seyn, daß die Jesuiten, selbst bis in Deutschland, sogar regierende Fürsten, durch geheime Gesellschaften zu eigentlichen Jesuiten gemacht hätten. Dieß ist doch wohl eine sehr wichtige Sache, die jedermann frappiren muß, am meisten wohl einen König; und man sollte glauben, eine so fremde Begebenheit, wenn sie ihm glaubwürdig erzählt worden wäre, müßte ihm lange im Gedächtnisse geblieben seyn. Man sieht aber aus seiner Korrespondenz mit d'Alembert, mit dem er so mancherley über Jesuiten korrespondirte, daß wenn er diese Geschichte auch im J. 1771 von dem Hrn. v. d. Horst hörte, er sie doch schon im J. 1774 wieder vergessen hatte. In den oben S. 327 und 329 angeführten Stellen aus T. XI. S. 178. 182. 191. würde er nach dem ganzen Zusammenhange auch haben anführen müssen, "die Jesuiten hätten den Duc de Char"tres zum eigentlichen Jesuiten gemacht," wenn er

dieses gewußt oder geglaubt hätte. Ferner T. XII. S. 11 redet er von dem Aberglauben der Fürsten. Er erzählt: "ein deutscher Fürst habe auf dem Bauche sei"ner Gemahlinn eine Messe lesen lassen, damit sie schwanger "würde." Er sagt in eben dem Kontexte: "*les Franc-*"*maçons* forment dans leurs loges une *secte religieuse*, plus "ablurde, que les sectes communes." Aber Er sagt nicht, "daß die Freymaurer in Logen die Aufzunehmenden zu "eigentlichen Jesuiten machen, oder daß sie schon einen "deutschen Kurfürsten zum eigentlichen Jesuiten ge"macht hätten." Und in der ganzen Folge seiner Gedanken wäre doch keine natürlichere Bemerkung gewesen, wenn er dieses gewußt, oder sich erinnert hätte.

Kurz, man weiß nicht, was man von diesem ganzen Vorgeben des Hrn. v. Z. denken soll. Zuweilen kommt man fast in die Versuchung, zu glauben, daß seine Einbildungskraft auch hier ihr Spiel gehabt, und irgend etwas was er einmal beyläufig hörte, nach seiner eigenen Art umgeformt und in eine ganze Geschichte gebracht hat.

Eben so macht er es mit der Berufung des Benediktiners Pernety (denn so schreibt er sich eigentlich) nach Berlin als Königl. Bibliothekar. Er verbindet damit S. 332 das Vorgeben: der König habe, um den P. zu bekommen, dem Papste die spöttische Hofnung machen lassen, er wolle katholisch werden. Die Einbildungskraft des Hrn. v. Z. nimmt hier etwas weg, thut dort etwas hinzu, und maxima ex nihilo nascitur historia.

Es ist wahr, er hat die ganze Geschichte recht sauber aufgepuzt, so daß sie ein voll-

kom-

kommener Pendant zu dem romantischen Gemälde wird, das Hr. v. Z. oben (S. 180 bis 184) von Pernety und Pauw und dem gekrönten Philosophen la Douceur aufgestellt hatte. Die Geschichte bedeutet an sich selbst nicht viel, aber wir wollen sie hier doch auseinander setzen, theils damit nicht Unwahrheit anstatt Wahrheit in die Geschichte komme, theils um an einem abermaligen Beyspiele zu zeigen, wie erfindungsreich und luxuriirend des Hrn. v. Z. Einbildungskraft ist. Billig sollte man des Hrn. v. Z. eigene Worte anführen, um zu zeigen, wie lebhaft er alles vorstellt; wir müssen aber den Raum sparen. Wir überlassen jedem, S. 332 bis 338 des Iten Theils der Fragmente des Hrn. v. Z. sehr komische Ausbildung seiner Fabel nachzulesen, auf welche komische Vorstellung er sich selbst etwas zu Gute zu thun scheint. Wir wollen hier nur das Wesentliche ausziehen.

Nach der umständlichen Erzählung des Hrn. v. Z. soll Pernety nach Berlin seyn berufen worden: "1) Wegen der in seiner Reisebeschreibung nach den ma"louinischen Inseln, und in seinem Seejournale enthal"tenen mathematischen und astronomischen Bemer"kungen, welche dem armen Pernety einigen Ruf ga"ben, bis Pauw dieß alles verlacht habe. 2) Hauptsäch"lich wegen der physiognomischen Briefe, und weil es "dem Könige nicht ganz überflüssig schien, nebenher einen "Physiognomisten zu besolden, und weil ihn nach diesem "Physiognomisten lüsterte. Er habe ihm also die Stelle "eines königl. Bibliothekars in Berlin anbieten lassen. "3) Die Schwierigkeit, ihn in Berlin zu erhalten, habe "darin bestanden, daß er nicht in seinem Ordenshabite "vor dem Könige hätte erscheinen dürfen, wozu der andächtige Papst Klemens XIII. die Erlaubniß durchaus ver"sagt habe. 4) Diese habe der Abt Bastiani, welcher die "römi-

"römische Korrespondenz des Königs geführt habe, "durch den spöttischen Einfall gehoben, daß er mit Be"willigung des Königs dem Papste geschrieben, der König "habe eine Antipathie gegen solche Röcke, zeige aber "eine sehr große Neigung zur katholischen Religion, "daher würde der König durch Pernety katholisch gemacht "werden. 5) Der andächtige Papst habe darauf, um durch "Behinderung einer so großen Aussicht für die Kirche Gottes "seine Seele nicht in Gefahr zu setzen, dem Dom Per"nety völlige Dispensation vom Ordenskleide gegeben, "ihn zum Abte im Lande der Ungläubigen ernannt, auch "dem neuen Abte diesem dummen Bekehrer, — ein unge"heuer großes Kreuz nebst einem großen goldenen Ban"de um den Hals geschenkt. 6) Bastiani habe auch einige"mal dem Papste sehr erbauliche und tröstliche Nachrich"ten von den Fortschritten Friedrichs in der katholischen "Religion unter der Führung seines Bekehrers Pernety, "gegeben."

Was das für Wunderdinge sind! Die simple Erzählung der Wahrheit wird weder so komisch, noch so schön ausgeputzt seyn; das Komische müßte denn darinn bestehen, daß man über die lächerlichen Irrthümer, in welche den Hrn. v. Z. seine Einbildungskraft und ihre Absprünge hineinziehen, ein wenig lachen wollte. Gelegenheit giebt er warlich dazu; denn indem er den Ruf des Abts Pernety nach Berlin nebst dem Betragen des Abts Bastiani und des Königs gegen den Papst auf der lächerlichen Seite vorstellen will, macht er sich selbst durch seine Unwissenheit und durch seine ganz willkürliche und falsche Vorstellung aller Umstände am meisten selbst lächerlich!

Es müßte wahrhaftig ein großes Wunder gewesen seyn, wenn die mathematischen und astronomischen Bemerkungen in der Reisebeschreibung

des

des armen Pernety ihm einigen Ruf zuwege gebracht hätten; denn dieser arme Mann hat selbst niemals behauptet, von Mathematik und Astronomie etwas zu verstehen. Von Naturgeschichte und Chemie wußte er etwas, ob es gleich dürftig genug war. Auch steht weder in seiner Reisebeschreibung, noch in irgend einer seiner Schriften nur eine einzige Bemerkung dieser Art; so dreist auch Hr. v. Z. dieß vorgiebt. Hat Hr. v. Z. etwa die Reisebeschreibung dieses Mönchs gesehen, so hat er vermuthlich darinn in dessen Seejournale einige Zahlen und etwa = oder so etwas bemerkt. Aber höchstlächerlich wäre es, wenn er dieß für mathematische oder astronomische Bemerkungen angesehen hätte; und doch ist nichts anders da, was auch nur ein äußerliches Ansehen dieser Art hat. Diese Zahlen sind nichts als die bemerkte Breite und Länge, worin sich das Schiff jeden Tag befand, nebst der Länge des Weges, den es den vorigen Tag gemacht hatte; welches Pernety aus dem Schiffsjournale abgeschrieben hatte. Hieraus wird man warlich nicht auf mathematische und astronomische Kenntnisse des Abts schließen können. Noch lächerlicher ist, wenn jemand vorgeben will, dem armen Pernety hätten diese aus dem gemeinen Schiffsjournale abgeschriebnen Bemerkungen einigen Ruf gebracht. Eben so ungereimt ist es, daß Hr. v. Z. vorgiebt, Pauw habe dieses alles verlacht; denn wer kann verlachen, was nicht da ist. — Wo hätte es denn Pauw verlacht? — Wie häßlich sich Hr. v. Z. über den Streit zwischen Pernety und Pauw irrte, ist schon oben S. 182 ff. angezeigt.

Der ärgste Fehler des Hrn. v. Z. ist aber hierbey folgender: Hätte er nur die Reisebeschreibung dieses

Bene-

Benediktiners recht angesehen; so würde er bemerkt haben, daß die erste Ausgabe erst in Berlin im Jahre 1769 *), und die zweyte in Paris 1770**) gedruckt ist, und er hätte wissen müssen, daß Dom Pernety schon im Jahre 1767 in Berlin ankam, nachdem bereits seit Anfange des Jahres 1766 über ihn war negociirt worden. Hat also Hr. von Z. nicht die Welt zum besten, wenn er vorgiebt, von dem Rufe des Abbé Pernety nach Berlin genau unterrichtet zu seyn, und zur Ursache seiner Berufung ein Buch angiebt, welches derselbe erst in Berlin drucken ließ, nachdem er schon zwey Jahre in Berlin war?

Was die Lettres sur les Physiognomies betrift, so glaubte man freylich, daß sie unser Anton Joseph Pernety und nicht Jakob Pernety geschrieben hätte. Aber dieser Jakob Pernety war nicht, wie sich Hr. v. Z. S. 334 einbildet, unbekannt, sondern vielmehr durch diese angenehm geschriebene Briefe sehr bekannt. Hingegen unser Anton Joseph war damals in Deutschland so unbekannt, daß man eben deswegen, weil man nur einen Pernety kannte, diesen für den Verfasser der physiognomischen Briefe hielt. Aber er ward so wenig hauptsächlich wegen dieser Briefe, als wegen seiner nie von ihm gemachten, nur vom Hrn. v. Z. ersonnenen astronomischen Bemerkungen berufen. Eben so lächerlich und aus der Luft gegriffen ist

*) Journal historique d'un voyage aux Isles Malouines en 1763 & 1764. II Tomes, a Berlin, chés E. de Bourdeaux. 1769. 8.

**) Histoire d'un voyage aux Isles Malouines nouvelle édition refondue & augmentée d'un Discours préliminaire &c. II Tomes, à Paris chès Saillant & Nyon. 1770. 8.

ist es, daß nach Hrn. v. Z. Vorgeben der König in ihm einen Physiognomisten nach Berlin hätte berufen wollen. Der König verlangte damals so wenig einen Astronomen als einen Physiognomisten, sondern einen Bibliothekar, und zwar nicht für sich, sondern für die öffentliche Bibliothek zu Berlin. Dem Könige sah es warlich nicht ähnlich daß er einen Bibliothekar besoldet hätte, wenn er einen Physiognomisten hätte haben wollen. Folgendes ist die wahre Geschichte, wie es mit der Berufung des Abbé Perñety nach Berlin zugegangen ist, aus völlig sichern Quellen geschöpft.

Der Königliche Bibliothekar, Hr. Gaultier la Croze in Berlin, war gestorben; der König trug dem Obersten Quintus auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschlagen. Quintus schlug ihm zuerst den berühmten Lessing vor. Lessing hatte im Anfange des Jahres 1752, ohne seine Schuld, einen unangenehmen Vorfall mit Voltairen gehabt, weshalb er auf eine Zeitlang Berlin verließ. Damals war dem Könige Lessings Namen auf eine widrige Art genennet worden, und da er ein sehr gutes Gedächtniß hatte, und bekanntlich einen einmal gefaßten Eindruck lange behielt, hatte er vermuthlich seitdem eine widrige Idee von Lessing, und erklärte, er wolle ihn nicht. Darauf schlug ihm Quintus den berühmten Winkelmann vor. Diesen wollte der König annehmen, und er ward wirklich verschrieben. Durch welches Mißverständniß dieser Ruf nicht zu Stande kam, weil es Quintus mit Winkelmann allzugut meinte, kann man in dem von Herrn Daßdorf herausgegebenen Winkelmannischen Briefen (im IIten Th. S. 164.)

164.) finden. Nun verlangte der König wieder einen Vorschlag. Quintus kam wieder auf Lessing zurück, und der König erklärte nochmals daß er ihn nicht wolle. Quintus hatte es sich zum Gesetz gemacht, bey aller Gelegenheit dem Könige Deutsche anzupreisen. Dieß that er nicht allemal mit der gehörigen Behutsamkeit, und mußte auch zuweilen dafür leiden. Er sagte hier dem Könige mit Heftigkeit, Lessing sey einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König nicht einen Deutschen nehmen wolle, so würde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen; denn die Franzosen und andere Nationen legten sich gar nicht mehr auf die Wissenschaften, welche zu einem Bibliothekar erfordert würden, und hätten wenige oder gar keine eigentliche Gelehrten. Der König vertheidigte die Franzosen, daß sie nicht bloß witzige Köpfe, sondern auch eigentliche gelehrte Leute im litterarischen Fache hätten, und führte unter andern die so berühmt gewordenen Benediktiner von der Kongregation des H. Maurus dabey an. Es passirte hierüber zwischen beiden ein starker Wortwechsel, so daß der König ihm endlich sagte, er würde nach Paris schreiben, und sich ohne ihn und ohne die Deutschen einen Bibliothekar zu verschaffen wissen, und daß Quintus, welcher in seinen Reden sehr oft wenig behutsam war, den König auslachte und sagte: Die Korrespondenz würde vergeblich seyn. Der Bruder des Abbé Pernety, welcher in Berlin Regisseur war, hatte entweder die Worte des Königs vernommen, oder hatte überhaupt gedacht, es wäre eine gute Gelegenheit, seinen Bruder nach Berlin zu ziehen, schlug also denselben dem Könige zum Bibliothekare vor. Der König befahl ihm sogleich, seinen Bru-

der kommen zu lassen, und sagte zu Quintus triumphirend: „Voyez, si j'aurai un Bibliothécaire sans vous, „& même *un Benedictin de S. Maur!*“ Freylich hat Pernety hernach genugsam gezeigt, daß nicht alle Benediktiner von der Kongregation des Heil. Maurus gelehrte Bibiothekare sind.

Hr. Formey hatte schon in seinen Souvenirs d'un Citoyen (T. I. S. 155.) berichtet, daß Pernety durch seinen Bruder nach Berlin sey gebracht worden. Diesem widerspricht Hr. v. Z. S. 333: "weil er von dem Herrn Minister von der Horst wisse, daß "der König den Abt gar nicht aus Rücksicht auf seinen "Bruder berufen habe." Aber mit der größten Ehrerbietung, die man für den Hrn. Minister v. d. Horst hat und behält, kann man wohl sagen, daß in dergleichen litterarischen Anekdoten Hr. G. R. Formey für einen gültigern Zeugen kann gehalten werden als Er, wie dieses schon oben S. 209 ist angezeigt worden. Es leben auch noch mehrere Personen, welche eben so wie Hr. Formey, sowohl von dem Abte selbst als von seinem Bruder erzählen gehört haben, wie dessen Berufung nach Berlin veranlaßt wurde, und die obige Erzählung kommt von jemand her, welcher sie selbst aus dem Munde des Obristen Quintus hat. Wie wäre auch sonst, wenn es nicht durch den Bruder wäre veranlaßt worden, der König auf den Abbé Pernety gekommen? Der Abbé Pernety hatte damals keinesweges, wie Hr. v. Z. träumt, einigen Ruf. Dessen Reisebeschreibung war noch nicht heraus, und kaum jemand in Berlin mochte von ihm wissen, daß er als Schiffskaplan mit Bougainville nach den malouinischen Inseln gewe-

gewesen sey. Die Lettres sur les physiognomies, so artig sie geschrieben sind, qualificiren nicht zu einem Bibliothekare. Hiezu gehört noch: daß der Bruder des Abts sich selbst mündlich an Quintus wendete (denn dieser Vorfall geschah im Jenner 1766, da der König und Quintus in Berlin waren) und ihn bat, da die Sache einmal so weit gekommen sey, seinem Bruder nicht zuwider zu seyn, aber von Quintus eben nicht auf das höflichste abgefertigt ward. Der Bruder wendete sich auch an einen gewissen Mann in Paris, welcher für den König allerley Kommissionen besorgte; durch denselben geschah es vermuthlich, daß d'Alembert (wie schon oben S. 187 angezeigt worden) diesen elenden Mönch mit einem Empfehlungsschreiben an den König versah.

Was Hr. v. Z. weiter sich einbildet, als ob es große Schwierigkeit gemacht hätte, dem Pernety vom Papste die Erlaubniß zu verschaffen, daß er nicht in seinem Benediktinerhabite hätte vor dem Könige erscheinen sollen, und daß, bloß um nur vom Papste diese Dispensation zu erhalten, Bastiani dem Papste auf eine spöttische Weise eingebildet hätte, Pernety würde den König bekehren: sind Voraussetzungen, welche zeigen, daß Hr. v. Z. die Verfassung der katholischen Hierarchie, besonders auch die Klosterverfassung gar nicht kennt, und daß er dasjenige, was er etwa mit halbem Ohre mag gehöret haben, nach seinem eigenen Gefallen drehet und ausputzt, bis es ihm komisch genug dünkt, und bis er endlich den Pernety vor dem Könige, als einen dummen Bekehrer

erscheinen läßt. Wir sehen uns schon genöthigt, diese Sache genauer auseinander zu setzen, damit sowohl deren wahre Beschaffenheit, als auch des Hrn. v. Z. falsche nach seiner Art aufgeputzte Erzählung davon, in hellerm Lichte erscheine.

Die Erlaubniß, sich außer der Klausur aufzuhalten, und selbst, die Befugniß außer der Klausur ein geistliches Amt anzunehmen, kann freylich ein Mönch von seinen Ordensobern nicht so ganz leicht, und ohne alle Ursache erhalten; wenn aber diese Erlaubniß einmal feststehet, so macht die Erlaubniß die Ordenskleidung auf eine Zeitlang nicht zu tragen, gar keine Schwierigkeit, besonders wenn sich ein Mönch in ein Land begiebt, wo die Ordenskleidung ungewöhnlich oder anstößig seyn würde. Der Bischof kann ebenfalls einem Religiosen erlauben, aus bewegenden Ursachen auf eine Zeitlang außer dem Kloster sich in seiner Diöces aufzuhalten, und in solchem Falle wird er ebenfalls die Erlaubniß weltliche Kleidung anzulegen, sobald irgend eine Ursache dazu vorhanden ist, nicht versagen. Also bedarf es keiner unmittelbaren Erlaubniß des Papstes, bloß um das Ordenskleid auf eine Zeitlang abzulegen. Es ist zufolge der Freyheiten der französischen Kirche nicht einmal erlaubt, an den Papst *omisso medio* zu appelliren; *) also durfte Pernety nicht einmal seine Ordensobern übergehen, welche ihm die Erlaubniß, in Berlin die Ordenskleidung nicht zu tragen gar nicht versagt haben

*) S. Fenelon sur les Libertés gallicanes, in le Brets Magazin, VIIter Band, S. 39.

haben würden, oder versagen konnten, sobald überhaupt diese Veränderung seines Standes erst rechtmäßig erlaubt gewesen wäre. Dieß hätte Hr. v. Z. von jedem katholischen Geistlichen oder Religiosen erfahren können. Ein anders ist es, wenn jemand von seinen Ordensgelübden und also auch von der Verbindlichkeit, das Ordenskleid zu tragen, völlig loßgesprochen seyn, und ein Weltgeistlicher werden will; alsdenn muß er freylich vom Papste die Erlaubniß dazu erhalten. Dieß war es aber nicht, was Pernety suchte, der selbst in Berlin noch mit Leib und Seele ein Benediktiner blieb. Hr. v. Z. verwirrt hier nur, so wie immer, Dinge die nicht zusammengehören, und bauet ein luftiges Gebäude seiner Einbildungen darauf.

Der Abt Pernety hat, da er als Schiffskaplan mit Bougainville die Reise nach den malouinischen Inseln that, den Ordenshabit nicht immer getragen. Er hat es selbst erzählt, und sogar in seiner Reisebeschreibung sind Spuren davon. *) Es ist auch natürlich, daß auf Reisen, zumal in so entfernte Länder, der Ordenshabit allzubeschwerlich seyn würde. Es sind daher sogar den Benediktinern der Kongregation des Heil. Maurus besondere Reisekleider verordnet, die den Konstitutionen zufolge in der Kleiderkammer jedes Klosters aufgehoben werden sollen. **)

Daß ein Religiose, wenn er sich außer dem Kloster aufzuhalten Erlaubniß hat, um weltliche Klei-

*) Journal historique, Edition de Berlin, 1769. T. I. p. 316. 363.

**) S. Regula S. P. Benedicti et Constitutiones Congregationis S. Mauri, Parisiis. 1770. 8. Constit. Cap. V. de Vestimentis §. 8: In vestiario reponentur vestimenta *quae itinerantibus inservient.*

dung zu tragen, nicht die unmittelbare Dispensation des Papstes, sondern nur seiner Ordensobern bedarf, besagt das folgende Zeugniß des P. Anton Wüstefeld, Dominikanerordens, jetzigen katholischen Geistlichen in Potsdam. Nichts kann deutlicher zeigen, wie ungereimt die Voraussetzung des Hrn. v. Z. ist, und wie er ganz ohne Sachkenntniß eins mit dem andern verwirrt, um willkürlich den Papst Klemens XIII. und den Abt Pernety lächerlich vorzustellen, wo gar nichts Lächerliches vorhanden ist, als in seiner verkehrten Vorstellung. Der P. Anton ist selbst ein Mönch, gehet selbst in weltlicher Kleidung, und muß also wohl am besten wissen, von wem die Erlaubniß weltliche Kleidung anzulegen, erlangt wird. Sein Zeugniß ist also entscheidend, und lautet folgendermaßen:

"Da der Herr v. Zimmermann in dem ersten Bande seiner Fragmente S. 335 vorgiebt, daß der Benedictiner Herr "Pernety als er von Seiner Majestät dem Könige von Preussen nach Berlin als Bibliothecarius berufen wurde, ohne "speciale Erlaubniß des Papstes keine andre Kleidung als "seinen Ordenshabit habe tragen dürfen, gleich als wenn die "Decke des Körpers einen Mann seines Amtes würdig machte: so würde Hr. v. Z. sich besser verantwortet haben, wenn "er sich zuvor genau erkundiget hätte, ob auch oberwehnter "Herr Pernety zuvor beym Papste um Erlaubniß, ein solches Amt annehmen zu dürfen, angesuchet hätte; so hätte "er doch wenigstens die Haupursache, weswegen Hr. Pernety weltliche Kleidung tragen wollte, berühret; "denn die Kleidung ist eine Nebensache, hierinn kann eine "jedwede Obrigkeit dispensiren, insonderheit in Ländern, wo die Ordenskleidung ungewöhnlich ist."

"Potsdam, den 19ten Januar, 1791."

"P. Antonius Wüstefeld,"

"p. t. Miss."

Hier

Hier ist der richtige Gesichtspunkt angegeben. Nicht die Erlaubniß, die Ordenskleidung auf eine Zeitlang abzulegen, sondern die Erlaubniß, ein weltliches Amt anzunehmen, machte eine sehr große Schwierigkeit, und dieserwegen mußte sich Pernety nach Rom wenden. Auch in Rom selbst mußte die Erlaubniß zu erhalten sehr schwer seyn, nicht, wie sich Hr. v. Z. einbildet, wegen der persönlichen Andacht, oder Bigotterie des Papstes Klemens XIII., sondern wegen der unveränderlichen Verfassung der geistlichen Orden in der katholischen Kirche. Diese Verfassung ist äußerst wohl überlegt und konsequent, und durch sehr bestimmte Gesetze befestigt. Wir Protestanten halten zwar alle diese Gesetze für Futilitäten und drückende Lasten, welche die geistliche Herrschsucht auflegte, und wir haben auch Recht. Indessen Katholiken, sonderlich Mönche, müssen sich nach diesen Gesetzen wenigstens in der Form richten; und wenn ein Geschichtschreiber von solchen Dingen zu reden nöthig hat, so muß er sie nach den einmal angenommenen Principien jeder Kirche oder jedes Ordens vorstellen, und ihnen nicht eine falsche Gestalt geben, um den Lustigmacher zu spielen.

Die Gelübde eines Mönchs führen strenge Verbindlichkeiten mit sich, von welchen er sich nicht loßzählen kann, wenn er auch wollte, bloß deswegen weil ihn ein auswärtiger Fürst in seine Dienste verlangt; und ein Mönch war Pernety. In der Kongregation des Heil. Maurus weiset das Generalkapitel jedem Mönche das Kloster an, wo er sich aufhalten soll, und das einmal angewiesene Kloster zu verwechseln, kann weder der P. Visitator, noch der P. Superior

Generalis der Kongregation, sondern nur das Generalkapitel oder die annua diaeta, und zwar nur aus wichtigen Ursachen erlauben. *) Es ist also wohl begreiflich, daß die Erlaubniß zu einem langen Aufenthalte außer dem Kloster nicht von einer geringern Autorität erlangt werden kann. Sogleich wenn ein Noviz in dieser Kongregation Profeß thut, muß er versprechen, daß er keine Würde oder Amt annehmen wolle, ohne ausdrückliche Erlaubniß des P. Superior Generalis. **) Aber, welches wohl zu merken ist, alle diese Erlaubnisse können nur auf den Fall gehen, wenn ein Mönch sich wegen eines geistlichen Amts oder wegen einer ähnlichen Ursache außer dem Kloster aufhalten will. Denn ein weltliches Amt anzunehmen, ist dem Religiosen gänzlich verboten; weil er dadurch in die Welt zurückkehren würde, der er, sobald er Profeß thut und die Klostergelübde ablegt, ganz abgestorben ist. Es ist Mönchen z. B. zwar erlaubt, das Jus civile zu erlernen, weil ohne dasselbe das Jus canonicum nicht kann verstanden werden; aber auch dieses sollen sie nicht einmal außer dem Kloster lernen, oder es anwenden, um Richter oder Advokaten zu werden oder sich sonst in weltliche Händel zu mischen. ***) Nun ist aber das Bibliothekariat, und zumal bey einem protestantischen Fürsten, ganz gewiß ein weltliches Amt, welches einen Mönch nicht nur aus der klösterlichen Obedienz, sondern ganz aus allen

*) S. die oben S. 259 citirte Const. Congreg. S. Mauri, P. II. Sect. I. Cap. X. de Mutationibus et Domiciliis §. 3 und 5.

**) Ib. P. I. Sect. I. Cap. XV. de admittendis noviciis ad Professionem. §. 5. Quaest. 1.

***) S. P. Reifenstuel Jus canonicum. T. I. Prooem. no. 228. 230.

len geistlichen Beschäftigungen herauszieht, in die Welt, und noch darzu in eine genaue Verbindung mit einem ketzerischen Prinzen setzt. Die Erlaubniß, ein solches Amt anzunehmen, konnten also die Obern der Kongregation dem Don Pernety nicht geben; sondern sie mußte in Rom gesucht werden; weil dieß eine ganz ungewöhnliche Forderung war, die mit der ganzen klösterlichen Verfassung geradezu stritt. Auch in Rom konnte diese Sache nicht, wie Hr. v. Z. sich einzubilden scheinet, unmittelbar an des Papstes Person gelangen, oder bloß allein von dessen Bigotterie oder Aufklärung abhängen. Nein, es mußte diese Sache in Rom an die gehörige Instanz, nämlich an die Kongregation *de' Vescovi e Regolari* gebracht werden. Diese konnte auch nicht willkürlich zu Werke gehen, sondern mußte nach den einmal bestehenden kanonischen Gesetzen sprechen. Es wird vielleicht schwerlich daselbst schon ein solcher Fall vorgekommen seyn, daß ein Mönch hätte ein weltliches Amt bey einem protestantischen Könige, ohne alle Rücksicht auf geistliche Beschäftigungen, annehmen wollen. Es ist also höchst wahrscheinlich, daß diese Kongregation die Dispensation muß verweigert haben, weil selbst der Papst wider die allgemeinen Kirchengesetze nicht dispensiren kann. *) Indessen kann freylich in Rom zu allem Rath werden, wenn man es nur recht anfängt,

*) Summo Pontifici sicut et aliis Ecclesiae Praelatis, potestas dispensandi data est a Domino *in aedificationem, non in destructionem.* — Ac proinde, licet Papa quidpiam possit facere, *non tamen decet eum semper uti plenitudine potestatis*, sed pro oculis habere oportet *utilitatem Ecclesiae* — atque ex his sequitur, *quod Papa non possit dispensare contra universalem Statum Ecclesiae.* S. P. Reifenstuel Jus Canonicum, T. I. Lib. I. Tit. II. §. XVIII. de Dispensat. no. 461. 462.

fängt; und sobald die Form beobachtet, und die Kanzleygebühren bezahlt werden, so ist freylich die unfehlbare Kirche immer eine sehr gute Mutter. Es kam also nur darauf an, die Sendung des Dom Pernety nach Berlin als eine geistliche Sache, wenigstens als ein *opus charitativum* vorzustellen, wobey die *utilitas Ecclesiae* versiren könnte; alsdann gieng die Sache ganz anders. Sie ward vielleicht vor eine andere Kongregation, die de propaganda fide, gebracht; und diese konnte dabey weniger Bedenken haben.

Es kann daher sehr wohl seyn, daß sich der Bruder des Abbé Pernety, oder sonst jemand, deshalb an den Abbé Bastiani addressirt hat, nicht als ob Bastiani damals die röm. Korrespondenz des Königs geführt hätte, wie Hr. v. Z. S. 335 aus der Luft greift; (denn der Könighatte damals schon zu den in Rom vorfallenden Geschäften seinen besondern Agenten, den Abbé Coltellini,) und daß der König eine Privatkorrespondenz mit dem Papste in Rom durch Bastiani gehabt hätte, läßt sich nicht denken. Man kann auch aus der sichersten Quelle die Nachricht geben, daß im Königl. Archive keine Spur einer Korrespondenz, die Bastiani für den König geführt hätte, und überhaupt gar nichts von der Sache des Pernety zu finden ist; woraus genugsam erhellet, daß der König sich direkte darin beym Papste nicht gemischt hat. Aber es ist natürlich, daß derjenige, der in Rom etwas sucht, daselbst, so wie allenthalben, einige Beweise beybringen muß. Daher kann es sehr wohl seyn, daß man der Form wegen den Abbé Bastiani um ein Zeugniß, daß die Gegenwart des Dom Pernety in Berlin der Kirche nützlich seyn könnte, ersucht hat. Dieß war durchaus nöthig

vor-

zuschützen, weil sonst nach der unwiderruflichen Klosterverfassung, welche der Papst selbst nicht abändern kann, ein Mönch nicht ein weltliches Amt annehmen darf. Bastiani war ein viel zu kluger Hofmann, um nicht zu seiner eigenen Sicherheit vorher mit dem Könige über die Wendung zu sprechen, die er der Sache geben wollte. Es ist kein Zweifel, daß er es dem Könige scherzhaft und als eine Sache von weniger Bedeutung wird vorgebracht haben; es kann auch sehr wohl seyn, daß der König darüber etwa an seiner Tafel mit Bastiani und über den Papst, dem er ohnedieß persönlich nicht gewogen wan, gescherzt hat. Aber Bastiani, welcher seinen Weg zu hohen Prälaturen in der Kirche machen wollte, hat gewiß nach Rom mit großer Behutsamkeit geschrieben, um weder den König noch sich selbst zu kompromittiren, und in Rom wird man recht gut gewußt haben, wie man sein Zeugniß hat verstehen sollen; wenigstens ist es sicher nichts als ein kindischer Sprung der Einbildungskraft des Hrn. Ritters, wenn er erzählt: "Bastiani habe einigemal dem Papste "sehr erbauliche und tröstliche Nachrichten von den "Fortschritten Friedrichs in der katholischen Religion, "unter der Führung seines Bekehrers Pernety gegeben." Da hätte Bastiani den Papst belogen und den König kompromittirt; für beides hütete sich gewiß ein so kluger Mann. Hr. v. Z. hat auch sehr schlechte Begriffe von der Korrespondenz und der Wachsamkeit der Propaganda, und von der Thätigkeit und der genauen Aufmerksamkeit derselben auf die Missionarien. Wäre wirklich nur die entfernteste Hofnung zu einer so wichtigen Bekehrung gewesen; (und der ernsthafte Bericht eines Mannes wie Bastiani hätte sie in Rom erwecken müssen) so wären mehrere Mit-

tel angewendet worden, und Pernety wäre der erste gewesen, der an die Propaganda hätte berichten müssen; besonders wenn er wirklich als Bekehrer angestellt worden wäre. Hätte er nun berichtet, daß er den König nie über Religion gesprochen hätte, wie er es hätte thun müssen; so wäre ja der Betrug gleich entdeckt worden. Da Hr. v. Z. selbst sagt: Pernety wäre ein dummer Bekehrer gewesen, so kann er der Propaganda wohl zutrauen, daß sie Menschen noch besser kenne wie er, daß sie wisse was man etwa von jedem zu gewarten habe, und daß sie sobald es nöthig ist, einem Dummen wohl einen Schlauen werde beyzugesellen wissen.

Da Pernety aus Rom die Erlaubniß, das Amt in Berlin anzunehmen, nach den nur allzukonsequenten Gesetzen der katholischen Kirche, nicht anders als unter dem Vorwande, daß dadurch ein geistlicher Zweck, utilitas ecclesiae, befördert würde, erlangen konnte; so war, sobald dieser Zweck vorausgesetzt ward, die Erlaubniß, das Ordenskleid auf der Reise und während des Aufenthalts in Berlin abzulegen, ganz und gar nicht schwer zu erhalten, wie sich Hr. v. Z. einbildet, denn sie ist in solchen Fällen nicht nur gewöhnlich, sondern sogar gesetzlich. Wir wollen zum Beweise die Meinung eines berühmten Kanonisten *) hieher setzen:

„Religiosi diversarum religionum, atque ad praedican-
„dum infidelibus sanctum Evangelium missi, *ne propter habi-*
„*tuum diversitatem* in populo, aut Neophytis *scandalum oria-*
„*tur*, possunt atque *debent* unum eundemque habitum *Evan-*
„*gelii Praedicatoribus convenientem assumere*: Sicque *habitum*
„*suae religionis deponere, (arg. c. Deus, qui II. h. t.)* vel saltem,
„*aliis*

*) S. P. Reifenstuel Jus canonicum, T. III. Lib. III. Tit. I. no. 117.

„*aliis vestibus superindutis occultare.* (Glossa *fin. ibid.* et „alia Glossa *can. in nona* 16. *q.* 7. *nec habitu.*)“

Nun kleidete sich **Pernety** in Berlin als ein Weltgeistlicher oder Abt, trug auch, wie man weiß, das kleine Skapulier seines Ordens wirklich unter seinen Kleidern.

Hr. v. Z. stellt alles bey dieser Sache auf eine kindisch komische Art vor, als wäre der andächtige Papst Klemens XIII. von des Abbé Bastiani spöttischem Berichte auf eine lächerliche Art betrogen worden. So giebt er S. 337 zu verstehen, der Papst habe deswegen den Pernety zum Abt von Bürgel im Lande der Ungläubigen ernennet, weil er denselben als einen Bekehrer zu dem ungläubigen König Friedrich gesendet hätte. Dieß hatte aber gewiß eine ganz andere Ursache. Alles kommt in dem Gaukelspiele des kanonischen Rechts und der Dispensationen in Rom auf die Form an. Weiß man die zu seinem Vortheile zu drehen, oder weiß man der einen Form, welche einer Sache zuwider ist, durch eine andere Form die man ihr entgegensetzt, zu entgehen; so kann alles geschehen. Der Bekehrung wegen ward Pernety nicht zum Abte in partibus ernannt, sondern Folgendes war wahrscheinlich die Ursache davon:

Hätte der Papst den gewöhnlichen Weg gehen wollen, so hätte er an den P. Superior Generalis der Kongregation von St. Maurus ein Breve abgelassen, worinn demselben zu erkennen gegeben wäre, daß der Papst bewandten Umständen nach es utilirati ecclesiae, oder wie man es sonst hätte einkleiden wollen, zuträglich fände, daß Pernety nach Berlin ginge. Dieses Breve hätte aber, (wie schon oben S. 186. bey einer andern Gelegenheit erinnert

wor-

worden) an den Erzbischof von Paris müssen addressirt werden, und man würde nicht wohl umhin gekonnt haben, es seinem Ermessen — veris existentibus narratis — zu überlassen. Aber alsdann wäre wahrscheinlich aus der ganzen Sache gar nichts geworden. Denn, wohl zu merken, die Kongregation des H. Maurus war schon seit 1763 in größter Gährung und Streit wegen der Disciplin, *) unter sich und mit dem Erzbischof von Paris, der seine Autorität interponiren wollte. Der Streit ward nach und nach so arg, daß zwey Benediktiner Dom Precieux und Dom Poirier, (eben wie vorher Dom Pernety gethan hatte) 1769 sich in Rom zu Aebten in partibus ernennen ließen, um aus der Kongregation zu gehen, und als sie der Erzbischof von Paris durch einen Befehl vom 10 April 1770 zwingen wollte, wieder in ein Kloster ihrer Kongregation zu gehen und unter dem klösterlichen Gehorsame zu leben, so appellirten sie davon an die weltlichen Gerichte.

Die

*) S. Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la république des Lettres en France depuis 1762 jusqu'à nos jours, par feu Mr. Bachaumont, T. VI. S. 98 und 107 bis 110, wo verschiedene Umstände dieses Streits erzählt werden. Es war eine Kommission von Prälaten niedergesetzt worden, um diese Kongregation zu reformiren. Es waren im J. 1769 unter Vorsitz dieser Kommissarien, die neuen Konstitutionen dieser Kongregation zu Stande gekommen, die wir S. 259. angeführt haben. Im J. 1776 ging ein anderer Benediktiner Dom Ansart aus der Kongregation des H. Maurus vermittelst eines päpstlichen Breve, als Frere Chapelain in den Maltheserorden, worüber auch ein rechtlicher Streit vor dem Grand Conseil entstand. S. die eben angeführten Mémoires de Bachaumont, T. IX. S. 369. Sogar im J. 1783 waren die Gährungen und Streitigkeiten in dieser Kongregation noch nicht geendigt. S. die mehrgedachten Mémoires de Bachaumont. T. XXIII. S. 68 bis 74.

Die Curia romana sucht bekanntlich die Exemtion der Mönche von den Bischöfen auf alle Weise zu begünstigen; also ist leicht zu begreifen, daß ob sie zwar den Erzbischof nicht übergehen konnte, sie doch auch in den damaligen Umständen nicht habe einen Schritt thun wollen, welcher seine Gewalt über die Kongregation bestätigt hätte. Von der andern Seite wäre auch zu befürchten gewesen, der Erzbischof würde das Breve nicht zu vollziehen geneigt seyn, um die Kongregation überhaupt in engern Schranken und von sich abhängig zu erhalten. Es war also der sicherste Ausweg, den Dom Pernety zum Abte in partibus einer ehemaligen Benediktinerabtey in Deutschland zu ernennen, wodurch er auf einmal sowohl aus der Kongregation als aus der Diöcesangewalt des Erzbischofs von Paris trat. Das placitum regium, durch die Vorzeigung beym Parlamente, bedurfte damals noch nicht ein Breve, das einen bloßen Privatmann anging, welches, wie schon oben S. 186 erinnert ist, erst im Jahre 1772 verordnet ward; also fand dieses Auskunftsmittel auf keiner Seite Schwierigkeiten. Indessen muß es doch mit der Dispensation des Abts Pernety eine besondere Bewandtniß gehabt haben; denn seine katholischen Freunde wissen, daß er wegen der Gültigkeit derselben nicht ganz in Ruhe war. Es kann auch sogar möglich seyn, daß er deshalb einige Anfechtung gehabt hat. Wenigstens weiß man keine andere Ursache zu finden, warum er im Jahre 1784 ohne die geringste bekannte Veranlassung seinen Abschied in Berlin forderte, und nach Frankreich zurückging; da er doch in Berlin sein gutes Auskommen hatte, und niemals mit jemand in sonderlichem Unwillen gewesen war, ob

ihm gleich Hr. v. Z. S. 338 einen Streit mit dem Hrn. Hofrath Stosch *) andichtet, der nicht zu Pernety Vortheil ausgeschlagen wäre; welches ganz ungegründet ist.

Es ist recht kindisch, wenn Hr. v. Z. S. 337 erzählt: "Der Papst habe dem Abte Pernety ein "ungeheures goldenes Kreuz nebst einem großen golde- "nen Bande um den Hals geschenkt." Er trug ein gewöhnliches Kreuz, wie es alle Aebte tragen, an einem gewöhnlichen kleinen schwarzen oder braunen seidenen Bande.

S. 338 sagt Hr. v. Z. "Um die Meinung zu er- "halten, daß er der Verfasser der elenden physiognomi- "schen Briefe sey, schrieb er auch verschiedene Aufsätze zur "Vertheidigung der Physiognomik für die Akademie. End- "lich begab er sich in Berlin in eine Gesellschaft von Gei- "stersehern." Hier sind nicht mehr als drey Unwahrheiten. Pernety hat niemals sich für den Verfasser der physiognomischen Briefe ausgegeben. Er hat vielmehr jedermann gesagt, was man sonst auch genugsam wußte, daß diese Briefe von seinem Vetter Jakob Pernety sind, der viel älter war als er. Ferner sind die physiognomischen Briefe keinesweges ein elendes Buch. Wollte Gott! des Hrn. v. Z. Fragmente wären so angenehm, elegant, und ohne Prätension geschrieben, wie diese Briefe. Hingegen des Abts Pernety Mémoires über die Physiognomik sind so elend geschrieben, daß wohl nichts mehr die Meinung, als wäre er Verfasser der physiognomischen Briefe, widerlegen konnte. Endlich ist es aus der Luft gegriffen, daß Pernety in Berlin in

*) Wir haben oben S. 182 erinnert, daß Hr. v. Z. den Pernety zum ersten Bibliothekar macht, da er der zweyte war; und hier macht er den Hrn. Hofrath Stosch zum zweyten Bibliothekar, welcher der erste ist.

in eine Gesellschaft von Geistersehern getreten wäre. Er ist in Berlin in gar keine geheime Gesellschaft getreten. Er selbst war Mitglied einer geheimen Gesellschaft in Lyon, und versuchte einmal, einigen Personen dieselbe anzupreisen; da er aber keinen Eingang fand, so bestand er nicht darauf. Er war zwar allen Arten von Aberglauben ergeben, aber seine geheimen Beschäftigungen gingen nicht sowohl auf das Geistersehen, als auf die Alchemie. Er laborirte viel, und hatte einmal wegen eines chemischen Ofens oder eines sogenannten faulen Heinz einen Prozeß mit seinem Wirthe, der ihn wegen Feuersgefahr bey der Polizey angab, worauf er den Ofen mußte einreißen lassen.

Daß er nach den Gebirgen von Auvergne gegangen sey, die unbekannte Obern zu suchen, weil er in Berlin Mitglied einer Gesellschaft von Geistersehern war, behauptet Hr. v. Z. auf der letzten Seite seines ersten Bandes, hat es aber ebenfalls bloß aus der Luft gegriffen, um einen platten Einfall zu sagen, weil er einmal mag gehört haben, daß von einer geheimen Gesellschaft von Klerikern in Auvergne, Clermont, u. d. gl. gesprochen worden ist. Hr. G. R. Formey verdient um so mehr Glauben, wenn er versichert, Pernety halte sich zu Valence in Dauphiné auf, wo er Sekretär einer Akademie der Wissenschaften sey; da öfter in Zeitungen gestanden hat, daß man wegen Preisaufgaben (meistens aus dem ökonomischen Fache) der Akademie zu Valence, sich an den Sekretär Dom Pernety wenden solle. Es ist zwar im Grunde wenig daran gelegen, wo der Abt Pernety jetzt lebt, ob er die unbekannten Obern sucht, oder gelehrte Korrespondenz führt. Aber wer etwas, sey es auch so gering als es

wolle, erzählt, muß es wahr erzählen; und wenn er eine Sache nicht zuverlässig besser weiß, so muß er jemand nicht widersprechen, der sie glaubwürdig erzählt und wissen kann. Aber bis in die geringste Kleinigkeiten findet man, daß Hr. v. Z. alles besser wissen will als andere; und allenthalben und bis aufs letzte Blatt findet man auch, daß er nach den Sprüngen seiner Einbildungskraft und seiner Laune alles willkürlich nur so vorstellt, wie es ihm gefällt, ohne sich sonderlich um die Wahrheit zu bekümmern.

* *
*

So haben wir denn mit unbeschreiblicher Mühe die Anmerkungen bloß über den ersten Band der Zimmermannischen Fragmente zu Ende gebracht. Verständige Leser werden nun urtheilen: ob diese Arbeit nicht mit der Ausräumung des Stalles des Augias etwas ähnliches habe; ob oben S. 7 und 8 von der Beschaffenheit dieser Fragmente allzuviel gesagt worden ist; und was man wohl von den historischen Fähigkeiten, von der Stärke der Einbildungskraft, von der Sorgfalt und von der Glaubwürdigkeit des Herrn Ritters von Zimmermann billig halten müsse.

Hr. v. Z. sagt S. 8 des Iten Theils seiner Fragmente: „Preußische Anekdotophagen sind Leute, qui „n'ont *ni les materiaux* ni les *qualités néceſſaires* pour „écrire une hiſtorie bonne *et vraie*, *et qui publient tant* „*d'anecdotes et de faits faux ou incertains*: qu'il faudroit „*plus de peine pour les réfuter et pour rectifier leurs er-* „*reurs* que *pour écrire une hiſtoire exacte* de ce grand Roi. „(*Mémoire ſur le vrai caractère d'une bonne hiſtoire, par* „*Mr. le Comte de Herzberg, pag. 2.*)“

Sollte

Sollte wohl nicht Hr. v. Z. durch diese Citation unvermerkt sich selbst geschildert haben? Möchten unbefangene Leser nicht glauben, auch Hr. v. Z. gehöre zu der Klasse von Leuten, welche Anekdoten verschlucken, ohne sie zu verdauen? — zu den Leuten, deren Irrthümer zu berichtigen es mehr Mühe kostet, als eine richtige Geschichte des Königs zu schreiben? —

Wenigstens sind wir es uns bewußt, daß es uns unbeschreibliche Mühe, Sorgfalt und Nachforschung gekostet hat, um die von ihm erzählten so mancherley falschen und ungewissen Anekdoten und Thatsachen zu widerlegen und seine Irrthümer zu berichtigen. Vielleicht haben wir mehr Mühe, gewiß aber mehr Sorgfalt angewendet, als es ihm kann gekostet haben, sie zu schreiben. — Unparteyische Leser, als sie die Fragmente zuerst in die Hand nahmen, haben gewiß gefunden, daß seit langer Zeit kein historischer Schriftsteller sich und die neuen Entdeckungen, die er zu liefern versprach, in einem höhern und außerordentlichern Tone angekündigt hat; und wir vermuthen, wenn dieselben auch nur unsere Anmerkungen über das IIte, IIIte und Vte Kapitel beherzigen (in welchen Kapiteln doch Hr. v. Z. ganz neue Aufschlüsse über die Geschichte Friedrichs zu geben vermeinte): so werden sie urtheilen, daß seit langer Zeit in einem historischen Werke die gerechte Erwartung des Publikum nicht so sehr arg hintergangen worden ist, als in eben diesen Fragmenten.

Ob wir gleich bey weitem nicht alle kleine Irrthümer und schiefe Vorstellungen des Hrn. v. Z. rügten, so haben wir es doch nicht ändern können, daß die Beurtheilung seines Buchs nicht sehr weitläu-

fig werden mußte. Er hat viele seiner Erzählungen so gar schief gestellt, auf so gar leere und falsche Sagen gebauet, dabey doch mit so gar vieler Präsumtion, als aus den sichersten Quellen geschöpft, vorgestellt; daß nichts als entweder eine strenge Untersuchung und sorgfältige und umständliche Auseinandersetzung, oder die namentlichen Zeugnisse der unbescholtensten Zeugen sie in ihrer wahren Gestalt darstellen konnte. Die Wahrheit hat gewiß dabey gewonnen; denn welche Legenden würden nicht auf die Autorität des Hrn. v. Z. und durch den Mißbrauch der respektabeln Quellen, auf welche er sich so oft beruft, in die Geschichte gekommen seyn, wenn nicht die Wahrheitsliebe mehrerer Geschäftsleute und wahrheitsliebender Personen in Berlin berichtigende Anmerkungen dazu geliefert, und den Redakteur aufgemuntert hätte, die beschwerliche Arbeit der gänzlichen Untersuchung der Fragmente zu übernehmen, und wenn nicht mehrere Personen, denen er hier öffentlich dankt, aus Liebe zur Wahrheit, mühsame Nachsuchungen in Archiven und Registraturen mit großer Bereitwilligkeit unternommen hätten. Er darf wohl ohne Ruhmredigkeit sagen, daß neben vieler Wahrheitsliebe wirklich auch nicht wenig Verläugnung seiner selbst zu einer solchen Beschäftigung gehöre. Er darf wohl einen Kenner urtheilen lassen, ob es, mit so vielen Hülfsmitteln ausgerüstet, und von so vielen Kennern und Patrioten aufs bereitwilligste unterstützt, für ihn nicht leichter, und wenn er bloß auf sich hätte sehen wollen, angenehmer gewesen seyn würde, ein eigenes Werk in eben der Zeit zu schreiben. Es war eine nützliche aber auch höchstbeschwerliche Beschäftigung, beständig auf leere Sagen und mit der wahren Geschichte streitende willkühr-

kührliche Erzählungen von so sehr verschiedener Art, (die zuweilen durch den Anstrich den ihnen Hr. v. Z. zu geben weiß, und wegen der Quellen auf welche er sich im Allgemeinen beruft, anfänglich interessant zu seyn scheinen,) ununterbrochen seine Aufmerksamkeit zu richten, die Zweifel, die sehr bald darüber aufstiegen, zu unterdrücken, um alles unparteyisch von aller Seiten zu untersuchen; und es war gewiß sehr unangenehm, nach den mühsamsten Verifikationen immer zu finden, daß nichts richtig war. Wir haben zwar uns nicht enthalten können, allzugroße Unwissenheit, die sich unter dem Dünkel großer Kenntnisse ankündigte, geradezu Unwissenheit zu nennen; wir haben uns nicht enthalten können, willkührliche Erzählungen wodurch die ganze Geschichte verwirrt wird, Erdichtungen zu nennen; wir haben uns nicht enthalten können, bey so ungeheurer Nachläßigkeit und Präsumtion des Hrn. v. Z. und bey so vielen argen Fehlern, wobey auch dem Geduldigsten wohl die Geduld reißen möchte, zuweilen, damit dieß nicht geschähe, manche Widersprüche und Fehler im komischen Lichte zu zeigen. Wir waren hiezu wohl um so vielmehr gegen Hrn. v. Z. berechtigt, da er selbst in seinen Ausdrücken über die verdientesten Leute, wenn sie andrer Meinung sind als er, im geringsten nicht Maaß hält, und da wir von ihm nichts gesagt haben, als was der Wahrheit gemäß ist. Indessen hoffen wir doch, unparteyische Leser werden aus dem ruhigen Tone und aus dem Zwecke unserer Anmerkungen, der nur auf sorgfältige Erforschung der Wahrheit gehet, genugsam sehen, daß es für uns kein angenehmer Anblick war, einen Mann, der so große anderweitige Verdienste hat, beständig in den gröbsten Fehlern zu finden, weil er sich in ein Fach wagte, in

wel-

welchem es ihm an allen nöthigen Kenntnissen fehlt, und weil er sich selbst alles zutraut, ohne sich selbst zu kennen.

Die Liebe zur Wahrheit hat uns Muth und Geduld gegeben, in dieser beschwerlichen und unangenehmen Arbeit bis hieher auszudauern. Es war durchaus nöthig, dem Hrn. v. Z. wenigstens in seinem ersten Theile Schritt vor Schritt zu folgen. Denn hätte man allenfalls bloß einige der allerstärksten Irrthümer entwickeln wollen; so würde der Leser deshalb kaum geglaubt haben, daß die Fragmente so beschaffen wären, wie sie wirklich sind; welches doch zu zeigen leider! nothwendig war. Man würde sich, wenn nur einige einzelne Irrthümer wären gezeigt worden, noch kaum haben vorstellen können, daß ein Mann von solchem Namen und der sich solcher Quellen rühmt, ein Buch so unbeschreiblich nachläßig geschrieben hätte, von welchem er doch selbst rühmt, daß er damit seinem Zeitalter unter die Augen treten wolle. Man würde vielleicht geglaubt haben, er könnte etwa hier und da in einige einzelne Irrthümer gefallen seyn. Man würde geurtheilt haben:

Opere in longo fas est obrepere somnum.

Aber daß das ganze Werk so unbeschreiblich fehlerhaft wäre, würde kein Leser geglaubt haben, wenn wir nicht bey einem Kapitel nach dem andern gezeigt hätten, daß kein einziges Kapitel des ersten Theils von merklichen Fehlern frey ist, daß aber hingegen die allermeisten von den unverzeihlichsten Fehlern voll sind. Es thut uns leid, daß wir dieses zeigen mußten; sollten aber durch die Fragmente nicht Irrthümer und Legenden statt Wahrheit in die Geschichte kommen, so blieb kein

anderer Weg übrig, als es ausführlich und mit Gründen darzuthun.

Der Redakteur, zumal da ihm seine Zeit auch werth ist, findet keinen Gefallen daran, diese unangenehme Untersuchung über die Gebühr auszudehnen. Der zweyte und dritte Theil der Fragmente bieten zu eben so vielen Anmerkungen und Berichtigungen Stoff dar, als der erste. Bloß einige Kapitel im zweyten Theile sind um etwas weniges besser, obgleich auch darin allenthalben unrichtige Darstellungen unter den richtigen stehen; sonst ist alles, wie im ersten Theile, eben so nach Gutdünken hingeworfen, und eben so voll falscher und unrichtig verstandener Nachrichten. Vielleicht entschließen wir uns, künftig minder wichtige falsche Vorstellungen und Irrthümer entweder ganz zu übergehen oder sie nur bloß anzuzeigen, ohne sie mit Gründen auseinander zu setzen. Zwar ist keine solcher Auseinandersetzungen ohne Nutzen; aber der Redakteur hoft auch auf die Indulgenz unparteyischer Leser einigen Anspruch machen zu dürfen, und glaubt fast, so viel Glauben erworben zu haben, daß man ihm zuweilen auf sein Wort trauen wird. Es könnte ihm sodann viel unangenehme Arbeit erspart werden, und die Beurtheilung des zweyten und dritten Theils könnte alsdenn hoffentlich in eine zweyte Abtheilung von der Stärke der gegenwärtigen gebracht werden.

Auf alle Weise müssen wir um Erlaubniß bitten, eine so beschwerliche als unangenehme Arbeit nicht sogleich, sondern erst nach einigen Monaten fortzusetzen. Leser, welche zu beurtheilen im Stande sind, wie viel anhaltende Geduld dazu gehört, wenn über so sehr unrichtig vorgestellte Geschichten gründliche und genaue Untersuchungen angestellt werden sollen,

kön-

können nicht unbillig finden, wenn man einer solchen Arbeit sich nicht ganz unausgesetzt widmen kann und will. Die Wahrheit wird nichts dabey verlieren, wenn sie auch etwas später bekannt wird, und der Redakteur wird an gutem Muthe gewinnen; und guter Muth ist bey einem so beschwerlichen Geschäfte wahrhaftig wohl nöthig! — Es ist zu verzeihen, wenn man bey einer Arbeit von dieser Art ermüdet. Aber sie soll, wenn auch nicht unmittelbar jetzt, doch nach einiger Erholung gewiß geendigt werden.

Wir haben für nöthig gefunden, wegen der großen Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die in diesen Anmerkungen vorkommen, jeder Abtheilung derselben ein Namenregister beyzufügen, damit der Leser was er sucht, desto eher finden kann. Dieß ist vielleicht die erste Recension eines Buchs, der man ein Register beyfügen muß. Aber des Hrn. v. Z. Fragmente sind ein Buch, so wie wohl noch keines war; so hat es denn leider! auch eine Recension erfordert, wie wohl noch keine war, eine Recension in zwey langen Abtheilungen und mit zwey Registern!

Druckfehler.

S. 11. Z. 5. anstatt, diesem Werke, lis: diesen Anmerkungen. S. 31. Z. 11 v. unten, anst. war, l. gewesen wäre. Z. 5 v. unten, anst. Außerdem, l. Uebrigens. S. 42. Z. 8 v. unten, anst. der, l. aus der. S. 43. Z. 9 v. unten, anst. Aus seiner Schlafkammer, l. Von da. S. 49. Z. 21. anst. da, l. vermuthlich da. S. 51. Z. 3 v. unten, anst. recht, l. ganz. S. 81. in der Note, Z. 9. nach beehrt, wird hinzugesetzt: selbst nicht der Generaladjutant, ob Ihm gleich der König sehr gewogen war. S. 126. Z. 7. 8. anst. weder Knobelsdorf noch Algarotti, l. Knobelsdorf gar nicht, und Algarotti S. 66 nur dem Namen nach. S. 144. Z. 10 v. unten, anst. Sirmand, l. Firmond. S. 160. Z. 10 v. unten, anst. à l. en. S. 166. Z. 4 v. unten, anst. Imaginationist, l. Imagination ist. S. 177. Z. 1. anst. Errichtung, l. Einrichtung. Z. 13. hinzugesetzt: S. 111. S. 178. Z. 5 v. unten, muß ihr ausgestrichen werden. S. 183. Z. 14. anst. angelassen, l. behandelt. S. 185. Z. 8. anst. etwa 1779, l. aufs frühste im J. 1779. S. 203. anst. die Messe, l. das Fest. Das. Z. 4 v. unten, anst. 1785, l. 1784. S. 210. Z. 3. muß sich weggestrichen werden. S. 218. Z. 20. anst. kannte, l. kennt. S. 224. Z. 4. nach Sulzer, das Komma weggestrichen. S. 227. Z. 15. anst. den Christen, l. der ganzen Christenheit. S. 364. anst. Coltellini, l. Coltrolini.

Namenregister.

A.

Albrecht Friedrich (Markgr.) S. 55.
Alembert (d') 187. 330. 357.
Algarotti 126.
Amalia (Prinzess. v. Engl.) 102.
Argental (Graf d') 156.
Argens (Marq. d') 235. 253.
August Wilhelm (Prinz von Preußen) 104.

B.

Bastiani (Abt) 175. 351. 365. 367.
Beaumelle (la) 149—152. 155—158. 163.
Behnisch (Untergouverneur des Kronpr. v. Pr.) 237. 238. 239.
Benda 127.
Bestuchef (Kanzler) 295.
Bevern (Herz. v.) 76.
Bingert (Leibchirurg.) 144.
Blumenthal (Graf v.) 44.
Boden (Staatsminist. v.) 44.
Bodmer 218. 221.
Bonneville 181. 182.
Borgstede (Kammerdirekt.) 247.
Bork (General v.) 80. 81. 106. 107.
Bork (Graf v.) 235.
Boskamp (von) 292.
Bourdeaux 149—151. 157—163. 171.
Brandhorst (Gen. Chirurg.) 144.
Breitinger 218.
Büsching 41. 42. 78. 137. 140.
Buisson (du) 127.
Bute (Lord) 171. 305. 310.

C.

Calkoen (holl. Gesandte) 306. 307. 309.
Calzabigi 177. 178.
Campanina (Gräfin) 166. 172.
Capello (venet. Ges.) 168.
Catt (v.) 179. 188.
Chartres (Herz. v.) 337.
Chazot 129. 207.
Christian Ludwig (Markgr.) 55. 143.
Cocceji (v.) 274.
Condorcet (Markis de) 136. 153. 155.
Cossel (Etatsrath) 176.
Cothenius 26.
Croze (K. Bibliothekar, la) 354.

D.

Dantal 180.
Darget 179. 287.
Daum 31.
Daun (Gen. Feldm. v.) 76.
Decker 181.
Denina 75. 166. 174. 189. 207. 218. 296. 327. 2c.
Dobrilugk (von) 331. 2c.
Doktor von Malchow 135. 143. 2c.
Douceur (la) 180—184. 350.

E.

Eckert (Kaminrath) 123.
Eckstein (Bildh.) 139.
Elberfeld (Pat.) 201.

Ellermann 288.
Elliot (Hauptm.) 284 ꝛc.
Engel (Gen. Chir.) 139. 140. 145.
Eugen IV. (Papſt) 193.
Euler 223. 239.

F.

Finkenſtein (Graf v.) 237. 241—267.
Firmond (Reg. Chir.) 144.
Fiſch (Leibarzt) 143. ꝛc.
Fiſcher (Prof.) 36—39. 44. 45. 58. 75. 88. 90. 115. 164. 166.
Fleury 268. 270.
Formey 209—211. 356. 371.
Fouquet (Gen. v.) 76. 285.
Fredersdorf 253. 354. 257—261.
Freron 156.
Freſe 26—292.
Friedrich I. (König) 46. 47. 61. 65.
Friedrich Wilhelm I. (König) 30—48. 56. 61. 65. 69. 72. 83. 87. 95. 99. 100. 102. 106. 116. 118. 121—125. 144. 189.
Friedrich Wilhelm (Kurfürſt) 193.

G.

Gaudi (Staatsmin. v.) 247.
Georg I. (König) 83.
Georg II. (König) 83. 102.
Georg Wilhelm (Kurf.) 123.
Girtanner 180.
Goldbeck (Pred.) 247.
Goldoni 169.
Golze (Graf v. d.) 291. ꝛc.
Gottskowsky 177.
Gottſched 236.
Graun 127.
Grumbkow (Gen. v.) 101. 123.

H.

Hagen (Staatsmin. v.) 176.
Haude 289.
Heineccius 247.
Hennert (Geh. Oberforſtrath) 248.
Herzberg (Graf v.) 23. 33. 37. 38. 116. 207. 208. 248. 267. 316. ꝛc.
Holzendorf (Gen. Chir.) 144.
Horſt (Miniſt. v. d.) 20—22. 78. 81. 146. 148. 149. 176. 209. 210. 250. 251. 267. 323. 334. 336. 342. 343. 346—348.
Hülſen (Gen. v.) 273. 297. ꝛc.

J.

Jacobi (Rektor) 240.
Jariges (Großkanzl. v.) 176.
Jäniſch 260.
Ilgen (von) 123.
Jordan 126. 129.

K.

Kaiſerling (von) 129. 287.
Karl (ſpan. Prinz) 85.
Karl VI. (Kaiſer) 131.
Katte (von) 88—97.
Keith (von) 89. 93.
Kleinſorge (P.) 200. ꝛc.
Klemens XIII. (Papſt) 360. 361. 367.
Knobelsdorf 126. ꝛc.
Knyphauſen (von) 102. 123.
Kraſicki (Graf) 204. ꝛc.

L.

Lainez (P.) 321.
Lambert 215—217.
Laudon Feldmarſch. v.) 76.
Leopold (Fürſt v. Anh. Deſſ.) 98.
Leopold (Erbp. v. Anh. Deſſ.) 271.
Leſſing 254. ꝛc.
Leſtewitz (Gen. v.) 323.
Leuchſenring (Geh. Rath) 341—343.
Lieberkühn 62.

Liebert (Penſ. Chir.) 141.
Lojola (P. Ign.) 321.
Lucchesini 188.
Luck (Geh Rath v.) 44. 49.
Ludovici 236.
Lüdecke 277.
Luſi (Graf) 284.

M.

Mackenzie 170. ꝛc.
Malchow, ſ. Dokt. von Malchow.
Mardefeld (Kabinetsmin. v.) 267.
Maria Thereſia (Kaiſerinn) 79. 104. 106. 321. 322.
Marſchall (von) 43.
Marſhall (Lord) 173. 285.
Maſſon 175.
Meckel 24.
Meinertshagen (von) 89.
Menzel 296.
Mettrie (de la) 179.
Milton (Lord) 282. ꝛc.
Mirabeau (Graf) 16. 205.
Mitchel 235. 236. 285. 286. 307. 311. ꝛc.
Montesquieu 294.
Moulin (Gen. dû) 54.
Müller (Feldpr.) 93—96. 109.
Münchow (Graf v.) 106. ꝛc.
Muradgea 277.

N.

Nicolai 77—79. 146. 247. 248. 271. 333. ꝛc.
Nugent (Graf) 287. 300.

O.

Oesfeld (von) 247.
Ollenroth (Penſ. Chir.) 141.
Orleans (Herzog v.) 337. ꝛc.
Oſſory (Vicar. apoſtol. in Schweden) 190.

P.

Pallas 144.
Pauw 179—188. 350. 352.
Pernety 182—187. 349—361. 369—371.
Pesne 127.
Pfalzbayern (Kurf. von) 345.
Pfannenſtiel 253.
Pfuel (Frau v.) 256.
Philipp Wilhelm (Markgr.) 55.
Piſtor (Reg. Chir.) 144.
Pitra 180. 181.
Podewills (von) 267. 281.
Pöllnitz (von) 61. ꝛc.
Porter (engl. Miniſter) 290.
Puebla (Graf) 286.

Q.

Quintus 175—178. 331. 354—357.

R.

Rabener 236.
Reuß (Fürſt) 281.
Rexin (Geh. Kommerz Rath) 290.
Ricci (P. Gen.) 333.
Riedeſel (Baron v.) 278.
Rohdich (Gen. v.) 147. 148. 255.
Romberg (P.) 333.
Roſa (Superintend.) 258.
Roſenmeyer (Penſ. Chir.) 141.
Rothenburg (Graf v.) 274.
Rouſſeau 294.
Rübeaud 177.

S.

Sailer (P.) 321.
Saldern (von) 296.
Salmour (Graf v.) 308.
Schatzkammer 35—58.
Schlieffen (Freyh. v.) 147.
Schlieſtädt 71.
Schmidt (Buchhändl.) 261.
Schöning (Geh. Kriegsrath) 137—140.
Schulenburg (Graf v. d.) 247.

Schulrabe 262.
Schwarz (Gebrüdere) 267.
Schwarz (P.) 333.
Schwarzenberg (Graf von) 123.
Schwerin (Feldm. Graf v.) 272.
Seckendorf 83. 87. 88—91. 98—110. 117. 118. 124. 293.
Seidel (Kurf. Rath) 242.
Selle 26. 27. 138.
Senf (Prof.) 144.
Silberzeug 40. 48. 58—71.
Solignac (de) 128.
Soltikow (General) 76.
Sousa (Graf) 319.
Splittgerber 31.
Stamford (von) 237.
Stanislaus (König) 128 ꝛc.
Stark 340.
Stormont (Lord) 305—310.
Stosch (Hofr.) 370.
Sulzer 216. 220—239.
Swieten (von) 287.

T.

Theden (Gen. Chir.) 26. 144. 325. ꝛc.
Tyrconel 287.
Touche (la) 287.
Trenk (von) 76.
Truzettel 43.

V.

Val (du) 185—191. 195—204.
Veltheim (von) 165.
Vergennes (Staatsmin.) 314.
Voisenon (Abbé de) 175.
Voltaire 35. 137. 140. 146. 152—158. 163. 210. 211. 294. 354.
Voß (Staatsminist. v.) 247.

W.

Warnery (v.) 174. 272. 302. ꝛc.
Weingarten (von) 297.
Weise (Past.) 241.
Weißenbach (P.) 321.
Wilhelm (Landgr. v. Hessen) 268.
Wilsnack (Kammerd.) 144.
Winkelmann 354.
Wüstefeld (P.) 202. 360.

Z.

Zegelin (von) 291.
Zeplichal (P.) 329.
Ziegenprophet 253.
Zimmermann (Beamter in Sachsen) 262.
Zwanzig 46—48.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Freymüthige Anmerkungen über des Herrn Ritters von Zimmermann Fragmente ü ber Friedrich den Großen

Bd.: 1. (1791). - VI, 382 S.

Berlin [u.a.] 1791

Bor. 14-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012478-4
VD18 80349285-001